

TANGRAM

Zeitschrift der EKR • Revue de la CFR • Rivista della CFR

48
2024

Polarisierung und Kampf gegen Rassismus

Polarisation et lutte contre le racisme

Polarizzazione e lotta contro il razzismo



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Eidgenössische Kommission gegen Rassismus EKR
Commission fédérale contre le racisme CFR
Commissione federale contro il razzismo CFR
Cumissiuun federala cunter il racissem CFR

Inhaltsverzeichnis

Table des matières

Indice

5

Editorial / Éditorial / Editoriale

8

Dossier

Polarisierung und Kampf gegen Rassismus

Polarisation et lutte contre le racisme

Polarizzazione e lotta contro il razzismo

9_13_16

«In der polarisierten Debatte geht es um Wertehehoheit» Interview
« La polarisation du débat a pour enjeu l'hégémonie des valeurs »

Entretien

«Nel dibattito polarizzato è in gioco l'egemonia dei valori» Intervista
Denise Traber

20_23_26

« La polarisation est un obstacle à la lutte contre le racisme »

Entretien

«Polarisierung erschwert den Kampf gegen Rassismus» Interview
«La polarizzazione è un ostacolo alla lotta contro il razzismo»

Intervista

Oscar Mazzoleni

30_34_38

Psychologie de la polarisation: quel rôle jouent les réseaux sociaux ?

Die Psychologie hinter der Polarisation: Welche Rolle spielen Social Media?

La psicologia della polarizzazione: qual è il ruolo dei social media?

Matthieu Vétois

42_45_48

«Medien könnten noch stärker die Stimme der Vernunft spielen»

Interview

« Les médias pourraient faire entendre davantage encore la voix de la raison » Entretien

«I media potrebbero assumere maggiormente il ruolo di voce della ragione» Intervista

Linars Udris

52_55_58

Médias & asile : quand la terminologie ou les informations erronées alimentent la polarisation

Medien und Asyl: Wie die Wortwahl und Falschinformationen Polarisierungen begünstigen

Media e asilo: quando la terminologia e la disinformazione alimentano la polarizzazione

Elodie Feijoo

61_64_67

Überfremdungsabwehr als Polarisierungsmuster

Un modèle de polarisation : la défense contre la « surpopulation étrangère »

La difesa dall'inforestierimento come schema di polarizzazione

Esteban Piñeiro

70_74_77

Was ist Wissenschaftsfreiheit und warum ist sie in Gefahr?

De la liberté scientifique et des dangers qui la guettent

Che cos'è la libertà della scienza e perché è in pericolo?

Barbara Lüthi & Patricia Purtschert

DISCUSSION

81_90_99

Racisme et wokisme Olivier Massin

Racisme intériorisé et privilège blanc : les lacunes de l'analyse d'Olivier Massin Ellen Hertz

Rassismus und Wokeismus Olivier Massin

Internalisierter Rassismus, weisses Privileg und was in Olivier

Massins Analyse fehlt Ellen Hertz

Razzismo e wokismo Olivier Massin

Razzismo interiorizzato e privilegio bianco: le lacune dell'analisi di

Olivier Massin Ellen Hertz

OPINION

107_113_119

Der zähe Einsatz für eine antirassistische Politik in einer zunehmend polarisierten Gesellschaft

Un engagement résolu contre le racisme dans une société de plus en plus polarisée

Un impegno tenace al servizio di una politica antirazzista in una società vieppiù polarizzata

Michele Galizia

* Originalversionen in Fettdruck / Versions originales en caractère gras / Versioni originali in grassetto

124

Bonnes Pratiques

125_127_129

«Wir müssen an den Strukturen arbeiten, die Polarisierung speisen» Interview

« Nous devons nous attaquer aux structures qui favorisent la polarisation » Entretien

«Dobbiamo lavorare sulle strutture che alimentano la polarizzazione»

Intervista

Nora Refaeil

131_133_135

Vieldeutigkeit in der post-migrantischen Gesellschaft anerkennen

Vers une société qui assume sa complexité

Accettare l'ambiguità nella società post-migratoria

Hannan Salamat & Dina Wyler

137_139_141

Hass und Polarisierung die Stirn bieten

L'écriture contre la haine et la polarisation

Tenere testa all'odio e alle polarizzazioni

Monica Cantieni

144

News

144_deutsch

Tagungsbericht Jugend und Rassismus

Analyse der Beratungsarbeit

145_français

Colloque Les jeunes face au racisme

Analyse du travail de conseil

146_italiano

Atti del convegno I Giovani e il razzismo

Analisi del lavoro di consulenza

147

Giurisprudenza

Rechtsprechung

Jurisprudence

153

Casistica del servizio di consulenza

Fälle aus der Beratung

Cas tirés de la pratique

159

TANGRAM bestellen

Commander TANGRAM

Ordinare TANGRAM

161

Impressum

Editorial

Ursula Schneider Schüttel

Präsidentin der EKR

deutsch

Gefühlt hat die Polarisierung in unserer Gesellschaft zugenommen. Politische Debatten werden lauter und polemischer. Öfter werden unvereinbare Positionen ohne Zwischentöne vertreten, egal ob links oder rechts. Eine Polarisierung der Meinungsäusserungen stelle ich auch in den Medien fest. Insbesondere in den sozialen Medien sind differenzierte Haltungen kaum mehr auszumachen. Mehr und mehr Lebensbereiche scheinen von einer Polarisierung betroffen zu sein.

Doch ist dem wirklich so? Welche Ursachen und welche Folgen hat die Polarisierung? Wie wirkt sich die Polarisierung des öffentlichen Diskurses auf die Bekämpfung von Rassismus und Diskriminierung aus? Diesen Fragen geht die vorliegende Ausgabe des Tangram nach. Expertinnen und Experten aus verschiedenen Teilgebieten der Wissenschaft beleuchten die vielschichtigen Facetten der Polarisierung.

Zu den zentralen Faktoren gehören unter anderem die Fragmentierung der Medienlandschaft und der Einfluss sozialer Medien. Algorithmische Filterblasen verstärken bestehende Ansichten und verhindern, dass wir mit unterschiedlichen Perspektiven in Berührung kommen. Diese Isolation führt zu einem Mangel an Dialog und Verständnis, wodurch Misstrauen und Feindseligkeit gegenüber anderen Gruppen wachsen. Im Kontext der Rassismusbekämpfung bedeutet dies, dass Vorurteile und Fehlinformationen nicht nur bestehen bleiben, sondern sich oft noch verstärken.

Als Politikerin habe ich die Erfahrung gemacht, dass polemische und polarisierende Aussagen mehr öffentliche Aufmerksamkeit erfahren. Differenzierte Positionen haben oft einen schweren Stand. Doch eigentlich lebt gerade unsere schweizerische Demokratie nicht vom Streit um die Meinungshoheit und dem simplen «Dafür» oder «Dagegen». Im Gegenteil: Unsere Demokratie nährt sich vom konstruktiven Dialog, von offenen Diskussionen, von der Auseinandersetzung miteinander, von der Suche nach Konsens und Kompromissen. Und allenfalls, ganz am Schluss bei einer Volksabstimmung, da geht es letztlich um ein Ja oder ein Nein.

Ich bin davon überzeugt, dass unsere Gesellschaft von der Fähigkeit jeder und jedes Einzelnen lebt, sich differenziert eine Meinung zu bilden bzw. eine differenzierte Meinung zu haben. Ein gesellschaftlicher Zusammenhalt ist nicht möglich, wenn polarisierte und polarisierende Meinungen den Alltag bestimmen, wenn jeder auf seinem Standpunkt beharrt, wenn das «Aufeinanderzugehen» und das Verständnis für das Gegenüber nicht mehr vorhanden sind. Die Offenheit anderen Menschen gegenüber, die Fähigkeit zur Empathie und zur Solidarisierung mit Mitmenschen sind wesentliche Grundlagen einer funktionierenden Gesellschaft.

Die zunehmende Polarisierung öffentlicher Debatten kann eine Bedrohung darstellen und die Fortschritte im Kampf gegen Rassismus gefährden. Wenn sich Debatten zu extremen Positionen verfestigen, verschwinden Nuancen und gegenseitiges Verständnis. Schlagworte wie «Wokeismus», «Cancel Culture» oder «kulturelle Aneignung» dienen dann häufig dazu, Spaltungen zu schüren, anstatt eine konstruktive Auseinandersetzung zu führen. Nötig ist deshalb eine erhöhte Wachsamkeit und die Bereitschaft, ausgewogene Debatten zu ermöglichen, die das Miteinander fördern. Die Schweizer Demokratie, die auf

Konkordanz und Konsens beruht, bietet dafür ein wertvolles Modell, das wir bewahren und an die zeitgenössischen Herausforderungen anpassen müssen, um im Kampf gegen Rassismus weitere Fortschritte zu erzielen.

Der Kampf gegen Rassismus ist auf einen starken sozialen Zusammenhalt angewiesen, in dem sich jede und jeder Einzelne einbezogen und wertgeschätzt fühlt. Die Polarisierung des öffentlichen Diskurses behindert diesen Effort beträchtlich. Entscheidend ist die Erkenntnis, dass Rassismus nicht bekämpft werden kann, indem man gesellschaftliche Gräben vertieft. Nötig ist vielmehr der Bau von Brücken zwischen verschiedenen Gemeinschaften. Indem wir den sozialen Zusammenhalt stärken, schaffen wir den Nährboden für die Sensibilisierung gegen alle Formen von Rassismus. Als Garanten dieses Zusammenhaltes spielen unsere demokratischen Institutionen eine fundamentale Rolle. Angesichts der Herausforderungen durch die Polarisierung ist es unabdingbar, diese Institutionen zu schützen und zu stärken.

Ich wünsche Ihnen eine gute Lektüre.

Éditorial

Ursula Schneider Schüttel

Présidente de la CFR

français

La polarisation de notre société s'est accentuée. Le débat politique se durcit et devient plus polémique. On observe plus de positions incompatibles, qu'elles soient de droite ou de gauche : du noir et blanc sans aucune nuance de gris. Cette polarisation des avis, je l'observe également dans les médias. Sur les réseaux sociaux aussi, l'heure n'est décidément plus à la nuance. Et le phénomène touche toujours plus de domaines.

Voilà l'impression qui se dégage. Mais est-ce vraiment la réalité? Quels sont les causes et les effets de la polarisation? Quel est l'impact de la polarisation du débat public sur la lutte contre le racisme et la discrimination? Telles sont les questions auxquelles la présente édition de Tangram tente de répondre, avec plusieurs experts de différents horizons qui abordent les multiples facettes de la polarisation.

Parmi les principaux facteurs de cette dernière, on trouve notamment la fragmentation du paysage médiatique et l'influence des réseaux sociaux. Les bulles de filtres des algorithmes renforcent encore les opinions existantes et empêchent toute confrontation avec d'autres perspectives. Cet isolement appauvrit le dialogue et entrave la compréhension de l'Autre, favorisant la défiance et l'hostilité à son égard. Pour la lutte contre le racisme, cela signifie que non seulement les préjugés et les *fake news* ne disparaissent pas, mais qu'ils sont même souvent amplifiés.

Les affirmations polémiques et polarisées recueillent souvent davantage d'attention. J'en ai fait l'expérience dans ma fonction politique. Les positions nuancées ont souvent du mal à percer. Pourtant, notre démocratie ne se nourrit pas des luttes pour le leadership de l'opinion et de la simple opposition «pour»/«contre». Bien au contraire: elle vit du dialogue constructif, des discussions ouvertes, du débat et de la recherche de compromis et de consensus. Le cas échéant, l'opposition primaire «oui»/«non» n'intervient que tout à la fin, par exemple lors des votations populaires.

Je suis convaincue que notre société n'existe que grâce à la capacité de chacun à se forger une opinion en écoutant différents avis et à avoir un avis nuancé. Impossible de garantir la cohésion de la société lorsque le quotidien est régi par les opinions polarisées et polémiques. Lorsque chacun campe sur ses positions. Lorsque plus personne ne va vers l'Autre ni ne cherche à le comprendre. L'ouverture vis-à-vis de la différence et la capacité à éprouver de la solidarité ou de l'empathie pour ses semblables sont les piliers d'une société qui fonctionne.

La polarisation croissante du débat public peut constituer un risque et menacer les avancées de la lutte contre le racisme. Quand le débat renforce les positions extrêmes, il n'y a plus d'entente ni de compréhension mutuelle. Des expressions comme «wokisme», «cancel culture» ou encore «appropriation culturelle» servent souvent à creuser encore les différences au lieu de permettre des discussions constructives. Il convient d'être plus vigilant, de permettre les discussions équilibrées et de promouvoir le vivre ensemble. La démocratie suisse, qui repose sur la concordance et le consensus, propose un précieux modèle que nous devons conserver et adapter aux défis modernes pour continuer à avancer dans le combat contre le racisme.

Ce dernier a besoin d'une société largement soudée, où chacun a sa place et se sent à sa place. La polarisation du débat public est un obstacle majeur. Il est essentiel de prendre conscience qu'il n'est pas possible de lutter contre le racisme tout en creusant des fossés entre les gens. Nous devons bien plus construire des ponts entre les différentes communautés, car la cohésion sociale est le terreau de la sensibilisation à toutes les formes de racisme. Nos institutions démocratiques jouent un rôle fondamental en garantissant cette cohésion; contre la polarisation, il est primordial de les protéger et de les renforcer.

Bonne lecture!

Editoriale

Ursula Schneider Schüttel

Presidente della CFR

italiano

Nella nostra società la polarizzazione si è accentuata. Il dibattito politico è diventato più acceso e polemico e spesso si assumono posizioni inconciliabili senza mezzi toni, sia a destra che a sinistra. Osservo questa polarizzazione delle opinioni anche nei media. Soprattutto nei social media, i pareri ponderati sono diventati merce rara. E sempre più ambiti della vita sembrano essere toccati dal fenomeno.

Ma è veramente così o è soltanto un'impressione? Quali sono le cause e le conseguenze della polarizzazione? Che ripercussioni ha la polarizzazione del dibattito pubblico sulla lotta al razzismo e alla discriminazione? Il presente numero di Tangram tenta di rispondere a queste domande. Esperte ed esperti di diversi rami scientifici fanno luce sui molteplici aspetti della polarizzazione.

Tra i principali fattori di questo fenomeno si possono citare la frammentazione del panorama mediatico e l'influenza dei social media. Le bolle di filtraggio algoritmico consolidano le opinioni e ci impediscono di entrare in contatto con prospettive diverse. Questo isolamento ostacola il dialogo e la comprensione favorendo la diffidenza e l'ostilità verso altri gruppi. Per la lotta al razzismo, ciò significa che i pregiudizi e la disinformazione non soltanto persistono, ma spesso si amplificano.

Dalla mia esperienza in politica so che le affermazioni polemiche e polarizzanti ottengono maggiore attenzione da parte

del pubblico. I mezzi toni hanno vita dura. La nostra democrazia non vive però di dispute sull'egemonia delle opinioni e della semplice dicotomia «pro» o «contro». Al contrario: si nutre del dialogo costruttivo, della discussione aperta, del dibattito e della ricerca del consenso e del compromesso. E in genere soltanto alla fine di una votazione popolare tutto si riduce a un SÌ o un NO.

Sono convinta che la nostra società si fonda sulla capacità di ognuno di formarsi e di avere un'opinione ponderata. La coesione sociale non è possibile se la vita quotidiana è dominata da opinioni polarizzate e polarizzanti, se ognuno resta arroccato sulle proprie posizioni e se vengono a mancare la disponibilità a venirsi incontro e la comprensione per la controparte. L'apertura, l'empatia e la solidarietà verso gli altri sono elementi essenziali di una società che funziona.

La crescente polarizzazione del dibattito pubblico può rappresentare una minaccia e compromettere i progressi compiuti nella lotta al razzismo. Quando il dibattito si arena su posizioni estreme, vengono meno le sfumature e la comprensione reciproca. Concetti come «wokismo», «cultura della cancellazione» o «appropriazione culturale» spesso contribuiscono ad esasperare le divisioni invece di favorire un dialogo costruttivo. Occorre pertanto restare molto vigili ed essere disposti a favorire dibattiti equilibrati che promuovano la coesione. La democrazia svizzera, basata sulla concordanza e sul consenso, costituisce un modello prezioso, che dobbiamo preservare e adattare alle sfide contemporanee per compiere ulteriori progressi nella lotta al razzismo.

Senza una coesione sociale forte, in cui ognuno si sente incluso e valorizzato, diventa difficile condurre questa lotta. La polarizzazione del discorso pubblico rappresenta un freno in questo senso. È fondamentale riconoscere che il razzismo non può essere combattuto accentuando le divisioni sociali. Dobbiamo invece

costruire ponti tra le diverse comunità. Rafforzando la coesione sociale, creiamo un terreno fertile per la sensibilizzazione a tutte le forme di razzismo. Le nostre istituzioni democratiche svolgono un ruolo fondamentale come garanti di questa coesione. Di fronte alle sfide poste dalla polarizzazione, è quindi essenziale proteggerle e rafforzarle.

Buona lettura!

DOSSIER

Polarisierung und Kampf gegen Rassismus

Polarisation et lutte contre le racisme

Polarizzazione e lotta contro il razzismo

«In der polarisierten Debatte geht es um Werteheoheit»

Die Polarisierung hat verschiedene Facetten. Im öffentlichen Diskurs wird der Begriff zunehmend für eine bestimmte Art von Debatte verwendet. Für die Forscherin und Polarisierungs-Expertin Denise Traber gilt es zu unterscheiden zwischen einer vergifteten Debatte und der Frage, ob die Gesellschaft deswegen auseinanderdriftet.

Das Interview führte Theodora Peter

Wie definieren Sie den Begriff Polarisierung im Kontext der öffentlichen Meinung?

Denise Traber: In der Politikwissenschaft wird der Begriff Polarisierung ursprünglich zur Charakterisierung des Parteiensystems verwendet. Dabei geht es um die Frage, wie die Parteien ideologisch aufgestellt sind und wie weit links und rechts sie auseinander stehen. Für die öffentliche Meinung bezieht sich die Definition auf die Frage, ob man eine linke oder eine rechte Partei wählt. Dabei geht es auch darum, wie stark die politischen Meinungen in der Bevölkerung auseinanderdriften. In neuerer Zeit interessiert zudem der Gegensatz zwischen Menschen mit verschiedenen politischen Einstellungen: also, wie stark die Ablehnung von Menschen mit einer anderen Meinung ist. Dies bezeichnet man als affektive Polarisierung. Sie zeigt sich vor allem bei gewissen Fragen, die starke Emotionen hervorrufen, wie dem Klimawandel oder der Migration. Im öffentlichen Diskurs wird der Begriff Polarisierung jedoch auch zunehmend für eine bestimmte Art von Debatte verwendet. Dabei wird betrachtet, wie unvereinbar die Positionen sind und wie emotional die Debatte verläuft. Diese Definition ist zwar nicht wissenschaftlich, aber sehr geläufig, weshalb wir sie nicht auslassen können.

Was ist unter den Begriffen ideologische Polarisierung und affektive Polarisierung konkret zu verstehen? Welche Rolle spielen dabei Identitäten?

Für die Forschung ist die Entwicklung in den USA sehr wichtig. Dort gibt es seit mehreren Jahrzehnten eine ideologische Polarisierung: Die Linke – in den USA die Liberalen oder Demokraten – sind stärker nach links und die Rechten – die Republikaner – eher nach rechts gerückt. Bei der ideologischen Polarisierung geht es um Einstellungen, zum Beispiel in Bezug auf Gleichstellung von Minderheiten oder Abtreibung. Oder anders ausgedrückt: Sogenannt liberale Werte stehen konservativen Werten gegenüber. Wichtig ist die Feststellung, dass es in den USA zu einem sogenannten Social Sorting gekommen ist: Die Wählerschaft der Demokraten und der Republikaner wurde immer homogener. Man weiss aber nicht genau, ob die Leute tatsächlich extremer geworden sind oder ob sich zunehmend Wählende mit ähnlichen Einstellungen in die beiden Parteien hineinsortiert haben. Auch ist nicht klar, ob sich das ideologische Auseinanderdriften der Pole in den letzten Jahren noch verstärkt hat.

Klar ist, dass sich das Zusammengehörigkeitsgefühl in der jeweiligen Gruppe verstärkt hat. Die eigene Identität wird

über die Zugehörigkeit zu einer der beiden Parteien definiert. Das führt zu einer positiven Bewertung der eigenen Gruppe, aber gleichzeitig auch zur Ablehnung der anderen Gruppe – sowohl emotional wie auch in Bezug auf Werte und Lebensstil. Mit der affektiven Polarisierung ist diese emotionale Komponente gemeint. Das funktioniert aber nur in einem System mit zwei Parteien wie in den USA, in der auch eine räumliche Segregation möglich ist. Man wohnt in homogenen Nachbarschaften und hat dadurch kaum Kontakt mit Andersdenkenden.

Lässt sich diese affektive Polarisierung auch in Europa und in der Schweiz feststellen?

Die Entwicklung in den Vereinigten Staaten lässt sich nicht einfach auf Europa und die Schweiz übertragen. Erstens gibt es hier nicht zwei Gruppen, die sich gegenüberstehen, und zweitens wird die Identität nicht so stark über eine politische, respektive parteipolitische Zugehörigkeit definiert. Zwar zeigt die Forschung, dass linke Wählende rechte Wählende eher ablehnen und umgekehrt. Aber dabei ist keine starke Veränderung feststellbar. Für die Schweiz lässt sich sagen, dass die Verbindung zu einer eigenen Gruppe oder Partei stärker ist als die Ablehnung der anderen Gruppe. Man spricht dabei von einer starken

Ingroup-Zugehörigkeit, im Gegensatz zur Ablehnung der Outgroup. Diese Feststellung bezieht sich ohnehin einzig auf Parteien. Denn politische Zugehörigkeit ist nur eine von möglichen Identitäten.

Eine Gefahr besteht dann, wenn demokratisch gefällte Entscheide nicht mehr anerkannt werden.

Über andere Gruppen – ausserhalb der Parteien – weiss man viel weniger. Ich arbeite derzeit an einem Forschungsprojekt, in welchem wir die Zugehörigkeit zu sozialen Klassen anschauen. Erste Resultate dazu werden in ein paar Monaten vorliegen.

Nimmt die gesellschaftliche Polarisierung in der Schweiz im Vergleich mit dem Ausland zu?

Wenn man rein die ideologische Polarisierung betrachtet, ist die Schweiz den umliegenden Ländern voraus. Die relativ starke politische Polarisierung, die wir in der Schweiz kennen, entstand bereits in den 1990er-Jahren. In den 1980er-Jahren waren neue linke Parteien wie die Grünen aufgekommen sowie linke Themen wie die internationale Solidarität, die Gleichstellung der Geschlechter oder liberale Gesellschaftsthemen. Der Aufstieg der Rechten kann zum Teil mit einer Gegenbewegung respektive einem Backlash erklärt werden. In der Folge rückte die SVP nach rechts und die Linke blieb eher links – im Vergleich mit dem Ausland sogar sehr links. In der neueren Forschung gibt es keine Anzeichen dafür, dass sich diese Pole in den letzten 10 bis 20 Jahren nochmals stärker auseinanderbewegt haben. In den Nachbarländern Deutschland und Frankreich setzte diese politische, ideologische Polarisierung später ein.

Welchen Einfluss hat der internationale Kontext – wie zum Beispiel der Nahostkonflikt – auf die Polarisierung der Debatte?

Wie eingangs erwähnt, taucht der Begriff der polarisierten Debatte immer stärker in den Medien auf. Gemeint ist damit ein unzivilisierter Austausch oder verhärtete Fronten, was sich auch in den Medien und Online-Foren zeigt. Im Kontext einer Verunsicherung – durch Kriege oder andere Bedrohungen wie den Klimawandel – kommt es durchaus zu gehässigeren Debatten. Die aktuelle Medienlogik, die durch Emotionen Klicks generiert, trägt das Ihre dazu bei. Schockierende und provozierende Aussagen führen zu Aufmerksamkeit, was rechtspopulistischen Messages dienlich ist.

Ich finde es mitunter schwierig, wenn diese Dynamik als Polarisierung bezeichnet wird. Ich würde eher von einer konfliktreichen Debatte sprechen. Doch offensichtlich gibt es die Wahrnehmung einer Polarisierung, was sich auch in Umfragen zeigt. Mir ist jedoch wichtig, immer wieder darauf hinzuweisen, dass die politischen Einstellungen – also das, was wir von der Politik wollen – relativ stabil sind und sich nur über einen sehr langen Zeitraum verändern.

Wie wirkt sich Polarisierung auf den sozialen Zusammenhalt aus?

Als Forscherin müsste ich zuerst analysieren, was sozialen Zusammenhalt ausmacht. Wenn ich die Medien betrachte, fällt mir auf, dass eine nüchterne Diskussion tatsächlich schwieriger geworden ist. Vielleicht ist in der Schweiz der Wunsch nach Harmonie zu gross. Oder wir sind es uns nicht gewohnt, starke Auseinandersetzungen zu führen. Es gilt zu unterscheiden zwischen einer vergifteten Debatte und der Frage, ob die Gesellschaft deswegen auseinanderdriftet. In der kleinräumigen Schweiz läuft man sich immer wieder über den Weg, sei es im Wohnquartier oder in einem Verein. Die soziale Segregation ist in der

Schweiz im Vergleich mit anderen Ländern nicht so gross. Insofern stehen wir nicht an einem Kipp-Punkt. Zudem gibt es mehrere Parteien, und die politischen Kräfte der Mitte decken einen Drittel des Wählerspektrums ab. Das politische System, das auf Kompromiss, Ausgleich und Konkordanz ausgerichtet ist, wirkt sehr stabilisierend. Und als Ventil dient die direkte Demokratie. Zwar sind die Debatten jeweils heftig, sie flauen aber nach einer Abstimmung wieder ab. Es gibt keine Anzeichen, dass es Gruppen gibt, welche diese Entscheidungen nicht anerkennen.

Wann wird Polarisierung zu einer Gefahr für die Gesellschaft, insbesondere im Kontext von Rassismus und Ausgrenzung von Minderheiten?

Eine Gefahr besteht dann, wenn demokratisch gefällte Entscheide nicht mehr anerkannt werden. Wenn also beispielsweise nach einer verlorenen Abstimmung die Regeln der Politik infrage gestellt würden. Die demokratischen Institutionen sind wichtig, und sie können ein Gegengewicht bilden. Demokratische Rechte sind auch Minderheitenrechte. Gefährlich wird es auch, wenn Rechte nur noch für eine Gruppe gelten sollen. So plädiert zum Beispiel in Frankreich das Rassemblement National dafür, dass Sozialleistungen nur noch an französische Staatsbürgerinnen und -bürger ausgerichtet werden.

Rassismus hat ähnliche Ursachen wie die Polarisierung als Ganzes: das Erstarken von rechtsradikalen Parteien.

Ob dies nun eine Folge von Polarisierung ist, ist schwer zu sagen. Rassismus oder Formen von Nationalismus, die mit Fremdenfeindlichkeit einhergehen, haben ähnliche Ursachen wie die Polarisierung als Ganzes – nämlich das Erstarken von rechtsradikalen Parteien und eine gewisse Normalisierung eines rechten

Diskurses. Ich erachte dies eher als Teil einer Polarisierung und nicht als Folge. Forschungen zeigen, dass es zu gewissen Normverschiebungen kommt, sobald rechtspopulistischen Parteien ins Parlament einziehen. Eine breitere Abstützung von rechten Parteien im Parlament sendet das Signal an die Bevölkerung, dass deren Positionen eigentlich ganz akzeptabel sind.

Gibt es auch positive Aspekte von Polarisierung?

Eine gewisse Polarisierung kann der Normalisierung von extremen Positionen auch entgegenwirken. So beinhaltet affektive Polarisierung, wie bereits ausgeführt, eine Ablehnung von anderen Einstellungen. In diesem Sinne kann es einen gewissen Schutz bewirken, wenn sich eine Gegenbewegung formiert. Ein Beispiel: Die Demonstrationen gegen die AfD in Deutschland kann man als Polarisierung verstehen, aber auch als Schutzmechanismus gegen die Verbreitung rechtsextremer Positionen betrachten.

Wenn die Ablehnung von ideologisch Andersdenkenden zunimmt: Welche Folgen hat dies für die Prävention gegen Rassismus?

Wenn man eine Normalisierung von xenophoben Haltungen als Teil der Ideologie sieht, macht dies die Rassismusprävention wohl generell schwieriger. So stelle ich es mir nicht einfach vor, an die Solidarität zu appellieren, wenn gewisse Verhaltensweisen oder Aussagen als «normaler» gelten.

Begünstigt die von gewissen politischen Akteuren und Medien praktizierte politische Instrumentalisierung des Kampfs gegen Rassismus und Antisemitismus die Polarisierung?

Diese Instrumentalisierung ist Teil einer Strategie, die derzeit zu funktionieren scheint. Und sie ist Teil einer polarisierten Debatte, in der es darum geht, wer die Wertehoheit behaupten kann. Wel-

che Folgen dies haben wird, ist heute schwierig zu beantworten.

Gibt es noch weitere Aspekte zur Debatte rund um Polarisierung, die Ihnen wichtig erscheinen?

Ich finde es grundsätzlich wichtig, dass wir mehr über die positiven Aspekte des gesellschaftlichen Zusammenhaltes reden. Wenn man über Polarisierung spricht, gehen diese Aspekte gerne vergessen. Zum Beispiel haben sich die Schweizerinnen und Schweizer in einer Abstimmung für die Ehe für alle ausgesprochen. Allgemein wird die Debatte zur Gleichstellung sexueller Identitäten liberaler geführt als noch vor ein paar Jahren. Wir verfügen in der Schweiz über viele Gemeinsamkeiten. Die meisten Menschen leben friedlich zusammen. Und wenn es eine aufgeheizte Diskussion gibt, dann beruhigt sich diese auch wieder.

Denise Traber ist Assistenzprofessorin für politische Soziologie an der Universität Basel. Zu ihren Forschungsgebieten gehört die Polarisierung in Mehrparteiensystemen. denise.traber@unibas.ch

de nos jours,
les notions
de contexte
et de
contexte –
actualisation
[...] semblent
être
devenues des
mots vides
de sens

« La polarisation du débat a pour enjeu l'hégémonie des valeurs »

La polarisation a plusieurs facettes. Dans l'espace public, le terme est de plus en plus utilisé pour désigner un certain type de débat. Pour la chercheuse et spécialiste de la polarisation Denise Traber, il faut distinguer entre un débat empoisonné et la question de savoir si la société se polarise à cause de lui ou d'autre chose.

Entretien réalisé par Theodora Peter

Comment définissez-vous le terme de polarisation, appliqué à l'opinion publique ?

Denise Traber : En sciences politiques, le terme de polarisation sert tout d'abord à caractériser le système des partis. Comment les partis se positionnent-ils idéologiquement et dans quelle mesure se démarquent-ils sur l'axe gauche-droite ? Appliqué à l'opinion publique, c'est la question : votez-vous pour un parti de droite ou de gauche ? Par extension, la polarisation désigne l'ampleur des divergences politiques au sein de la population. Plus récemment, on s'est intéressé à l'opposition entre les personnes ayant des opinions politiques différentes, et notamment à l'intensité avec laquelle les unes rejettent l'opinion des autres. C'est ce que désigne la notion de polarisation affective. Elle se manifeste surtout au propos de sujets suscitant des sentiments puissants, comme le changement climatique ou l'immigration. Cependant, dans l'espace public, le terme de polarisation est de plus en plus utilisé pour désigner un certain type de débat. Dans ce cas, on examine à quel point les positions sont inconciliables et le débat, émotionnel.

Bien que cette définition ne soit pas scientifique, elle est très courante et nous ne pouvons donc pas l'ignorer.

Qu'entend-on concrètement par polarisation idéologique et polarisation affective ? Quel rôle y jouent les identités ?

L'évolution de la situation aux États-Unis est un point de repère pour la recherche. On y observe depuis plusieurs décennies une polarisation idéologique : la gauche – les libéraux ou les démocrates – s'est positionnée plus à gauche, et la droite – les républicains – plutôt plus à droite. La polarisation idéologique a pour objet les opinions, par exemple en ce qui concerne l'égalité des minorités ou le droit à l'avortement, et on sait que les valeurs dites libérales s'opposent aux valeurs conservatrices. Il est important de noter qu'aux États-Unis, on a assisté à une sorte de tri social : l'électorat démocrate et l'électorat républicain sont devenus de plus en plus homogènes. Quant à savoir si les gens tiennent effectivement des positions plus dures ou si les électeurs ayant des positions similaires se situent de plus en plus dans l'un ou l'autre de ces partis, c'est moins clair. On ne sait pas non plus

exactement si la divergence idéologique des deux partis s'est encore renforcée au cours des dernières années.

Ce qui est clair, c'est que le sentiment d'appartenance a augmenté dans les deux partis. L'identité personnelle se définit par l'appartenance à l'un ou à l'autre. Cela conduit à une évaluation positive de son propre parti, mais aussi à un rejet de celui d'en face, tant sur le plan émotionnel qu'en termes de valeurs et de style de vie. C'est cette composante émotionnelle que l'on entend par polarisation affective. Mais cela ne fonctionne que dans un système bipartite comme aux États-Unis, où la ségrégation spatiale est également possible. Les gens vivent là-bas dans des quartiers homogènes, ce qui les prive de contacts avec des personnes qui ne pensent pas comme eux.

Remarque-t-on une même polarisation affective en Europe et en Suisse ?

Il n'est pas facile de transposer le phénomène des États-Unis à l'Europe et à la Suisse. D'abord, dans nos contrées, ce ne sont pas deux, mais plusieurs partis

qui s'opposent, et l'identité ne se définit pas aussi fortement par l'appartenance politique ou partisane. Certes, des recherches montrent que les électeurs de gauche ont tendance à rejeter ceux de droite et inversement. Mais cela a toujours existé et n'a pas changé de manière significative. S'agissant de la Suisse, on peut dire que le lien avec son groupe d'appartenance ou son parti est plus fort que le rejet des autres.

En comparaison internationale, la polarisation politique est relativement forte en Suisse.

Et ce constat ne concerne que les partis, car l'appartenance politique ne constitue qu'une des identités possibles de chacun. On en sait beaucoup moins sur l'appartenance à d'autres types de groupes. Je travaille actuellement sur un projet de recherche portant sur l'appartenance aux classes sociales. Les premiers résultats seront disponibles dans quelques mois.

Par rapport aux autres pays, la société suisse est-elle de plus en plus polarisée ?

Si l'on considère uniquement la polarisation idéologique, la Suisse est en avance sur ses voisins. La polarisation politique relativement forte que nous connaissons en Suisse est apparue dès les années 1990. Les années 1980 avaient vu émerger de nouveaux partis de gauche comme les Verts, ainsi que des thèmes de gauche comme la solidarité internationale, l'égalité des sexes ou des idées progressistes. L'ascension de la droite peut s'expliquer en partie comme l'expression d'un contre-mouvement ou un retour de balancier. Par la suite, l'UDC s'est positionnée plus à droite et la gauche est restée plutôt à gauche – voire très à gauche en comparaison internationale. Les recherches récentes n'indiquent pas que ces pôles se soient encore plus éloignés l'un de l'autre au cours des 10 ou 20 dernières années.

En Allemagne et en France, cette polarisation politique et idéologique a eu lieu plus tard.

Quelle est l'influence du contexte international – comme le conflit au Moyen-Orient – sur la polarisation du débat ?

Comme je l'ai dit au début, la notion la polarisation apparaît de plus en plus dans les médias pour désigner un certain type de débat. Elle fait référence à des échanges manquant de civilité ou à des fronts durcis, ce qui se reflète également dans les médias et les forums en ligne. Dans un contexte d'insécurité – due aux guerres ou à d'autres menaces telles que le changement climatique –, on assiste même à des débats plus haineux. La logique médiatique actuelle, qui fonctionne à l'émotion, y contribue. Les déclarations fracassantes et provocatrices attirent l'attention, ce qui est favorable aux messages populistes.

J'ai parfois du mal à qualifier cette dynamique de polarisation. Je parlerais plutôt de controverse conflictuelle, mais il est évident que cette polarisation est perceptible, comme le montrent les sondages. Il me semble toutefois important de souligner encore et toujours que les positions politiques – nos attentes à l'égard de la politique – sont relativement stables et ne changent que sur le très long terme.

Quel est l'impact de la polarisation sur la cohésion sociale ?

Pour vous répondre, il faudrait commencer par définir la cohésion sociale... Dans les médias, je remarque qu'il est effectivement devenu plus difficile d'avoir des débats de fond sereins. Peut-être que cela trahit un trop grand désir d'unanimité. Ou que nous n'avons pas l'habitude des fortes confrontations d'idées. Il faut faire la différence entre un débat empoisonné et la question de savoir si la société se polarise à cause de lui ou d'autre chose. Dans un petit pays comme la

Suisse, les gens se croisent sans cesse, que ce soit dans leur quartier ou dans une association. Et comparativement à d'autres pays, la ségrégation sociale n'est pas si marquée. En ce sens, on ne peut pas parler de point de bascule. Par ailleurs, la Suisse compte plusieurs partis et les forces politiques du centre représentent un tiers des votants. Le système politique, axé sur le compromis, l'équilibre et la concordance, exerce un effet stabilisateur. Et la démocratie directe sert de soupape. En outre, si les débats sont vifs, ils s'estompent après les votations et rien n'indique qu'il existe des groupes qui ne reconnaissent pas la décision d'un vote.

Quand la polarisation devient-elle un danger pour la société, en particulier dans le contexte du racisme et de l'exclusion des minorités ?

Il y a danger lorsque les décisions prises démocratiquement ne sont plus reconnues, par exemple lorsque les règles du jeu politique sont remises en question après une défaite dans les urnes. Les institutions démocratiques sont importantes et peuvent faire contrepoids. En démocratie, les minorités ont aussi des droits. À l'inverse, la situation devient dangereuse lorsque les droits ne s'appliquent plus qu'à un groupe. En France, par exemple, le Rassemblement national plaide pour que les prestations sociales ne soient plus versées qu'aux citoyens français.

Il y a danger lorsque les décisions démocratiques ne sont plus reconnues.

Est-ce que ces dangers sont une conséquence de la polarisation ? C'est difficile à dire. Le racisme ou les formes de nationalisme, qui vont de pair avec la xénophobie, ont des causes similaires à celles de la polarisation dans son ensemble, à savoir la montée des partis d'extrême droite et une certaine normalisation du discours de droite. Pour ma part, je considère que ces phénomènes

sont partie intégrante de la polarisation plutôt que d'en être la conséquence. Des recherches montrent que certaines représentations normatives évoluent dans la société dès que les partis de la droite populiste entrent au Parlement. Le jeu d'alliance avec les partis de droite dont ils bénéficient au Parlement envoie à la population le signal que leurs positions sont en fait tout à fait acceptables.

Y a-t-il des aspects positifs à la polarisation ?

Une certaine polarisation peut aussi contrecarrer la normalisation des positions extrêmes. Comme je l'ai dit, la polarisation affective a pour corollaire le rejet de la position d'autres groupes. En ce sens, la formation d'un contre-mouvement peut apporter une certaine protection. Par exemple, en Allemagne, on peut considérer les manifestations contre l'AfD de ce début d'année comme l'apparition d'une polarisation, mais aussi comme un mécanisme de protection contrecarrant la propagation des positions d'extrême droite défendues par ce parti.

Quand le rejet de ceux qui ont des opinions idéologiques différentes augmente, quel est l'impact sur la prévention contre le racisme ?

Lorsque la normalisation des attitudes xénophobes fait partie de l'idéologie ambiante, cela rend la prévention du racisme globalement plus difficile, bien sûr. Il n'est pas facile de faire appel à la solidarité quand certains comportements ou propos passent pour être plus « normaux » que les autres.

L'instrumentalisation politique de la lutte contre le racisme et l'antisémitisme, pratiquée par certains acteurs politiques et certains médias, favorise-t-elle la polarisation ?

Cette instrumentalisation participe d'une stratégie qui semble actuellement fonctionner. Elle fait partie d'une polarisation du débat, dont l'enjeu est de savoir qui peut prétendre imposer ses valeurs. Il est difficile de faire des pronostics sur son impact.

Le racisme a des causes similaires à celles de la polarisation dans son ensemble, dont la montée en puissance des partis d'extrême droite.

D'autres aspects du débat autour de la polarisation vous semblent-ils importants ?

J'estime essentiel de parler davantage des aspects positifs de la cohésion sociale. Or on a tendance à les oublier quand on se penche sur la polarisation. Par exemple, les Suisses ont voté pour le mariage pour tous. De manière générale, le débat sur l'égalité des identités sexuelles se déroule dans un esprit plus libéral qu'il y a quelques années. En Suisse, les gens partagent de nombreux points communs. La plupart vivent ensemble de manière pacifique. Et lorsqu'un débat s'enflamme, la situation finit généralement par s'apaiser.

*Denise Traber est professeure assistante de sociologie politique à l'Université de Bâle. Ses recherches portent sur la polarisation dans les systèmes politiques multipartites.
denise.traber@unibas.ch*

«Nel dibattito polarizzato è in gioco l'egemonia dei valori»

La polarizzazione ha diverse sfaccettature. Nel dibattito pubblico, questa nozione è viepiù impiegata per definire un determinato tipo di discussione. Per Denise Traber, ricercatrice ed esperta di polarizzazione, è importante distinguere tra un dibattito astioso e la questione se la società si stia polarizzando per questo motivo.

Intervista: Theodora Peter

Come definirebbe la nozione di «polarizzazione» nel contesto dell'opinione pubblica?

Denise Traber: Nelle scienze politiche il concetto di «polarizzazione» era in origine utilizzato per caratterizzare il sistema partitico, ossia si riferiva all'orientamento ideologico dei partiti e alla distanza tra sinistra e destra. Per l'opinione pubblica indica la scelta di votare per un partito di sinistra o di destra e il grado di divergenza delle posizioni politiche nella popolazione. In tempi più recenti, l'accento è stato posto sulla contrapposizione tra persone con orientamenti politici diversi, ossia su quanto sia forte l'avversione nei confronti di chi non la pensa allo stesso modo. Questo aspetto, definito «polarizzazione affettiva», emerge soprattutto in relazione a determinate questioni che suscitano forti emozioni come il cambiamento climatico o la migrazione. Nel dibattito pubblico il termine polarizzazione viene però utilizzato in misura crescente anche per indicare un certo tipo di discorso. In questo modo l'attenzione è focalizzata sull'inconciliabilità delle posizioni e sul carico emozionale della discussione. Questa definizione non è scientifica ma molto diffusa, per cui non la possiamo ignorare.

Che cosa si intende concretamente per «polarizzazione ideologica» e «polarizzazione affettiva»? Quale ruolo assumono in questo contesto le identità?

Per la ricerca rivestono grande importanza gli sviluppi negli Stati Uniti, dove da diversi decenni si assiste a una «polarizzazione ideologica»: la sinistra – i democratici e i cosiddetti «liberal» – si è spostata tendenzialmente più a sinistra, mentre la destra – i repubblicani – più a destra. La polarizzazione ideologica concerne le posizioni assunte, ad esempio, in merito alle pari opportunità delle minoranze o all'aborto. Detto altrimenti, valori «liberal» si contrappongono a valori conservatori. È importante sottolineare che negli Stati Uniti si è verificato un fenomeno di *social sorting*, ossia l'elettorato democratico e quello repubblicano sono divenuti gruppi sempre più omogenei al loro interno. Non si sa però con esattezza se le persone siano diventate effettivamente più estremiste o se entrambi i partiti abbiano attirato in misura crescente elettori con posizioni simili. Non è nemmeno certo che la distanza ideologica tra i poli negli ultimi anni sia ulteriormente cresciuta.

Appare invece assodato che il senso di coesione all'interno dei rispettivi gruppi si sia rafforzato e che le identità personali

vengano definite tramite l'appartenenza a uno dei due partiti. Ne consegue una valutazione positiva del proprio gruppo ma anche, al tempo stesso, il rifiuto del gruppo opposto, sia sotto il profilo emozionale che per quanto riguarda i valori e lo stile di vita. La polarizzazione «affettiva» designa proprio questa componente emozionale. Un fenomeno simile può tuttavia verificarsi soltanto in un sistema bipartitico come quello degli Stati Uniti, dove è possibile anche una segregazione spaziale. Si tende infatti ad abitare in zone politicamente omogenee, motivo per il quale si hanno pochissimi contatti con chi la pensa diversamente.

Questa polarizzazione affettiva è riscontrabile anche in Europa e in Svizzera?

Le tendenze osservate negli Stati Uniti non valgono necessariamente anche per la realtà europea e svizzera. Innanzitutto, da noi non vi sono due gruppi contrapposti e in secondo luogo l'identità personale non si definisce in modo così spiccato tramite l'appartenenza a un'area politica o a un partito. Stando agli studi condotti, è certamente vero che gli elettori di sinistra tendono a nutrire un'avversione per quelli di destra e viceversa, ma non si registrano cambiamenti significativi nel tempo a questo proposito. Per quanto riguarda la Svizzera, è stato riscontrato che il legame con il proprio

gruppo o partito risulta più forte del rifiuto del gruppo opposto. In questi casi, si parla di una forte appartenenza *in-group* che prevale sull'avversione verso l'*out-group*. Tale constatazione vale peraltro unicamente per i partiti: l'appartenenza politica rappresenta soltanto una delle numerose identità possibili e in merito ad altri gruppi si sa molto meno. Attualmente lavoro a un progetto di ricerca incentrato sulle appartenenze di classe sociale, i cui primi risultati sono attesi fra qualche mese.

In Svizzera la polarizzazione sociale sta crescendo rispetto all'estero?

Limitandoci alla polarizzazione ideologica, la Svizzera ha anticipato i tempi rispetto ai Paesi limitrofi. La polarizzazione politica piuttosto forte che conosciamo in Svizzera risale già agli anni 1990. Negli anni 1980 si sono affermati nuovi partiti di sinistra come i Verdi e temi di sinistra come la solidarietà internazionale, la parità di genere e questioni legate ai diritti civili. L'ascesa della destra può essere interpretata in parte come una reazione (*backlash*) a questo fenomeno. In seguito, l'UDC si è posizionata più a destra e la sinistra è rimasta tendenzialmente a sinistra – parecchio a sinistra nel confronto con l'estero. Da studi più recenti non emergono segnali che negli ultimi 10–20 anni la distanza tra questi poli si sia accentuata ulteriormente. In Germania e in Francia, questa polarizzazione politica e ideologica si è manifestata invece più tardi.

In Svizzera la polarizzazione politica è piuttosto forte rispetto all'estero.

Quale influsso esercita il contesto internazionale, come il conflitto nel Vicino Oriente, sulla polarizzazione del dibattito?

Come ricordato all'inizio, nei media si parla sempre più spesso di dibattito polarizzato, espressione con cui si inten-

de uno scambio di opinioni incivile o l'irrigidimento dei fronti, che traspare anche nei mezzi di comunicazione e nei forum online. In un contesto di crescente insicurezza, dovuto a guerre o altre minacce come il cambiamento climatico, è facile che il dibattito diventi più astioso. Anche la logica attuale dei media di massimizzare il numero di clic facendo appello alle emozioni contribuisce a questo fenomeno. Dichiarazioni scioccanti e provocatorie attirano l'attenzione, il che aiuta la diffusione di messaggi populistici di destra.

Trovo a volte discutibile che questa dinamica venga definita come polarizzazione: personalmente, parlerei piuttosto di dibattito conflittuale, ma evidentemente vi è la percezione diffusa di una polarizzazione, confermata anche dai sondaggi. Mi preme però ribadire che gli orientamenti politici, vale a dire quello che chiediamo alla politica, sono relativamente stabili ed evolvono in un arco di tempo molto lungo.

Come incide la polarizzazione sulla coesione sociale?

In veste di ricercatrice dovrei innanzitutto analizzare in che cosa consiste la coesione sociale. Se osservo i media, noto che è in effetti diventato più difficile discutere in maniera spassionata. Forse in Svizzera il desiderio di armonia è troppo forte, oppure non siamo abituati a confrontarci duramente. Occorre distinguere tra un dibattito astioso e la questione se la società si stia polarizzando per questo motivo. La Svizzera è piccola è inevitabilmente ci si incontra, nel proprio quartiere o all'interno di un'associazione. Se paragonata a quella di altri Paesi, in Svizzera la segregazione sociale non è così pronunciata. Da questo punto di vista non ci troviamo a un punto di non ritorno. Vi sono inoltre diversi partiti e le forze di centro rappresentano un terzo dell'elettorato. Il sistema politico improntato al compromesso, all'equilibrio e alla concordanza ha un forte effetto stabilizzante e la democrazia diretta funge da valvola di sfogo. Le discussioni sono

si accese, ma perdono di intensità dopo le votazioni. Non vi sono segnali dell'esistenza di gruppi che non riconoscono le decisioni scaturite dalle urne.

Quando la polarizzazione diventa un pericolo per la società, soprattutto in relazione al razzismo e all'emarginazione delle minoranze?

Un rischio sussiste quando decisioni adottate democraticamente non vengono più riconosciute: una situazione del genere si verifica ad esempio se, dopo una sconfitta alle urne, le regole della politica sono messe in discussione. Le istituzioni democratiche sono importanti e possono servire da contrappeso.

Un rischio sussiste quando decisioni adottate democraticamente non vengono più riconosciute.

I diritti democratici sono anche i diritti delle minoranze. È pericolosa anche l'idea di limitare tali diritti a un determinato gruppo: in Francia, il *Rassemblement National* chiede ad esempio che le prestazioni sociali vengano concesse soltanto ai cittadini francesi.

È difficile dire se tutto ciò sia una conseguenza della polarizzazione. Il razzismo o forme di nazionalismo che vanno a braccetto con la xenofobia e la polarizzazione nel suo complesso hanno cause simili, vale a dire il rafforzamento dei partiti di estrema destra e uno sdoganamento dei discorsi di destra. Per me, i pericoli evocati in precedenza fanno piuttosto parte della polarizzazione e non ne sono una conseguenza. Gli studi evidenziano che, non appena partiti populistici di destra entrano in Parlamento, si assiste a uno spostamento sul piano dei valori. Una rappresentanza più ampia di partiti di destra in Parlamento è un segnale per la popolazione che le loro posizioni sono in fondo accettabili.

La polarizzazione ha anche aspetti positivi?

Entro certi limiti, la polarizzazione può anche aiutare a combattere la normalizzazione di posizioni estreme. Come già ricordato in precedenza, la polarizzazione affettiva comporta il rifiuto delle altre posizioni. In quest'ottica, la formazione di un contromovimento può garantire una certa protezione. Per fare un esempio, le manifestazioni contro la AfD in Germania possono essere interpretate come un segno della polarizzazione, ma anche come un meccanismo di difesa contro la diffusione di posizioni di estrema destra.

Quali conseguenze comporta, per la prevenzione del razzismo, il crescente rifiuto di chi la pensa diversamente?

Prevenire il razzismo risulta in generale più difficile se lo sdoganamento degli atteggiamenti xenofobi viene relegato a questione ideologica. Per me, fare appello alla solidarietà non è facile quando determinati comportamenti o affermazioni sono considerati vieppiù «normali».

La strumentalizzazione politica della lotta al razzismo e all'antisemitismo promossa da alcuni attori politici e mezzi di comunicazione favorisce la polarizzazione?

Questa strumentalizzazione è parte di una strategia che attualmente sembra funzionare e anche di un dibattito polarizzato in cui la posta in gioco è l'egemonia dei valori. Le conseguenze di questa contrapposizione sono difficili da prevedere.

Vi sono altri aspetti del dibattito sulla polarizzazione che Le sembrano importanti?

Ritengo fondamentale porre maggiormente l'accento sugli aspetti positivi della coesione sociale, aspetti che si tende a dimenticare quando si parla di polarizzazione sociale. Per fare un esempio, in una votazione il Popolo svizzero ha approvato il «matrimonio per tutti». In generale, il dibattito sulla parità delle identità sessuali denota una maggiore apertura rispetto a qualche anno fa. In Svizzera ci sono molte cose che ci accomunano e la maggior parte delle persone convive pacificamente. E quando c'è una discussione accesa, in seguito le acque si calmano nuovamente.

*Denise Traber è professoressa associata di sociologia politica all'Università di Basilea. Tra i suoi ambiti di ricerca figura la polarizzazione nei sistemi multipartitici.
denise.traber@unibas.ch*

participe à
l'invisibilisation
des mécanismes
structurels
responsables

des rapports
d'oppression

« La polarisation est un obstacle à la lutte contre le racisme »

Que signifie le terme « polarisation » en sciences politiques ? D'où vient la polarisation ? Comment s'exprime-t-elle en Suisse ? Est-ce qu'elle constitue un danger pour la démocratie helvétique ? Quel est l'impact de ce phénomène croissant sur la cohésion sociale et la lutte contre le racisme dans notre pays ? Entretien avec Oscar Mazzoleni, professeur titulaire en sciences politiques à l'Université de Lausanne.

Entretien réalisé par Samuel Jordan

Comment définir le terme de polarisation dans le langage des sciences politiques ?

Oscar Mazzoleni : La polarisation est un phénomène complexe. Ce qui peut paraître contradictoire avec l'idée même de simplification, inhérente à la polarisation. On peut identifier en sciences politiques au moins trois définitions possibles pour ce terme. La première est l'émergence accrue des pôles de gauche et de droite sur l'échiquier politique, notamment en termes de soutien électoral. La deuxième consiste en l'accroissement des clivages et des opinions très contrastés sur des enjeux socioéconomiques et culturels qui apparaissent centraux dans la société. La troisième, c'est l'usage accru d'un langage de rupture, d'une culture de l'antagonisme, qui fait de l'adversaire politique ou de certains groupes sociaux des ennemis à discréditer.

Le terme de polarisation connaît une occurrence inédite dans les médias, tant en Suisse qu'ailleurs dans le monde. Est-ce le reflet d'une réalité ou la presse exagère-t-elle ?

Je dirais que c'est un mélange des deux. D'un côté, la polarisation est la conséquence de transformations sociopoliti-

tiques, de clivages culturels et sociaux, notamment d'inégalités sociales. Et d'un autre côté, la presse — notamment les médias de boulevard — a tendance à contribuer au phénomène de la polarisation. Comment ? En montrant une disponibilité à donner de l'espace à un langage simplificateur et en cherchant parfois le scandale. Cela n'est certes pas nouveau, mais cette tendance se renforce par la transformation profonde du paysage médiatique, y compris en Suisse. Les médias sont confrontés à une grande pression économique qui les pousse souvent vers une logique de maximalisation de l'audience. Et pour tendre vers ce but, rompre avec la langue de bois et faire mousser les désaccords est plutôt vendeur.

Quelle est l'origine de cette polarisation ?

Si l'on admet qu'il n'y a pas qu'une forme de polarisation, mais plusieurs, je vois au moins quatre types d'origines ou de conditions qui favorisent et renforcent les processus de polarisation. Premièrement, je mentionnerais le renforcement des inégalités et l'accélération des transformations sociales qui font émerger des frustrations et des questionnements dans la société. Cela s'accroît par le fait que les insatisfactions d'une partie

de la population demeurent souvent sans réponse de la part des institutions concernées. Deuxièmement, je citerais l'affaiblissement des forces politiques modérées. Depuis quelques décennies, celles-ci font face à une défiance et une désaffection de leur électorat historique. Or, ces forces modérées tendent traditionnellement à limiter la polarisation des extrêmes. Aujourd'hui, ces forces — lorsqu'elles ne sont pas cantonnées dans des rôles désormais minoritaires — sont poussées à glisser vers la gauche ou plus souvent vers la droite, notamment sur certains thèmes. Troisièmement, j'évoquerais la montée des discours des idéologies populistes. Ces discours souvent à l'emporte-pièce considèrent que la société est fondée sur une logique d'antagonismes et de désaccords profonds entre « amis » et « ennemis », et enfin sur une stratégie discursive fondée sur la recherche de boucs émissaires qui empiètent sur le bien-être du peuple et de la nation. Les ennemis peuvent par exemple être la mondialisation, la finance ou les flux migratoires. Enfin, il faut souligner l'impact des transformations technologiques, d'Internet et des réseaux sociaux. Ces dernières permettent la création de bulles, d'espaces de cloisonnements dans lesquels se réfugient des microcommunautés antagonistes. Ces

bulles fermées définissent leurs propres vérités, leurs appréciations alternatives, en rupture avec le reste et la majorité de la société, contribuant à renforcer la logique antagoniste du populisme. De là s'accroît fortement la polarisation du débat.

La polarisation autour des flux migratoires et de la présence étrangère est au cœur de la mobilisation politique suisse depuis un demi-siècle.

Cette polarisation croissante du débat politique à gauche comme à droite fragilise-t-elle les démocraties ?

Une certaine polarisation est naturellement nécessaire à l'exercice de la démocratie. La démocratie n'est pas fondée sur l'unanimité ni sur une convergence d'idées et de conceptions à tout prix. La polarisation est intrinsèque au débat politique. Le problème survient quand la polarisation entre en contraste avec une culture politique partagée, notamment le principe de tolérance, de reconnaissance et de respect des adversaires politiques. Lorsque les adversaires raisonnent en termes de concurrents à abattre et ne manifestent que du mépris pour celles et ceux qui pensent autrement, la polarisation contribue à fragiliser la culture démocratique. Ce qui se passe depuis quelques années — par exemple aux États-Unis — montre que l'affrontement idéologique exacerbé affaiblit des valeurs partagées qui constituent la base de nos régimes démocratiques.

Comment jugez-vous la polarisation du débat politique en Suisse ?

Nous sommes habitués à voir la Suisse comme le pays du consensus. Cependant, une certaine polarisation du débat politique est inhérente au système institutionnel. Lors des nombreuses initiatives fédérales et référendums, le peuple est amené à dire « oui » ou « non » — sans

nuances — contribuant ainsi plusieurs fois par année à la formation de deux camps opposés. Pendant longtemps, cette polarisation était cantonnée à la démocratie directe et à quelques votes serrés. Depuis quelques législatures, nous assistons à une polarisation du débat non seulement pour des thèmes de votation (immigration, asile, Union européenne), mais aussi lors de campagnes pour les élections, notamment fédérales. En effet, les stratégies de polarisation sont vues comme un levier efficace pour engranger des voix. On assiste ainsi à une manifestation accrue d'interventions outrancières qui donnent lieu à des dénonciations pénales, en raison de contenus discriminatoires. Précisons que cette polarisation concerne bien davantage le marketing politique que la gestion quotidienne du pouvoir politique et institutionnel.

L'exercice du pouvoir est basé en Suisse sur un système de concordance et de consensus. Cette formule est-elle en danger ?

Si la démocratie directe est un terreau propice à la polarisation, de même que les campagnes électorales, le système fédéraliste et le système collégial de gouvernement tendent à limiter les effets polarisants. Le fédéralisme suisse, par sa fragmentation du conflit et son articulation complexe, est réfractaire à la simplification polarisante. Il est vrai que la polarisation s'exprime parfois âprement au Parlement. Cependant, le système bicaméral avec son Conseil national et son Conseil des États — ce dernier étant formellement la Chambre des Cantons — tend à freiner et tempérer la polarisation. De plus, les règles de la collégialité obligent les membres du Conseil fédéral à défendre les décisions de l'exécutif, même si ces dernières contreviennent aux lignes partisans. Il en va de même dans les gouvernements cantonaux. Cela est également la conséquence d'une réalité politique : aucun parti ne dispose d'un vrai et décisif pouvoir majoritaire et toutes les formations sont obligées d'ac-

cepter des compromis pour exercer une influence politique.

La polarisation de la politique est-elle le reflet de la société en général ? Ou est-elle le fait de personnalités populistes fortes qui imposent leurs visions ?

Les personnalités populistes ont souvent un rôle central dans la polarisation du débat public. En même temps, pour faire passer leurs messages simples qui veulent incarner les aspirations et volontés du peuple, ces leaders doivent pouvoir bénéficier d'un socle d'incertitudes sociales et d'attentes caractérisées par la frustration.

Le discours xénophobe s'est en quelque sorte normalisé dans le paysage politique suisse depuis quelques années.

La polarisation trouve souvent sa source dans les enjeux migratoires. Selon vous, la Suisse gère-t-elle de manière adéquate sa diversité culturelle ?

L'histoire suisse montre que la gestion de la diversité culturelle n'est pas un long fleuve tranquille. Bien au contraire. N'oublions pas que la polarisation autour des flux migratoires et de la présence étrangère est au cœur de la mobilisation politique suisse depuis un demi-siècle. Les citoyens et citoyennes suisses votent régulièrement depuis 1970 — à partir de l'initiative Schwarzenbach « contre l'emprise étrangère » — sur des questions migratoires. Depuis, deux camps s'opposent : celui qui estime que les personnes étrangères sont un facteur d'enrichissement social, économique et culturel de notre société et celui qui considère que les gens venus d'ailleurs ont affaibli, voire détruit l'identité helvétique. Ce clivage — qui recoupe partiellement la question du rapport et des relations avec l'Union européenne — continuera à être l'un des facteurs de

la polarisation politique en Suisse ces prochaines années.

La xénophobie imprègne le discours politique de certaines élites suisses. Comment cette expression parfois décomplexée influence-t-elle l'opinion publique ?

On peut considérer la xénophobie – soit l'hostilité ou la méfiance envers les étrangers – comme un produit qui se vend et qui s'achète, un produit qui obéit aux lois de l'offre et de la demande. Qu'il soit assumé ou simplement utilisé selon les besoins, le discours xénophobe s'est en quelque sorte normalisé dans le paysage politique suisse depuis quelques années. Par exemple, l'expression « faux réfugié » était taboue dans les années 1990 pour plusieurs forces politiques : aujourd'hui, son utilisation s'est largement régularisée et imposée. En même temps, il s'agit de préciser que la Suisse n'est pas une exception : ce phénomène est un aspect qui caractérise l'évolution politique récente dans l'ensemble du continent européen.

Les fractures sociales favorisent la polarisation, qui à son tour nourrit les fractures sociales.

Comment expliquer que l'actualité internationale – la crise au Proche-Orient par exemple – contribue autant à la polarisation des débats intérieurs en Suisse ?

Aujourd'hui, la séparation entre politiques intérieure et internationale a éclaté. Du fait de la mondialisation de la communication médiatique, tout événement extérieur à la Suisse peut exercer une influence sur notre pays : et cela de manière imprévue et quelquefois capable de changer l'agenda politique. Surtout quand il s'agit de crises, comme le désastre nucléaire de Fukushima en 2011, qui a été capable de remettre en discussion la politique énergétique. Ou

en cas de conflit armé, comme dans la guerre russo-ukrainienne ou la crise au Proche-Orient, où l'on voit l'émergence en Suisse, dans l'opinion publique et dans la politique, de camps opposés. Les crises provoquent des incertitudes et amènent à des repositionnements idéologiques et politiques. Avec le résultat que la polarisation se retrouve à la fois transformée et renforcée.

Les concepts récents de wokisme, cancel culture ou encore d'appropriation culturelle sont utilisés à toutes les sauces et figurent désormais au cœur du débat politique. De quelles manières ces concepts contribuent-ils à nourrir la polarisation ?

La dénonciation du « wokisme » – une notion venue d'outre-Atlantique – est une tentative de répondre, de manière polémique, aux mobilisations féministes, à la critique du racisme structurel, à la défense de la diversité culturelle et sexuelle. Face à la montée des critiques – parfois virulentes – des rapports de pouvoir, dénoncer le wokisme est une façon décomplexée de défendre des valeurs traditionnelles. Si le contraste au wokisme incarne une nouvelle forme de polarisation idéologique, il faut préciser que la défense de valeurs traditionnelles n'est pas le strict apanage de la droite populiste. Elle est également pratiquée par certains courants de gauche.

Comment jugez-vous les effets de la polarisation sur la cohésion sociale et la lutte contre le racisme en Suisse ?

Les fractures sociales favorisent la polarisation qui à son tour nourrit les fractures sociales, sous l'angle de l'antagonisme et quelques fois du mépris des autres. C'est un peu le phénomène du serpent qui se mord la queue. Dès lors, on ne peut pas nier que l'augmentation de la polarisation pose un certain nombre d'obstacles à la lutte contre le racisme. Il est notamment difficile d'éviter l'instrumentalisation politique ou de prendre de la distance avec les pôles qui s'opposent

dans l'arène politique, que ce soit lors des campagnes référendaires ou des élections.

À propos d'Oscar Mazzoleni

Oscar Mazzoleni est professeur titulaire en sciences politiques à la Faculté des sciences sociales et politiques de l'Université de Lausanne. Il y dirige l'Observatoire de la vie politique régionale et co-dirige le Laboratoire international associé « Partis, représentations politiques et développement durable ». Il a conduit plusieurs projets financés par le FNS consacrés à la politique suisse dans une perspective comparée internationale, notamment sur le populisme, le nationalisme, les enjeux territoriaux et les partis politiques de droite radicale. Ses travaux de recherche sont publiés en français, allemand, italien, anglais, espagnol et flamand. Son dernier ouvrage est intitulé « Territory and democratic politics. A critical introduction », Palgrave, 2024.

«Polarisierung erschwert den Kampf gegen Rassismus»

Was bedeutet «Polarisierung» in der Politikwissenschaft? Warum wird polarisiert? Und wie zeigt sich Polarisation in der Schweiz? Stellt sie eine Gefahr für unsere Demokratie dar? Wie wirkt sich der Trend auf den gesellschaftlichen Zusammenhalt und auf den Kampf gegen Rassismus aus? Interview mit Oscar Mazzoleni, ordentlicher Professor für Politikwissenschaft an der Universität Lausanne.

Das Interview führte Samuel Jordan

Wie definiert die Politikwissenschaft den Begriff Polarisierung?

Oscar Mazzoleni: Polarisation ist ein komplexes Phänomen. Dies mag im Widerspruch zur eigentlichen Idee der Vereinfachung stehen, die der Polarisierung innewohnt. In der Politikwissenschaft lassen sich mindestens drei mögliche Definitionen für diesen Begriff ausmachen. Polarisation einerseits als Erstarken der linken und rechten Pole auf dem politischen Spektrum, insbesondere mit Blick auf die Unterstützung bei Wahlen. Andererseits meint Polarisation eine Verschärfung der Meinungsunterschiede, eine wachsende Kluft bei sozioökonomischen und kulturellen Themen, die für eine Gesellschaft zentral sind. Die dritte Definition bezieht sich auf den häufigeren Gebrauch einer Sprache, die auf Spaltung fokussiert und auf eine Kultur der Gegensätze setzt, was politisch Andersdenkende oder bestimmte soziale Gruppen zu Feinden macht, die es herabzuwürdigen gilt.

In den Medien im Inland wie im Ausland wird der Begriff Polarisation so häufig wie nie zuvor verwendet. Spiegelt das tatsächlich die Realität oder übertreibt die Presse?

Es ist wohl eine Mischung von beidem. Auf der einen Seite ist die Polarisation die Folge von gesellschaftspolitischen Transformationen, kulturellen und sozialen Konfliktlinien, insbesondere von sozialer Ungleichheit. Und auf der anderen Seite tragen die Medien – namentlich die Boulevardblätter – tendenziell zum Phänomen der Polarisation bei. Wie? Indem sie einer vereinfachenden Sprache Raum geben und manchmal den Skandal geradezu suchen. Das ist nicht wirklich neu, aber der tiefgreifende Wandel der Medienlandschaft verstärkt den Trend, auch in der Schweiz. Die Medien stehen unter grossem wirtschaftlichen Druck, der sie oft dazu treibt, in einer Logik der Reichweitenmaximierung zu denken. Um ein solches Ziel zu erreichen, ist es verkaufsfördernder, nicht auf trockene Berichterstattung zu setzen und Meinungsverschiedenheiten aufzubauschen.

Woher kommt der Hang zum Polarisieren?

Geht man davon aus, dass es nicht nur eine Form der Polarisation gibt, sehe ich typischerweise mindestens vier Gründe oder Bedingungen, die Polarisierungsprozesse begünstigen und verstärken. Erstens würde ich die wachsende

Ungleichheit und die Beschleunigung des sozialen Wandels nennen, die Frustrationen aufkommen lassen und die Gesellschaft infrage stellen. Dass auf die Unzufriedenheit eines Teils der Bevölkerung von den zuständigen Institutionen oft Antworten ausbleiben, verstärkt das Phänomen noch. Zweitens würde ich die Schwächung der gemässigten politischen Kräfte nennen. Seit einigen Jahrzehnten sehen sich diese mit Misstrauen und einer Abkehr ihrer Stammwählerschaft konfrontiert. Gemässigte Kräfte neigen traditionell dazu, die Polarisation der Extreme zu drosseln. Heute werden diese Kräfte – sofern sie nicht auf Nebenrollen verwiesen wurden – dazu gedrängt, nach links oder – häufiger – nach rechts zu rücken, insbesondere bei gewissen Themen. Drittens würde ich die Zunahme der Diskurse populistischer Ideologien einbringen. Diese oft pauschalisierenden Botschaften gehen von einer Gesellschaft aus, die auf einer Logik der Antagonismen beruht, auf Gegensätzen und tiefen Meinungsverschiedenheiten zwischen «Freund» und «Feind» und schliesslich auf einer diskursiven Strategie, die in der Suche nach Sündenböcken besteht, die das Wohl von Land und Volk mit Füßen treten. Die Feinde dabei sind etwa die Globali-

sierung, die Finanzwelt oder Migrationsströme. Schliesslich sind auch die Auswirkungen des technologischen Wandels, des Internets und der sozialen Netzwerke zu erwähnen. Social Media ermöglichen die Schaffung von Blasen, von abgeschotteten Räumen, in die sich gegensätzliche Mikrogemeinschaften zurückziehen. In hermetischen Bubbles definieren sie ihre eigenen Wahrheiten, ihre alternativen Einschätzungen, die mit dem Rest und der Mehrheit der Gesellschaft brechen und dazu beitragen, die antagonistische Logik des Populismus zu verstärken. Das verschärft die Polarisierung der Debatte.

Die Schweizer Geschichte zeigt, dass der Umgang mit kultureller Vielfalt kein langer, ruhiger Fluss ist.

Schwächt diese zunehmende Polarisierung der politischen Debatte von links wie rechts die Demokratien?

Für eine lebendige Demokratie braucht es natürlich eine gewisse Polarisierung. Demokratie beruht weder auf Einstimmigkeit noch auf der Übereinstimmung von Ideen und Meinungen um jeden Preis. Polarisieren gehört zur politischen Debatte. Problematisch wird es, wenn die Polarisierung mit einer gemeinsamen politischen Kultur kontrastiert, namentlich mit Grundsätzen wie Toleranz, Achtung und Respekt gegenüber politischen Andersdenkenden. Sieht ein Gegner das Gegenüber als Konkurrenten, den es niederzumachen gilt, zeigt er nur Verachtung für Andersdenkende. Die Polarisierung führt dann zu einer Schwächung der demokratischen Kultur. Was in den letzten Jahren – zum Beispiel in den USA – passiert, zeigt, dass eine verschärfte ideologische Konfrontation die gemeinsamen Werte schwächt und damit die Grundlage unserer demokratischen Systeme.

Wie beurteilen Sie die Polarisierung der politischen Debatte in der Schweiz?

Wir sind es gewohnt, die Schweiz als das Land des Konsenses zu sehen. Institutionell ist eine gewisse Polarisierung der politischen Debatte jedoch systeminhärent. Bei den vielen eidgenössischen Initiativen und Referenden entscheidet das Volk zwischen «Ja» und «Nein» – ohne Nuancierungsoption – und trägt so mehrmals im Jahr zur Bildung von zwei gegensätzlichen Lagern bei. Lange Zeit beschränkte sich diese Polarisierung auf die Ausübung der direkten Demokratie und auf ein paar knappe Abstimmungen. Seit einigen Legislaturen beobachten wir eine Polarisierung der Debatte nicht nur bei Abstimmungsthemen (Einwanderung, Asyl, EU), sondern auch bei Wahlkampagnen, insbesondere bei eidgenössischen Wahlen. Polarisierungsstrategien werden in der Tat als wirksamer Hebel gesehen, um Stimmen zu gewinnen. So kommt es vermehrt zu extremen Interventionen, die aufgrund diskriminierender Inhalte Strafanzeigen nach sich ziehen. Festzuhalten gilt, dass diese Polarisierung deutlich stärker das politische Marketing betrifft als das Tagesgeschäft von Politik und Institutionen.

In der Schweiz beruht die Ausübung hoheitlicher Gewalt auf Konkordanz und Konsens. Ist dieses System in Gefahr?

Während die direkte Demokratie, wie Wahlkampagnen, einen Nährboden für Polarisierungen darstellen, neigen das föderalistische System und das kollegiale Regierungssystem dazu, polarisierende Effekte einzudämmen. Der Schweizer Föderalismus widersetzt sich polarisierenden Vereinfachungen aufgrund seiner komplexen Ausgestaltung und der Fragmentierung der Konflikte. Es stimmt, dass im Parlament manchmal erbittert und polarisierend debattiert wird. Das Zweikammersystem mit National- und Ständerat – der Volks- und der Kantonskammer – tendiert jedoch dazu, Polarisierungen zu hemmen

und zu mässigen. Ausserdem verpflichtet das Kollegialitätsprinzip die Mitglieder des Bundesrats, Entscheidungen der Exekutive zu vertreten, auch wenn sie nicht auf ihrer Parteilinie liegen. Das Gleiche gilt für die Kantone. Es ist auch die Folge einer politischen Realität: Keine Partei verfügt über eine echte und entscheidungsfähige Mehrheitsmacht, sämtliche Gruppierungen sind gezwungen, Kompromisse einzugehen, um politischen Einfluss auszuüben.

Ist die Polarisierung der Politik ein Abbild der Gesellschaft im Allgemeinen? Oder ist sie das Werk starker populistischer Persönlichkeiten, die ihre Visionen durchsetzen?

Populistische Persönlichkeiten spielen oft eine zentrale Rolle bei der Polarisierung der öffentlichen Debatte. Gleichzeitig brauchen solche Leaderfiguren ein gewisses Mass an sozialen Unsicherheiten und Erwartungen, die auf Frustration beruhen, um ihre schlichten Botschaften, die die Wünsche und den Willen des Volkes verkörpern sollen, zu vermitteln.

Populistische Persönlichkeiten spielen oft eine zentrale Rolle bei der Polarisierung der öffentlichen Debatte.

Die Polarisierung dreht sich häufig um Migrationsfragen. Geht die Schweiz Ihrer Meinung nach angemessen mit ihrer kulturellen Vielfalt um?

Die Schweizer Geschichte zeigt, dass der Umgang mit kultureller Vielfalt kein langer, ruhiger Fluss ist. Ganz im Gegenteil. Wir dürfen nicht vergessen, dass Polarisierungen rund um Migrationsströme und die Präsenz von Ausländerinnen und Ausländern seit einem halben Jahrhundert im Zentrum der politischen Mobilisierung in der Schweiz stehen. Das Schweizer Volk stimmt seit 1970 – beginnend mit der Schwarzenbach-Initiative «gegen die Überfremdung» – regelmässig

über Migrationsfragen ab. Seither stehen sich zwei Lager gegenüber: Das eine ist der Ansicht, dass ausländische Menschen unsere Gesellschaft sozial, wirtschaftlich und kulturell bereichern, das andere findet, dass Menschen aus anderen Ländern die Schweizer Identität geschwächt oder gar zerstört haben. Diese Kluft, die sich teilweise mit der Frage des Verhältnisses und der Beziehungen zur EU überschneidet, wird auch in den kommenden Jahren einer der Gründe für die politische Polarisierung in der Schweiz sein.

Fremdenfeindlichkeit durchdringt den politischen Diskurs einiger Schweizer Eliten. Wie beeinflusst die manchmal ungehemmte Rede die öffentliche Meinung?

Fremdenfeindlichkeit – also die Feindseligkeit oder das Misstrauen gegenüber ausländischen Menschen – kann als ein Produkt betrachtet werden, das ver- und gekauft wird, ein Produkt, das den Gesetzen von Angebot und Nachfrage gehorcht. Ob sie nun aus Überzeugung oder einfach nach Bedarf eingesetzt wird, die fremdenfeindliche Rhetorik hat sich in den letzten Jahren in der politischen Landschaft der Schweiz gewissermaßen normalisiert. Beispielsweise war die Bezeichnung «falscher Flüchtling» in den 1990er-Jahren für viele politische Kräfte tabu: Heute hat sich die Verwendung weitgehend eingebürgert und durchgesetzt. Gleichzeitig soll klar gestellt werden, dass die Schweiz keine Ausnahme ist: Dieses Phänomen kennzeichnet die jüngsten politischen Entwicklungen in ganz Europa.

Wie erklären Sie, dass die internationale Aktualität – die Krise im Nahen Osten etwa – so stark zur Polarisierung der innerpolitischen Debatten in der Schweiz beiträgt?

Heute ist die Trennung zwischen nationaler und internationaler Politik aufgebrochen. Die Globalisierung der medialen Kommunikation hat dazu geführt, dass

jedes Ereignis ausserhalb der Schweiz einen Einfluss auf unser Land ausüben kann, und zwar auf unvorhergesehene Weise, was sich manchmal in der politischen Agenda niederschlägt. Vor allem, wenn es um Krisen geht, wie die nukleare Katastrophe in Fukushima 2011, die bewirkt hat, dass die Energiepolitik zur Diskussion gestellt wurde. Oder im Falle eines bewaffneten Konflikts, wie beim Angriffskrieg Russlands gegen die Ukraine oder bei der Krise im Nahen Osten, wo sich in der Schweiz, in der öffentlichen Meinung und in der Politik gegensätzliche Lager herausbilden. Krisen verursachen Unsicherheiten und führen zu ideologischen und politischen Neupositionierungen – mit dem Ergebnis, dass sich die Polarisierung verändert und verstärkt.

Heute ist die Trennung zwischen nationaler und internationaler Politik aufgebrochen.

Neuere Begriffe wie Wokeismus, Cancel Culture oder kulturelle Aneignung werden in allen möglichen und unmöglichen Kontexten verwendet und stehen heute im Mittelpunkt der politischen Debatte. Auf welche Weise tragen diese Konzepte dazu bei, Polarisierungen zu begünstigen?

Die Ablehnung und Verunglimpfung von «Wokeismus» – ein Begriff aus Übersee – ist ein Versuch, auf polemische Art auf feministische Mobilisierungen, die Kritik am strukturellen Rassismus und die Verteidigung der kulturellen und sexuellen Vielfalt zu reagieren. Angesichts der zunehmenden, manchmal auch heftigen Kritik an den Machtverhältnissen ist das Anprangern des «Wokeismus» eine ungehemmte Art, traditionelle Werte zu verteidigen. Auch wenn es stimmt, dass die Ablehnung von «Wokeismus» eine neue Form der ideologischen Polarisierung darstellt, gilt, dass die Verteidigung traditioneller Werte nicht das alleinige Vorrecht der populistischen Rechten ist.

Sie wird auch von einigen linken Bewegungen praktiziert.

Wie beurteilen Sie die Auswirkungen der Polarisierung auf den gesellschaftlichen Zusammenhalt und den Kampf gegen Rassismus in der Schweiz?

Soziale Spaltungen fördern Polarisierungen, die wiederum soziale Spaltungen fördern, mit unüberbrückbaren Gegensätzen, manchmal auch mit Verachtung der anderen. Etwa wie bei der Schlange, die sich in den Schwanz beisst. Daher lässt sich nicht leugnen, dass die zunehmende Polarisierung eine Reihe von Hindernissen für die Bekämpfung von Rassismus darstellt. Insbesondere ist es schwierig, eine politische Instrumentalisierung zu vermeiden oder sich von den Polen zu distanzieren, die sich in der politischen Arena gegenüberstehen, sei es bei Abstimmungskampagnen oder Wahlen.

Über Oscar Mazzoleni

Oscar Mazzoleni ist ordentlicher Professor für Politikwissenschaft an der Fakultät für Sozial- und Politikwissenschaften der Universität Lausanne. Dort leitet er das Observatorium für Regionalpolitik und ist Co-Leiter des assoziierten internationalen Labors «Parties, Political Representations and Sustainable Development». Er hat mehrere SNF-Projekte geführt, die sich mit Schweizer Politik aus einer international vergleichenden Perspektive befassen, insbesondere mit Populismus, Nationalismus, territorialen Herausforderungen und politischen Parteien der radikalen Rechten. Seine Forschungsarbeiten werden auf Französisch, Deutsch, Italienisch, Englisch, Spanisch und Flämisch veröffentlicht. Der Titel seiner jüngsten Publikation lautet «Territory and democratic politics. A critical introduction». Palgrave, 2024.

«La polarizzazione è un ostacolo alla lotta contro il razzismo»

Che cosa significa il termine «polarizzazione» nel contesto delle scienze politiche? Dove ha origine e come si esprime in Svizzera? Rappresenta un pericolo per la nostra democrazia? Qual è l'impatto di questo fenomeno in crescita sulla coesione sociale e sulla lotta contro il razzismo nel nostro Paese? Intervista a Oscar Mazzoleni, professore ordinario di scienze politiche all'Università di Losanna.

Intervista a cura di Samuel Jordan

Come definire la polarizzazione nel contesto delle scienze politiche?

Oscar Mazzoleni: La polarizzazione è un fenomeno complesso, il che può sembrare in contraddizione con l'idea stessa di semplificazione insita nella polarizzazione. Nel contesto delle scienze politiche possiamo individuare almeno tre possibili definizioni di questo termine. La prima è la forte affermazione dei poli di destra e di sinistra sullo scacchiere politico, soprattutto in termini di sostegno elettorale. La seconda è l'aumento del divario e dei punti di vista nettamente contrastanti su questioni socioeconomiche e culturali che sembrano centrali per la società. La terza è il ricorso più frequente a un linguaggio di rottura e a una cultura dell'antagonismo che trasforma gli avversari politici o alcuni gruppi sociali in nemici da screditare.

Sia in Svizzera che all'estero i media fanno ampio uso del termine «polarizzazione». Si tratta di un riflesso della realtà oppure di un'esagerazione dei media?

Direi un po' entrambi. Da un lato, la polarizzazione è il risultato di trasformazioni sociopolitiche, di un divario culturale e sociale e di disuguaglianze sociali. Dall'altro, la stampa – in particolare quel-

la scandalistica – tende a contribuire al fenomeno della polarizzazione. In che modo? Mostrando di voler dare spazio a un linguaggio che tende a semplificare e, talvolta, cercando lo scandalo. Non è certo una novità, ma questa tendenza è rafforzata dalla profonda trasformazione del panorama mediatico, anche in Svizzera. I media sono sottoposti a forti pressioni economiche che li spingono spesso a cercare di ampliare il proprio pubblico a qualunque costo. Per raggiungere questo obiettivo tendono a discostarsi dal «politicamente corretto» per prediligere invece un linguaggio che esalta i dissidi. Un approccio che incrementa le vendite.

Qual è l'origine di questa polarizzazione?

Se ammettiamo che ne esistono varie forme, ritengo che vi siano almeno quattro cause o condizioni che favoriscono e rafforzano il processo di polarizzazione. In primo luogo menzionerei l'aumento delle disuguaglianze e l'accelerazione delle trasformazioni sociali che fanno emergere frustrazioni e dibattiti nella società. Tutto ciò è accentuato dal fatto che, spesso, le autorità competenti non forniscono risposte credibili ai problemi di una parte della popolazione. In secondo luogo citerei l'indebolimento delle forze politiche moderate. Da qualche decennio, infatti, questi partiti devono fare i conti

Una certa dose di polarizzazione del dibattito politico è inerente al sistema istituzionale.

con una mancanza di fiducia e di interesse da parte del loro elettorato storico. Eppure, tradizionalmente, le forze politiche moderate tendono a contenere la polarizzazione degli estremi. Oggi, invece, vengono relegate a ruoli minoritari oppure hanno tendenza a scivolare verso sinistra o, più spesso, verso destra, in particolare su alcuni temi. In terzo luogo menzionerei l'aumento dei discorsi che veicolano ideologie populiste. Questa retorica, dai toni spesso sferzanti, considera che la società sia fondata su una logica di antagonismo e di profondo disaccordo tra «amici» e «nemici» e, in definitiva, su una strategia discorsiva basata sulla ricerca di capri espiatori che usurpano il benessere del popolo e della nazione. I nemici, ad esempio, possono essere la globalizzazione, la finanza o i flussi migratori. In quarto luogo, infine, citerei l'impatto della trasformazione tecnologica, di Internet e dei social media. Questi ultimi consentono la creazione di «bolle», di spazi isolati dove possono rifugiarsi microcomunità antagoniste. Queste bolle chiuse stabiliscono le proprie verità e le proprie opinioni

alternative in disaccordo con il resto (e la maggioranza) della società, il che contribuisce a rafforzare la logica antagonista del populismo. La conseguenza è un rafforzamento della polarizzazione del dibattito.

Questa crescente polarizzazione del dibattito politico, sia a destra che a sinistra, indebolisce le democrazie?

Una certa dose di polarizzazione è funzionale alla democrazia. La democrazia, infatti, non è fondata sull'unanimità né sulla convergenza di idee ed opinioni a qualunque costo. È quindi intrinseca al dibattito politico, ma diventa un problema quando si scontra con una cultura politica condivisa e in particolare con i principi di tolleranza, riconoscimento e rispetto degli avversari politici. Se prevale la logica dell'annientamento degli oppositori e del disprezzo per chi la pensa diversamente, la cultura democratica ne esce indebolita. Quello che succede già da alcuni anni, per esempio negli Stati Uniti, mette in luce come la guerra ideologica renda fragili i valori condivisi che costituiscono la base dei nostri sistemi democratici.

Come giudica la polarizzazione del dibattito politico in Svizzera?

Siamo abituati a considerare la Svizzera il Paese del consenso. Tuttavia, una certa dose di polarizzazione del dibattito politico è inerente al sistema istituzionale. Nelle numerose iniziative popolari e nei referendum, il popolo è chiamato a dire «sì» o «no», senza vie di mezzo, e questo contribuisce regolarmente alla formazione di due campi opposti. A lungo, la polarizzazione è stata confinata alla democrazia diretta e a qualche votazione di misura. Tuttavia, da alcune legislature assistiamo a una polarizzazione del dibattito non soltanto sui temi delle votazioni (immigrazione, asilo, Unione europea), ma anche durante le campagne elettorali, soprattutto quelle federali. Le strategie di polarizzazione, infatti, sono viste come una leva efficace per raccogliere consensi. Assistiamo quindi a un

aumento degli interventi oltraggiosi che danno luogo a denunce penali a causa di contenuti discriminatori. Va precisato che questa polarizzazione ha molto più a che fare con il marketing politico che con la gestione quotidiana del potere politico e istituzionale.

L'esercizio del potere in Svizzera è basato su un sistema di compromesso e consenso. Questa formula è in pericolo?

La democrazia diretta e le campagne elettorali sono terreno fertile per la polarizzazione, ma il sistema federale e il principio della collegialità del governo tendono a limitarne gli effetti. Il federalismo svizzero, con la sua frammentazione del conflitto e la sua struttura complessa, è infatti refrattario alla semplificazione polarizzante. È vero che talvolta i dibattiti in Parlamento assumono toni aspri, ma il sistema bicamerale con il Consiglio nazionale e il Consiglio degli Stati, detto anche Camera dei Cantoni, tende a frenare e mitigare la polarizzazione. Inoltre, il principio della collegialità obbliga i membri del Consiglio federale a difendere le decisioni dell'Esecutivo anche quando contrastano con la linea del loro partito. Lo stesso vale per i governi cantonali. Questa situazione è anche la conseguenza di una realtà politica: nessun partito dispone di una vera e propria maggioranza e tutte le formazioni sono obbligate ad accettare compromessi per poter esercitare un'influenza politica.

Le personalità populiste hanno spesso un ruolo centrale nella polarizzazione del dibattito pubblico.

La polarizzazione della politica è il riflesso della società in generale? Oppure è dovuta a personalità populiste forti che impongono la loro visione?

Le personalità populiste hanno spesso un ruolo centrale nella polarizzazione del dibattito pubblico. Tuttavia, per trasmet-

tere i loro messaggi semplificatori che incarnano le aspirazioni e i desideri del popolo, questi leader devono poter sfruttare una base di incertezza sociale e aspettative frustrate.

Spesso la polarizzazione ha radici nelle questioni migratorie. Secondo Lei, la Svizzera gestisce bene la sua pluralità culturale?

La storia svizzera mostra che la gestione della pluralità culturale è tutt'altro che priva di ostacoli. Non dimentichiamo che la polarizzazione sui flussi migratori e sulla presenza di stranieri è tra i temi prioritari della politica svizzera da mezzo secolo. Il popolo svizzero vota regolarmente su questioni di politica migratoria fin dal 1970, anno dell'iniziativa Schwarzenbach contro «l'inforestierimento». Da allora, vi sono due campi opposti: coloro che considerano la presenza di persone straniere come un fattore di arricchimento sociale, economico e culturale della nostra società, e coloro che considerano l'immigrazione come una minaccia all'identità nazionale. Questo divario, che in parte si ricollega alla questione delle relazioni con l'Unione europea, continuerà ad essere uno dei fattori di polarizzazione politica in Svizzera nei prossimi anni.

La xenofobia pervade la retorica politica di alcune élite svizzere. In che modo questa espressione, talvolta spogliata di ogni complessità, influenza l'opinione pubblica?

Si può considerare la xenofobia, ovvero l'ostilità o la diffidenza nei confronti delle persone straniere, come un prodotto che si vende e si compra, e che quindi sottosta alla legge della domanda e dell'offerta. La retorica xenofoba, a prescindere dal fatto che sia utilizzata con convinzione o come mezzo per raggiungere un fine, negli ultimi anni è diventata piuttosto comune nel panorama politico svizzero. Per esempio, l'espressione «finti rifugiati», tabù per la maggior parte delle forze politiche negli anni 1990, oggi è stata normalizzata e si è ampiamente

imposta. Tuttavia, occorre precisare che la situazione in Svizzera non ha nulla di eccezionale: questo fenomeno, infatti, caratterizza l'evoluzione politica recente su tutto il continente europeo.

Le fratture sociali favoriscono la polarizzazione, che a sua volta alimenta le fratture sociali.

Come si spiega che l'attualità internazionale, ad esempio la crisi nel Vicino Medio Oriente, contribuisca al punto alla polarizzazione dei dibattiti interni alla Svizzera?

Al giorno d'oggi, la separazione tra politica interna ed estera non esiste più. A causa della globalizzazione della comunicazione mediatica, qualunque evento esterno alla Svizzera può avere ripercussioni imprevedibili sul nostro Paese, talvolta fino a modificarne l'agenda politica. Questo vale specialmente per le crisi, come il disastro nucleare di Fukushima nel 2011, che è stato in grado di rimettere in discussione la nostra politica energetica. O per i conflitti armati, come la guerra russo-ucraina e la crisi nel Vicino Oriente, che hanno fatto emergere opinioni contrapposte anche in Svizzera. Le crisi generano incertezza e portano a riposizionamenti ideologici e politici. La polarizzazione ne esce trasformata e, al tempo stesso, rafforzata.

«Wokismo», «cultura della cancellazione» o «appropriazione culturale» sono concetti recenti utilizzati in lungo e in largo, che oggi si trovano al centro del dibattito politico. In che modo contribuiscono ad alimentare la polarizzazione?

La denuncia del «wokismo», una nozione che proviene dagli Stati Uniti, è un tentativo di rispondere polemicamente alla mobilitazione femminista, alla critica del razzismo strutturale, alla difesa della diversità culturale e sessuale. Di fronte alle critiche, talvolta aggressive, dei rapporti di potere, la denuncia del woki-

simo è un modo semplicistico di difendere i valori tradizionali. Sebbene l'opposizione al wokismo incarni una nuova forma di polarizzazione ideologica, occorre precisare che la difesa dei valori tradizionali non è appannaggio della destra populista, bensì è praticata anche da alcune correnti di sinistra.

Come giudica gli effetti della polarizzazione sulla coesione sociale e sulla lotta contro il razzismo in Svizzera?

Le fratture sociali favoriscono la polarizzazione, che a sua volta alimenta le fratture sociali sotto forma di antagonismo e talvolta di disprezzo dell'altro. È un po' un serpente che si morde la coda, per cui non si può negare che l'aumento della polarizzazione crei un certo numero di ostacoli alla lotta contro il razzismo. Evitare le strumentalizzazioni o prendere le distanze dai poli che si contrappongono nell'arena politica, in occasione sia delle campagne referendarie che delle elezioni, è particolarmente arduo.

Chi è Oscar Mazzoleni

Oscar Mazzoleni è professore ordinario di scienze politiche alla Facoltà di scienze sociali e politiche dell'Università di Losanna, dove dirige l'Osservatorio della vita politica regionale e codirige il Laboratorio internazionale associato «Partiti, rappresentazioni politiche e sviluppo sostenibile». Ha condotto diversi progetti finanziati dal FNS incentrati sulla politica svizzera in prospettiva comparativa internazionale, in particolare sul populismo, il nazionalismo, le sfide territoriali e i partiti politici della destra radicale. I suoi studi sono pubblicati in francese, tedesco, italiano, inglese, spagnolo e fiammingo. La sua ultima opera si intitola «Territory and democratic politics. A critical introduction», Palgrave, 2024.



rendant

plus difficile

la

construction

de

solidarités

intersectoriales

et

inter genres

Psychologie de la polarisation: quel rôle jouent les réseaux sociaux ?

Les réseaux sociaux sont devenus des acteurs incontournables dans la diffusion de l'information et l'interaction sociale. De par leur mode de fonctionnement, ils sont également au cœur d'un phénomène préoccupant : la polarisation des opinions. En comprenant mieux les origines et les manifestations de la polarisation, nous pouvons envisager des stratégies pour la réduire et favoriser un dialogue plus constructif en ligne.

Matthieu Vétois

De nombreux sujets d'actualité polarisent la société et suscitent de vives réactions sur les réseaux sociaux. Les prises de position sont souvent catégoriques, clivantes, et laissent peu de place à la nuance. Les réseaux sociaux véhiculent aussi des informations et des images choquantes et souvent décontextualisées, ce qui augmente les tensions. De plus, les discussions politiques en ligne sont souvent marquées par de l'animosité, des insultes et des discriminations, notamment racistes.

L'abondance de contenus partisans – par définition clivants – et de fausses informations que l'on retrouve sur les réseaux sociaux érode par ailleurs la confiance dans les faits. Les individus se retranchent dans leurs identités partisans, ce qui polarise les fronts et rend difficile l'entente, la compréhension mutuelle et la formation d'un consensus.

Néanmoins, qu'entend-on exactement par « polarisation » et quelles en sont les causes ? Les réseaux sociaux sont souvent accusés d'aggraver ce phénomène, mais quel est leur rôle précis

dans ce processus, et quelles en sont les conséquences ? Enfin, quels sont les moyens de réduire cette polarisation ? Le présent article explore ces différentes questions sous l'angle de la psychologie sociale.

Cela dit, la littérature utilisée dans cet article porte principalement sur les États-Unis et des pays d'Europe de l'Ouest. Par conséquent, le regard adopté dans cet article reflète le contexte socio-culturel et politique de ces pays. Par ailleurs, des sujets pouvant être polarisants dans certains pays peuvent être largement acceptés socialement dans d'autres.

La polarisation : définition et dynamique sous-jacente

La polarisation se manifeste à la fois dans les relations entre groupes et dans les comportements individuels au sein de ces groupes. Elle implique des dimensions affectives, cognitives et motivationnelles qui, ensemble, contribuent à la renforcer (Jost et al. 2022).

Au niveau des relations entre groupes, la polarisation apparaît lorsque les

croyanances et les comportements collectifs se radicalisent, opposant un groupe à un autre. Individuellement, elle se traduit par une radicalisation des positions, un renforcement de l'identification à un groupe ainsi qu'un rejet et une délégitimation des idées divergentes de celles de notre groupe d'appartenance.

La polarisation peut prendre une dimension affective lorsque les membres de groupes opposés ne se contentent pas de diverger sur les idées, mais développent aussi des sentiments d'hostilité les uns envers les autres. À ce stade, les individus peuvent éprouver des émotions comme la colère et l'antipathie envers les membres du groupe opposé, exacerbant ainsi les tensions et les conflits. Il arrive même qu'ils ressentent de la satisfaction, voire de la joie en réaction aux difficultés ou aux souffrances des membres du groupe adverse. À l'opposé, les individus ont tendance à faire preuve de plus d'empathie et de sympathie envers les membres de leur propre groupe et à s'indigner plus fortement lorsque ceux-ci subissent des injustices (Zaki 2014). En ce sens, les émotions contribuent à

renforcer la polarisation, car elles sont éprouvées de manière sélective et différenciée en fonction des groupes d'appartenance.

Le modèle économique des réseaux sociaux joue un rôle clé dans la polarisation des opinions.

Les biais cognitifs jouent aussi un rôle important dans le phénomène de polarisation (Jost et al. 2022). Le biais de confirmation pousse les individus à privilégier les informations qui confirment leurs croyances, en ignorant celles qui les contredisent : cette interprétation biaisée de la réalité contribue à renforcer leurs convictions. L'illusion d'objectivité amène en outre les individus à sous-estimer leurs propres biais, réduisant leur capacité à prendre un recul critique sur leurs opinions. De plus, ils développent souvent une perception stéréotypée des membres du groupe opposé, ce qui les amène à avoir des croyances généralisées, voire figées à leur sujet.

Enfin, sur le plan motivationnel, les individus sont portés à défendre leurs croyances et celles de leur groupe pour préserver leur estime d'eux-mêmes, ce qui renforce les différences et limite l'ouverture aux perspectives divergentes.

La polarisation sur les réseaux sociaux : le rôle des émotions et de la moralité

Le modèle économique des réseaux sociaux, basé sur la capture et la monétisation de l'attention, joue un rôle clé dans la polarisation des opinions (Van Bavel et al. 2024). En raison de notre tendance à réagir préférentiellement aux stimuli émotionnels (colère, peur, empathie) et moraux (jugements de valeur opposant le « bien » et le « mal »), les publications déclenchant ce type de stimuli suscitent particulièrement l'engagement et sont donc privilégiées par ces plateformes (Brady et al. 2017). C'est ce mécanisme qui a notamment permis à la photo

d'Aylan Kurdi, un enfant syrien retrouvé mort sur une plage alors qu'il fuyait son pays, de devenir virale, augmentant l'empathie et la solidarité pour les personnes réfugiées (Smith et al. 2018).

Cependant, cette dynamique peut également aggraver les divisions et les conflits. Par leur capacité à choquer et à susciter l'indignation, les publications politiques contenant des termes à connotation émotionnelle (comme « haine » ou « honte ») ou morale (comme « guerre » ou « punir ») ont plus de chances d'être partagées et donc de devenir virales (Brady et al. 2017). Cette focalisation sur des contenus émotionnels et moraux nourrit la division politique, alors que les informations plus nuancées et moins sensationnalistes attirent moins l'attention.

La majorité des contenus publiés sur les réseaux sociaux est produite par une minorité de personnes aux opinions particulièrement extrêmes.

Les algorithmes des réseaux sociaux exploitent notre tendance à réagir fortement aux stimuli émotionnels et moraux, en favorisant la diffusion des contenus les plus chargés émotionnellement et les plus susceptibles de susciter des réactions morales. Ces contenus deviennent ainsi des « stimuli supranormaux » (Robertson et al. 2024). Par analogie, le fast-food est aussi un stimulus supranormal, car il représente une version extrême des aliments qui satisfont notre préférence innée pour la nourriture riche et calorique.

À cela s'ajoute que la majorité des contenus publiés sur les réseaux sociaux est produite par une minorité de personnes aux opinions particulièrement extrêmes. Une étude réalisée en 2019 a ainsi montré que 97% des publications politiques sur Twitter provenaient de seulement 10% des utilisateurs les plus polarisés et engagés, occultant les opinions

plus modérées de la majorité (Atske 2019). Ainsi, les réseaux sociaux donnent l'impression d'une société plus polarisée qu'elle ne l'est réellement.

Cela dit, il n'est pas clair si les réseaux sociaux favorisent la création de chambres d'écho où les individus ne voient que des informations conformes à leurs opinions. La littérature scientifique est partagée sur le sujet. D'un côté, les contenus moraux et émotionnels circulent surtout au sein des mêmes groupes politiques, confirmant ainsi l'idée des chambres d'écho (Brady et al. 2017). De l'autre, les réseaux sociaux exposent les individus à une multitude de perspectives divergentes, ce qui peut paradoxalement augmenter la polarisation (Bail 2023).

Conflits, dynamiques identitaires et réseaux sociaux

Les conflits et les expressions d'animosité entre groupes augmentent l'engagement sur les réseaux sociaux (Rathje et al. 2021). Critiquer ou ridiculiser les membres de groupes opposés est donc un moyen efficace d'attirer l'attention. Les mentions d'adversaires politiques sur les réseaux sociaux suscitent en effet des réactions émotionnelles intenses comme la colère ou la moquerie, renforçant l'engagement et contribuant à la polarisation.

Les réseaux sociaux permettent également de démontrer sa fidélité à un groupe et de blâmer ceux qui s'écartent des normes partagées par ce groupe (Van Bavel et al. 2024). Ainsi, exprimer son indignation sur un sujet politique peut non seulement répondre à un besoin d'exprimer son point de vue, mais aussi servir à signaler son orientation idéologique et son appartenance à un groupe. Par ailleurs, s'outrager et critiquer les personnes qui divergent des normes du groupe ou qui s'opposent à celui-ci renforce indirectement la réputation de membre loyal et fiable, ce qui permet de gagner en statut social. Par leur conception, les réseaux sociaux facilitent des

formes d'engagement comme l'outrage moral, le «shaming» et les représailles contre ceux perçus comme transgresseurs et adversaires des valeurs du groupe.

Enfin, l'anonymat des réseaux sociaux désinhibe également certaines personnes, les encourageant à exprimer des opinions et des émotions qu'elles n'oseraient pas divulguer en face-à-face (Nitschinsk et al. 2022). Cette impunité relative favorise un comportement hostile, alors que les commentaires identifiables sont généralement moins incendiaires (Cho et al. 2015).

L'exposition fréquente à des discours polarisés sur les réseaux sociaux favorise par ailleurs un mode de pensée dichotomique, limitant les jugements nuancés.

Les effets de la polarisation sur les réseaux sociaux

Même si les réseaux sociaux favorisent une forte polarisation «perçue», celle-ci n'est pas forcément représentative de la polarisation «réelle». En effet, la majorité des gens ont des opinions souvent plus partagées et moins tranchées que celles qui s'expriment sur les réseaux, voire pas d'opinion du tout. Cette perception de forte polarisation peut néanmoins dissuader les individus avec des opinions modérées de s'exprimer sur les réseaux sociaux, par crainte d'être attaqués par des personnes avec des opinions plus tranchées (Bail 2023).

L'exposition fréquente à des discours polarisés sur les réseaux sociaux favorise par ailleurs un mode de pensée dichotomique, limitant les jugements nuancés (Jackson et al. 2023). Sur le plan affectif, la surexposition à des contenus émotionnels peut entraîner de la détresse, ou encore une perte d'empathie pour la souffrance d'autrui (Robertson et al. 2024). En

outre, l'exposition répétée à des discours de haine en ligne, notamment contre les personnes migrantes ou de confession musulmane, désensibilise à la gravité de ces discours, augmentant la tolérance envers la discrimination et les préjugés (Bilewicz et al. 2020). En France, une étude a d'ailleurs montré que l'exposition fréquente à des contenus médiatiques négatifs sur l'immigration, notamment sur les réseaux sociaux, renforce la croyance que l'idéologie anti-immigrants de l'extrême droite est répandue et populaire, réduisant l'inconfort émotionnel vis-à-vis de cette idéologie et augmentant son soutien (Vétois et al. 2024). Cela suggère que les réseaux sociaux peuvent participer à normaliser les discours extrêmes et discriminatoires.

Comment réduire la polarisation sur les réseaux sociaux ?

La polarisation sur les réseaux sociaux n'est pas inévitable et il existe des solutions pour y remédier. Une étude a ainsi examiné l'efficacité des vérificateurs de faits pour combattre la désinformation partisane sur l'immigration (Hameleers et al. 2020). Elle a montré que ces vérificateurs pouvaient effectivement réduire la polarisation en diminuant l'adhésion aux fausses informations, tout en modérant les positions exprimées. Une étude récente a aussi montré que le fait d'adopter une perspective empathique et une attitude non conflictuelle sur les réseaux sociaux pouvait réduire l'animosité envers les membres d'un groupe politique opposé (Saveski et al. 2022). Enfin, une étude a souligné l'importance de l'humilité intellectuelle, c'est-à-dire la reconnaissance que les croyances et connaissances peuvent être incorrectes ou limitées, pour atténuer la polarisation (Knöchelmann et al. 2024). Selon cette étude, les participants faisant preuve d'humilité intellectuelle étaient moins hostiles envers ceux qui avaient des points de vue différents. De plus, l'humilité intellectuelle favoriserait une vision plus positive des groupes politiques opposés et augmenterait la volonté d'engager un dialogue intergroupe.

Conclusion : vers une approche critique de la polarisation

En somme, une analyse de la problématique sous l'angle de la psychologie sociale indique que les réseaux sociaux offrent un terreau propice à la polarisation: la viralité des contenus émotionnels, moraux et extrêmes, le besoin des utilisateurs de signaler leur appartenance à un groupe et leur propension à défendre les valeurs de ce groupe forment un cocktail explosif. Cependant, la littérature montre aussi qu'il est possible d'atténuer cette polarisation en encourageant le recours à des vérificateurs de faits, en favorisant l'empathie et la prise de distance vis-à-vis des contenus et en cultivant l'humilité intellectuelle.

Il reste néanmoins crucial d'examiner la polarisation et les interventions visant à la diminuer avec un regard critique. Aujourd'hui, de nombreux conflits sociaux sont analysés sous l'angle de la polarisation. Cependant, cette approche suppose implicitement que les groupes polarisés sont sur un pied d'égalité, ce qui n'est pas toujours le cas. En réalité, des inégalités existent souvent entre ces groupes. En effet, les luttes pour les droits fondamentaux, contre l'oppression et la discrimination, engendrent fréquemment de la polarisation. Dans ces contextes, les membres de groupes désavantagés revendiquent la reconnaissance de leurs droits, tandis que ceux des groupes avantagés s'y opposent pour maintenir un statu quo en leur faveur. Dans ces cas-là, il est pertinent de se demander si le problème réside davantage dans la polarisation elle-même ou dans les inégalités entre les groupes. Également, lorsque la polarisation se manifeste entre des groupes aux statuts inégaux, la pertinence des interventions visant à la réduire est questionnable.

Des recherches ont en effet montré que, dans ces situations, inciter les membres des groupes polarisés à créer des contacts et à adopter une perspective non conflictuelle ne remet pas en question le statu quo inégalitaire. Au contraire,

de telles interventions détournent l'attention des mesures politiques nécessaires pour établir l'égalité et mettre fin à l'oppression subie par le groupe désavantagé (Hakim et al. 2023). Il peut également sembler paternaliste d'inclure les membres de groupes dont les droits sont bafoués à faire preuve d'humilité intellectuelle, même si leur lutte engendre de la polarisation. Ces interventions paraissent donc plus adaptées lorsque les groupes polarisés sont sur un pied d'égalité.

*Matthieu Vétois est docteur en psychologie sociale à l'Université de Genève.
Matthieu.Vetois@unige.ch*

RÉFÉRENCES

- Atske, S., « National Politics on Twitter: Small Share of U.S. Adults Produce Majority of Tweets », Pew, 2019
- Bail, C., « Le prisme des réseaux sociaux : la polarisation politique sur Internet », 2023
- Bilewicz, M. & Soral, W., « Hate Speech Epidemic. The Dynamic Effects of Derogatory Language on Intergroup Relations and Political Radicalization », *Political Psychology*, 2020
- Brady, W. et al., « An ideological asymmetry in the diffusion of moralized content on social media among political leaders », *Proceedings of the National Academy of Sciences*, 2017
- Cho, D. & Kwon, K., « The impacts of identity verification and disclosure of social cues on flaming in online user comments », *Computers in Human Behaviour*, 2015
- Hakim, N. et al., « Turning the lens in the study of precarity: On social psychology's acquiescence to the settler-colonial status quo in historic Palestine », *British Journal of Social Psychology*, 2023
- Hameleers, M. & van der Meer, T., « Misinformation and Polarization in a High-Choice Media Environment: How Effective Are Political Fact-Checkers? », *Communication Research*, 2020
- Jackson, J. et al., « Generalized morality culturally evolves as an adaptive heuristic in large social networks », *Journal of Personality and Social Psychology*, 2023
- Jost, J. et al., « Cognitive - motivational mechanisms of political polarization in social-communicative contexts », *Nature Reviews Psychology*, 2022
- Knöchelmann, L. & Cohrs, J., « Effects of intellectual humility in the context of affective polarization: Approaching and avoiding others in controversial political discussions », *Journal of Personality and Social Psychology*, 2024
- Nitschinsk, L. et al., « The Disinhibiting Effects of Anonymity Increase Online Trolling », *Cyberpsychology, Behavior, and Social Networking*, 2022
- Rathje, S. et al., « Out-group animosity drives engagement on social media », *Proceedings of the National Academy of Sciences*, 2021
- Robertson, C. et al., « Morality in the anthropocene : The perversion of compassion and punishment in the online world », *PNAS Nexus*, 2024
- Saveski et al., « Perspective-Taking to Reduce Affective Polarization on Social Media », *Proceedings of the AAAI Conference*, 2022
- Smith, L. et al., « After Aylan Kurdi : How Tweeting About Death, Threat, and Harm Predict Increased Expressions of Solidarity with Refugees Over Time », *Psychological Science*, 2018
- Van Bavel, J. et al., « Social Media and Morality », *Annual Review of Psychology*, 2024
- Vétois, M. et al., « The Role of Media Coverage of Immigration on the Normalization of Far-Right Anti-Immigration Ideology », 2024
- Zaki, J., « Empathy: A motivated account », *Psychological Bulletin*, 2014

Die Psychologie hinter der Polarisierung: Welche Rolle spielen Social Media?

Soziale Netzwerke sind für die Verbreitung von Informationen und die soziale Interaktion unverzichtbar geworden. Aufgrund ihrer Funktionsweise stehen sie auch im Mittelpunkt eines kritischen Phänomens: der Polarisierung von Meinungen. Wenn wir den Ursprung und die Erscheinungsformen der Polarisierung besser verstehen, gelingt es uns, Strategien zu entwerfen, mit denen sich Polarisierungen vermeiden und der Online-Dialog konstruktiver gestalten lassen.

Matthieu Vétois

Viele aktuelle Themen polarisieren die Gesellschaft und führen zu heftigen Reaktionen in den sozialen Medien. Oft sind die Voten kategorisch, spaltend, lassen wenig Raum für Differenzierungen. Über Social Media werden auch schockierende und oft aus dem Kontext gerissene Informationen und Bilder verbreitet, was zusätzlich für Spannungen sorgt. Darüber hinaus sind politische Online-Diskussionen häufig von Feindseligkeit, Beleidigungen und Diskriminierung, insbesondere rassistischer Art, geprägt.

Auch zersetzt die Fülle an parteiischen – per Definition spaltenden – Inhalten und Falschinformationen, die in sozialen Netzwerken kursieren, das Vertrauen in die Fakten. Die Menschen ziehen sich in Bubbles zurück, was die Fronten polarisiert und es schwierig macht, sich auszutauschen, einander zu verstehen oder einen Konsens zu finden und zu bilden.

Doch was genau versteht man unter «Polarisierung» und was sind die Ursachen dafür? Soziale Netzwerke werden oft beschuldigt, das Phänomen zu ver-

stärken, aber was genau ist ihre Rolle im Prozess, was sind die Folgen? Und schliesslich: Was ist zu tun, damit weniger polarisiert wird? Der vorliegende Artikel geht diesen Fragen aus dem Blickwinkel der Sozialpsychologie nach.

Die herangezogene Literatur bezieht sich hauptsächlich auf die USA und Westeuropa. Daher spiegelt die hier eingenommene Perspektive den soziokulturellen und politischen Kontext dieser Länder wider. Ganz allgemein gilt auch: Themen, die in einigen Ländern polarisierend wirken, können in anderen gesellschaftlich breit akzeptiert sein.

Polarisierung: Definition und zugrunde liegende Dynamik

Die Polarisierung zeigt sich sowohl in den Beziehungen zwischen Gruppen als auch im individuellen Verhalten innerhalb dieser Gruppen. Sie umfasst affektive, kognitive und motivationale Dimensionen, die insgesamt zu ihrer Stärkung beitragen (Jost et al. 2022).

In den Beziehungen zwischen Gruppen tritt eine Polarisierung dann auf, wenn

sich kollektive Überzeugungen und Verhaltensweisen radikalieren und sich eine Gruppe gegen eine andere stellt. Auf der individuellen Ebene äussert sie sich in einer Radikalisierung der Positionen, einer verstärkten Identifikation mit einer Gruppe sowie einer Ablehnung und Delegitimierung von Ideen, die von denjenigen unserer Gruppe abweichen.

Die Polarisierung kann eine affektive Dimension annehmen, wenn die Mitglieder gegnerischer Gruppen sich nicht nur in ihren Ideen gegeneinander abgrenzen, sondern auch Gefühle der Feindseligkeit entwickeln. In diesem Stadium können Individuen Emotionen wie Wut und Antipathie gegenüber Mitgliedern der anderen Gruppe empfinden, wodurch Spannungen und Konflikte verschärft werden. Als Reaktion auf die Schwierigkeiten oder das Leid von Mitgliedern der gegnerischen Gruppe können sie Befriedigung oder sogar Freude empfinden. Im Gegensatz dazu neigen Individuen dazu, mehr Empathie und Sympathie für die Mitglieder ihrer eigenen Gruppe aufzubringen und sich stärker zu empören, wenn sie Ungerechtigkeiten erleiden

(Zaki 2014). In diesem Sinne tragen Emotionen zur Verstärkung der Polarisierung bei, da sie je nach Gruppenzugehörigkeit selektiv und differenziert erlebt werden.

Auch kognitive Verzerrungen spielen eine wichtige Rolle beim Phänomen der Polarisierung (Jost et al. 2022). Die Bestätigungsverzerrung (Confirmation Bias) veranlasst Individuen, Informationen, die ihre Überzeugungen bestätigen, zu bevorzugen, und Informationen, die ihnen entgegenlaufen, zu ignorieren: Diese verzerrte Auslegung der Realität stärkt ihre Überzeugungen. Die Illusion der Objektivität führt ausserdem dazu, dass Menschen eigene Verzerrungen unterschätzen, was die Fähigkeit, ihre Meinungen kritisch zu hinterfragen, einschränkt. Ausserdem entwickeln sie oft eine stereotype Wahrnehmung der Mitglieder der Gegengruppe, was mit verallgemeinerten oder auch festgefahrenen Ansichten einhergeht.

Das Geschäftsmodell der sozialen Netzwerke spielt eine Schlüsselrolle bei der Polarisierung von Meinungen.

Auf der motivationalen Ebene schliesslich neigen Individuen dazu, ihre Überzeugungen und die ihrer Gruppe zu verteidigen, um ihr Selbstwertgefühl zu bewahren, was die Unterschiede verstärkt und die Offenheit für andere Meinungen schmälert.

Polarisierung in sozialen Netzwerken: die Rolle von Emotionen und Moral

Das Geschäftsmodell der sozialen Netzwerke, das im Erregen und Monetarisieren von Aufmerksamkeit besteht, spielt eine Schlüsselrolle bei der Polarisierung von Meinungen (Van Bavel et al. 2024). Wegen unserer Neigung, bevorzugt auf Reize zu reagieren, die emotional (Wut, Angst, Empathie) und moralisch (zweiwertige Urteile wie gut und böse) sind, rufen Inhalte, die solche Reize auslö-

sen, besonders viel Social-Media-Engagement hervor und werden daher von diesen Plattformen bevorzugt (Brady et al. 2017). Dieser Mechanismus hat unter anderem dazu geführt, dass das Foto von Aylan Kurdi, dem syrischen Kind, das auf der Flucht aus seinem Land tot am Strand aufgefunden wurde, viral ging und die Empathie und Solidarität mit geflüchteten Menschen steigerte (Smith et al. 2018).

Diese Dynamik kann jedoch auch zu einer Verschärfung von Spaltungen und Konflikten führen. Da sie schockieren und Empörung erzeugen können, haben politische Postings, die Begriffe enthalten, die emotional («Hass», «Schande» usw.) oder moralisch («Krieg», «bestrafen» usw.) konnotiert sind, eine höhere Wahrscheinlichkeit, geteilt zu werden und somit viral zu gehen (Brady et al. 2017). Die Fokussierung auf emotionale und moralische Inhalte nährt die politische Spaltung, während differenziertere und weniger sensationsheischende Informationen weniger Aufmerksamkeit erregen.

Die Algorithmen sozialer Netzwerke machen sich unsere Neigung zunutze, stark auf emotionale und moralische Reize zu reagieren, indem sie die Verbreitung der Inhalte fördern, die am stärksten emotional aufgeladen sind und am ehesten moralische Reaktionen hervorrufen. Diese Inhalte werden so zu übernormalen Schlüsselreizen («supranormal stimuli») (Robertson et al. 2024). So gesehen ist auch Fastfood ein übernormaler Reiz, da es eine extreme Version von Lebensmitteln darstellt, die unsere angeborene Vorliebe für kalorienreiches Essen befriedigen.

Hinzu kommt, dass der Grossteil der in sozialen Netzwerken veröffentlichten Inhalte von einer Minderheit mit besonders extremen Ansichten erstellt wird. Eine Studie aus dem Jahr 2019 ergab, dass 97 Prozent der politischen Postings auf Twitter von nur 10 Prozent der am stärksten polarisierten und enga-

gierten Nutzenden stammten, wodurch gemässigtere Meinungen der Mehrheit ausgeblendet werden (Atske 2019). So vermitteln die sozialen Netzwerke den Eindruck einer Gesellschaft, die stärker polarisiert zu sein scheint, als sie es tatsächlich ist.

Unklar ist, ob soziale Netzwerke die Entstehung von Echokammern fördern, in denen der oder die Einzelne nur Informationen sieht, die mit den eigenen Ansichten übereinstimmen. Die wissenschaftliche Literatur zum Thema ist uneinig. Auf der einen Seite zirkulieren moralische und emotionale Inhalte vor allem innerhalb derselben politischen Gruppen, was die Idee der Echokammern bestätigt (Brady et al. 2017). Auf der anderen Seite setzen soziale Netzwerke die Menschen einer Vielzahl von divergierenden Perspektiven aus, was paradoxerweise die Polarisierung verstärken kann (Bail 2023).

Konflikte, Identitätsdynamiken und soziale Netzwerke

Konflikte und ausgesprochene Feindseligkeit zwischen Gruppen erhöhen das Social-Media-Engagement (Rathje et al. 2021). Angehörige gegnerischer Gruppen zu kritisieren oder lächerlich zu machen, ist daher ein wirksames Mittel, um Aufmerksamkeit zu erregen. Die Erwähnung politischer Gegnerinnen und Gegner in sozialen Netzwerken löst in der Tat intensive emotionale Reaktionen wie Wut oder Spott aus, verstärkt das Engagement und trägt zur Polarisierung bei.

Soziale Netzwerke eignen sich auch, um Treue zu einer bestimmten Gruppe zu demonstrieren und diejenigen zu tadeln, die von den in der Gruppe geteilten Normen abweichen (Van Bavel et al. 2024). So kann das Sich-Empören über ein politisches Thema nicht nur dem Bedürfnis entsprechen, seine Meinung zu äussern, sondern auch dazu dienen, die eigene ideologische Ausrichtung und die Zugehörigkeit zu einer Gruppe zu signalisieren. Ausserdem stärkt Empörung über und Kritik an Personen, die von den

Gruppennormen abweichen oder sich gegen die Gruppe stellen, indirekt den Ruf als loyales und zuverlässiges Mitglied der Gruppe, was wiederum zu einem höheren sozialen Status führt. Aufgrund ihrer Funktionsweise begünstigen soziale Netzwerke bestimmte Formen des Engagements wie moralische Empörung, «Shaming» und Vergeltung gegen diejenigen, die vermeintlich die Gruppenwerte missachten.

Die häufige Exposition gegenüber polarisierten Diskursen in sozialen Netzwerken fördert eine dichotome Denkweise, die differenzierte Urteile einschränkt.

Schliesslich enthemmt die Anonymität in sozialen Netzwerken auch manche Menschen, die sich ermutigt fühlen, Meinungen und Emotionen zu äussern, die sie im persönlichen Gespräch aus Angst nicht aussprechen würden (Nitschinsk et al. 2022). Die relative Straffreiheit im Netz begünstigt feindseliges Verhalten, während rückverfolgbare Kommentare in der Regel weniger hetzerisch sind (Cho et al. 2015).

Die Auswirkungen der Polarisierung auf soziale Netzwerke

Auch wenn soziale Netzwerke eine starke «wahrgenommene» Polarisierung begünstigen, ist diese nicht unbedingt repräsentativ für die «tatsächliche» Polarisierung. Denn die Mehrheit hat oft eine breiter abgestützte, weniger dezidierte Meinung als jene, die in Netzwerken geäussert wird, oder sie hat gar keine Meinung. Die Wahrnehmung einer starken Polarisierung kann jedoch Menschen mit gemässigten Meinungen davon abhalten, sich in sozialen Netzwerken zu äussern, aus Angst, von Personen mit schärferen Ansichten angegriffen zu werden (Bail 2023).

Die häufige Exposition gegenüber polarisierten Diskursen in sozialen Netzwerken fördert darüber hinaus eine dichotome Denkweise, die differenzierte Urteile einschränkt (Jackson et al. 2023). Auf der affektiven Ebene kann eine Überexposition an emotionalen Inhalten zu Hilflosigkeit oder auch zu einem Verlust von Empathie für das Leiden anderer führen (Robertson et al. 2024). Darüber hinaus desensibilisiert die wiederholte Exposition gegenüber Online-Hassreden, insbesondere gegen Migranten oder Menschen muslimischen Glaubens, für die Tragweite solcher Aussagen, wodurch die Toleranz gegenüber Diskriminierung und Vorurteilen steigt (Bilewicz et al. 2020). In Frankreich hat eine Studie gezeigt, dass die häufige Exposition gegenüber negativen Medieninhalten über Einwanderung, insbesondere in sozialen Netzwerken, den Glauben daran stärkt, dass die einwanderungsfeindliche Ideologie der extremen Rechten verbreitet und populär ist, das emotionale Unbehagen gegenüber dieser Ideologie verringert und ihre Unterstützung erhöht (Vétois et al. 2024). Das legt nahe, dass soziale Netzwerke zur Normalisierung extremer und diskriminierender Diskurse beitragen können.

Wie lässt sich die Polarisierung in sozialen Medien verringern?

Polarisierung in sozialen Netzwerken muss nicht sein, es gibt Lösungen, um ihr entgegenzuwirken. So untersuchte eine Studie die Effektivität von Faktencheckern bei der Bekämpfung von parteipolitischen Desinformationen über Zuwanderung (Hameleers et al. 2020). Sie zeigte, dass die Polarisierung dank der Faktenchecks tatsächlich reduziert werden konnte: Die Zustimmung zu Falschinformationen liess nach und gleichzeitig wurden die Positionen gemässiger geäussert. Eine neuere Studie wies zudem nach, dass eine empathische Perspektive und eine konfliktfreie Haltung in sozialen Netzwerken die Feindseligkeit gegenüber Mitgliedern einer gegnerischen politischen Gruppe verringern kann (Saveski et al. 2022).

Schliesslich belegt eine weitere Studie die Bedeutung von intellektueller Bescheidenheit für die Abschwächung von Polarisierung, also die Fähigkeit, sich und anderen einzugestehen, dass Überzeugungen und Wissen auch falsch und begrenzt sein können (Knöchelmann et al. 2024). Laut dieser Studie waren Teilnehmende, die intellektuelle Bescheidenheit zeigten, weniger feindselig gegenüber Menschen mit anderen Ansichten. Darüber hinaus stärkte intellektuelle Bescheidenheit eine positivere Sicht auf die gegnerischen politischen Gruppen und die Bereitschaft zu einem interfraktionellen Dialog.

Fazit: der Polarisierung kritisch begegnen

Eine sozialpsychologische Analyse der Problematik zeigt insgesamt, dass soziale Netzwerke einen Nährboden für Polarisierung bieten: Die Viralität emotionaler, moralischer und extremer Inhalte, das Bedürfnis der Nutzenden, ihre Zugehörigkeit zu einer Gruppe zu signalisieren, und ihre Neigung, die Werte dieser Gruppe zu verteidigen, bilden einen explosiven Cocktail. Die Literatur zeigt jedoch auch, dass es möglich ist, diese Polarisierung abzuschwächen, indem man den Einsatz von Faktencheckern fördert. Empathie stärkt, die Distanzierung von polarisierenden Inhalten unterstützt und intellektuelle Bescheidenheit kultiviert.

Dennoch ist es wichtig, die Polarisierung und die Interventionen zu ihrer Vermeidung kritisch zu betrachten. Heute werden viele soziale Konflikte unter dem Aspekt der Polarisierung analysiert. Dieser Ansatz setzt jedoch implizit voraus, dass die polarisierten Gruppen gleichberechtigt sind, was nicht immer der Fall ist. In Wirklichkeit bestehen oft Ungleichheiten zwischen diesen Gruppen. So führt etwa der Kampf für Grundrechte, gegen Unterdrückung und Diskriminierung häufig zu Polarisierungen. In diesen Kontexten fordern die Mitglieder benachteiligter Gruppen die Anerkennung ihrer Rechte, während sich die Mit-

glieder privilegierter Gruppen dagegen wehren, um den Status quo zu ihren Gunsten zu erhalten. In solchen Fällen ist es relevant zu fragen, ob das Problem in der Polarisierung selbst oder eher in den Ungleichheiten zwischen den Gruppen liegt. Tritt die Polarisierung zwischen Gruppen mit ungleichem Status auf, muss der Nutzen von Interventionen zur Verringerung der Polarisierung infrage gestellt werden.

Untersuchungen haben gezeigt, dass in solchen Situationen die Mitglieder polarisierter Gruppen zu ermutigen, Kontakte zu knüpfen und eine konfliktfreie Perspektive einzunehmen, den ungleichen Status quo nicht verändert. Im Gegenteil: Solche Interventionen lenkten von den politischen Massnahmen ab, die notwendig sind, um Gleichheit herzustellen und die Unterdrückung der benachteiligten Gruppe zu beenden (Hakim et al. 2023). Es kann zudem paternalistisch wirken, Mitglieder von Gruppen, deren Rechte verletzt werden, zu intellektueller Bescheidenheit aufzurufen, selbst wenn ihr Kampf zu Polarisierungen führt. Derartige Interventionen scheinen besser geeignet, wenn die polarisierten Gruppen gleichberechtigt sind.

*Matthieu Vétois ist Doktor der Sozialpsychologie an der Universität Genf.
Matthieu.Vetois@unige.ch*

BIBLIOGRAPHISCHE REFERENZEN

- Atske, S., « National Politics on Twitter: Small Share of U.S. Adults Produce Majority of Tweets », Pew, 2019
- Bail, C., « Le prisme des réseaux sociaux : la polarisation politique sur Internet », 2023
- Bilewicz, M. & Soral, W., « Hate Speech Epidemic. The Dynamic Effects of Derogatory Language on Intergroup Relations and Political Radicalization », Political Psychology, 2020
- Brady, W. et al., « An ideological asymmetry in the diffusion of moralized content on social media among political leaders », Proceedings of the National Academy of Sciences, 2017
- Cho, D. & Kwon, K., « The impacts of identity verification and disclosure of social cues on flaming in online user comments », Computers in Human Behaviour, 2015
- Hakim, N. et al., « Turning the lens in the study of precarity: On social psychology's acquiescence to the settler-colonial status quo in historic Palestine », British Journal of Social Psychology, 2023
- Hameleers, M. & van der Meer, T., « Misinformation and Polarization in a High-Choice Media Environment: How Effective Are Political Fact-Checkers? », Communication Research, 2020
- Jackson, J. et al., « Generalized morality culturally evolves as an adaptive heuristic in large social networks », Journal of Personality and Social Psychology, 2023
- Jost, J. et al., « Cognitive - motivational mechanisms of political polarization in social-communicative contexts », Nature Reviews Psychology, 2022
- Knöchelmann, L. & Cohrs, J., « Effects of intellectual humility in the context of affective polarization: Approaching and avoiding others in controversial political discussions », Journal of Personality and Social Psychology, 2024
- Nitschinsk, L. et al., « The Disinhibiting Effects of Anonymity Increase Online Trolling », Cyberpsychology, Behavior, and Social Networking, 2022
- Rathje, S. et al., « Out-group animosity drives engagement on social media », Proceedings of the National Academy of Sciences, 2021
- Robertson, C. et al., « Morality in the anthropocene : The perversion of compassion and punishment in the online world », PNAS Nexus, 2024
- Saveski et al., « Perspective-Taking to Reduce Affective Polarization on Social Media », Proceedings of the AAAI Conference, 2022
- Smith, L. et al., « After Aylan Kurdi : How Tweeting About Death, Threat, and Harm Predict Increased Expressions of Solidarity with Refugees Over Time », Psychological Science, 2018
- Van Bavel, J. et al., « Social Media and Morality », Annual Review of Psychology, 2024
- Vétois, M. et al., « The Role of Media Coverage of Immigration on the Normalization of Far-Right Anti-Immigration Ideology », 2024
- Zaki, J., « Empathy: A motivated account », Psychological Bulletin, 2014

La psicologia della polarizzazione: qual è il ruolo dei social media?

I social media si sono affermati come strumento imprescindibile per la diffusione delle informazioni e l'interazione sociale. Per la loro modalità di funzionamento, costituiscono però anche una delle cause principali di un fenomeno preoccupante: la polarizzazione delle opinioni. Comprendendo meglio le origini e le manifestazioni della polarizzazione, possiamo elaborare strategie per ridurla e favorire un dialogo più costruttivo online.

Matthieu Vétois

Numerosi temi di attualità generano una polarizzazione in seno alla società e suscitano vivaci reazioni sui social media. Le prese di posizione sono spesso categoriche e controverse e lasciano poco spazio alle sfumature. I social media veicolano inoltre informazioni e immagini scioccanti e sovente decontestualizzate, il che accresce le tensioni. Per giunta, le discussioni politiche online sono spesso intrise di astio e caratterizzate da insulti e discriminazioni, in particolare di matrice razzista.

La grande quantità di contenuti di parte – per definizione divisivi – e di informazioni false presenti sui social media erode peraltro la fiducia nei fatti. Le persone si arroccano nelle loro identità partigiane, il che polarizza i fronti e complica l'intesa, la comprensione reciproca e la formazione di un consenso.

Ma che cosa si intende esattamente per «polarizzazione» e quali ne sono le cause? I social media sono sovente accusati di aggravare tale fenomeno, ma qual è precisamente il loro ruolo in questo processo e quali ne sono le conseguenze? Il presente contributo intende esplorare questi interrogativi dal punto di vista della psicologia sociale.

La letteratura su cui è basato il presente articolo si riferisce principalmente agli Stati Uniti e ai Paesi dell'Europa occidentale. Di conseguenza, la prospettiva adottata riflette il contesto socioculturale e politico di questi Paesi. Temi controversi in alcune realtà possono peraltro raccogliere un ampio consenso in altre.

La polarizzazione: definizione e dinamiche soggiacenti

La polarizzazione si manifesta sia nelle relazioni tra gruppi sia nei comportamenti individuali in seno a tali gruppi. Implica dimensioni affettive, cognitive e motivazionali che, nel loro insieme, contribuiscono a rafforzarla (Jost et al. 2022).

A livello di relazioni tra gruppi, la polarizzazione emerge quando le convinzioni e i comportamenti collettivi si radicalizzano opponendo un gruppo all'altro. Sul piano individuale si traduce in una radicalizzazione delle posizioni, nel rafforzamento dell'identificazione in un gruppo, così come nel rifiuto e nella delegittimazione di idee divergenti da quelle del proprio gruppo di appartenenza.

La polarizzazione può assumere una dimensione affettiva quando i membri di gruppi opposti non si limitano a sostenere idee contrastanti, ma iniziano anche a

sviluppare sentimenti di ostilità reciproca. In questa fase, le persone possono provare emozioni quali collera e antipatia nei confronti degli appartenenti al gruppo opposto che contribuiscono a esacerbare le tensioni e i conflitti. Inoltre possono persino arrivare a trarre soddisfazione e gioia da eventuali difficoltà e sofferenze degli altri. Per contro, le persone tendono a nutrire maggiore empatia e simpatia per i membri del proprio gruppo e a indignarsi più fortemente quando questi subiscono delle ingiustizie (Zaki 2014). Sotto questo aspetto, le emozioni concorrono a rafforzare la polarizzazione, in quanto si manifestano in maniera selettiva e differenziata in funzione del gruppo di appartenenza.

Il modello economico dei social media, basato sulla cattura e la monetizzazione dell'attenzione, esercita un ruolo chiave nella polarizzazione delle opinioni.

Anche i bias cognitivi giocano un ruolo importante nel fenomeno della polarizzazione (Jost et al. 2022). Il bias di conferma induce a privilegiare le informazioni che avvalorano le proprie convinzioni e

a ignorare quelle che le contraddicono. Questa interpretazione distorta della realtà contribuisce a rafforzare le proprie certezze. L'illusione di oggettività porta inoltre le persone a sottostimare i propri bias, riducendo la capacità di distacco critico dalle proprie opinioni, a sviluppare una percezione stereotipata e quindi ad avere un'immagine generalizzata o addirittura preconcetta dei membri del gruppo opposto.

Sul piano motivazionale, infine, le persone tendono a difendere le proprie convinzioni e quelle del loro gruppo di appartenenza per preservare l'autostima, un atteggiamento che accentua le differenze e limita l'apertura verso prospettive divergenti.

La polarizzazione sui social media: il ruolo delle emozioni e della morale

Il modello economico dei social media, basato sulla cattura e la monetizzazione dell'attenzione, esercita un ruolo chiave nella polarizzazione delle opinioni (Van Bavel et al. 2024). Per via della nostra tendenza a reagire innanzitutto a stimoli emozionali (collera, paura, empatia) e morali (giudizi di valore che oppongono il «bene» e il «male»), i contenuti che forniscono questo tipo di stimoli suscitano un particolare «coinvolgimento» (*engagement*) e sono dunque privilegiati dalle piattaforme (Brady et al. 2017). È proprio questo meccanismo che ha permesso alla foto di Aylan Kurdi, un bambino siriano in fuga dal suo Paese ritrovato morto su una spiaggia, di diventare virale, accrescendo l'empatia e la solidarietà per le persone rifugiate (Smith et al. 2018).

Questa dinamica può tuttavia anche acuire le divisioni e i conflitti. Grazie alla loro capacità di scioccare e suscitare indignazione, le pubblicazioni politiche che ricorrono a un linguaggio con una forte connotazione emozionale (come «odio» o «vergogna») o morale (come «guerra» o «punire») hanno maggiori possibilità di essere condivise e, pertanto, di diventare virali (Brady et al. 2017).

L'accento posto su contenuti emozionali e morali accentua le divisioni politiche, mentre informazioni più equilibrate e meno sensazionaliste attirano minore attenzione.

Gli algoritmi dei social media sfruttano la nostra tendenza a reagire fortemente a stimoli emozionali e morali, favorendo la diffusione dei contenuti a più alto carico emozionale e maggiormente in grado di suscitare reazioni morali. Questi contenuti diventano così «stimoli supernormali» (Robertson et al. 2024). Per analogia, costituisce uno stimolo supernormale anche il fast food, poiché rappresenta una versione estrema degli alimenti che soddisfano la nostra preferenza innata per il cibo ricco e calorico.

A ciò si aggiunge il fatto che la maggioranza dei contenuti sui social media è pubblicata da una minoranza di persone con opinioni particolarmente radicali. Uno studio realizzato nel 2019 ha evidenziato che una piccola minoranza più polarizzata e impegnata (10 % degli utenti) è responsabile del 97 per cento delle pubblicazioni politiche su Twitter, pubblicazioni che fanno passare in secondo piano le opinioni più moderate della maggioranza (Atske 2019). A causa dei social media, la società appare quindi più polarizzata di quanto non lo sia effettivamente.

Non è invece chiaro se i social media favoriscano la creazione di camere dell'eco in cui le persone si confrontano unicamente con informazioni conformi alle proprie opinioni: la letteratura scientifica è infatti divisa su questo punto. Da un lato, i contenuti a sfondo morale ed emozionale circolano soprattutto all'interno di un medesimo gruppo politico, confermando così la teoria delle camere dell'eco (Brady et al. 2017). Dall'altro, però, i social media espongono le persone a una moltitudine di prospettive divergenti, il che può paradossalmente accrescere la polarizzazione (Bail 2023).

Conflitti, dinamiche identitarie e social media

I conflitti e le espressioni di animosità tra gruppi aumentano il «coinvolgimento» sui social media (Rathje et al. 2021). Criticare o ridicolizzare esponenti di gruppi opposti costituisce una strategia efficace per attirare l'attenzione. Evocare gli avversari politici sui social media suscita infatti reazioni emotive intense come la collera o il dileggio, che rafforzano il «coinvolgimento» e contribuiscono alla polarizzazione.

I social media permettono anche di dimostrare la propria fedeltà a un gruppo e di stigmatizzare chi si discosta dalle norme condivise da tale gruppo (Van Bavel et al. 2024). Pertanto, manifestare indignazione su un tema politico può non soltanto rispondere all'esigenza di esprimere il proprio punto di vista, ma anche servire a testimoniare l'orientamento ideologico personale e l'appartenenza a un gruppo. Offendere e criticare le persone che divergono dalle norme del gruppo o vi si oppongono rafforza indirettamente la reputazione personale quale membro fedele e affidabile e consente, di conseguenza, di rafforzare il proprio status sociale. Per il modo in cui sono concepiti, i social media incoraggiano forme di «coinvolgimento» come l'oltraggio morale, lo *shaming*, vale a dire la messa alla gogna nello spazio digitale, e le ritorsioni contro chi è percepito come trasgressore e avversario dei valori del gruppo di appartenenza.

L'anonimato dei social media disinibisce infine alcune persone e le incoraggia a esternare opinioni ed emozioni che non oserebbero esprimere in un confronto faccia a faccia (Nitschinsk et al. 2022). Questa impunità relativa favorisce un comportamento ostile, mentre i commenti identificabili risultano generalmente meno incendiari (Cho et al. 2015).

Gli effetti della polarizzazione sui social media

Anche se i social media favoriscono una forte polarizzazione «percepita»,

quest'ultima non riflette per forza la polarizzazione «reale». La maggior parte delle persone ha infatti opinioni spesso più misurate e meno radicali di quelle espresse sui social media o addirittura non ha alcuna opinione. La percezione di una forte polarizzazione può tuttavia dissuadere gli individui con posizioni moderate dall'esprimersi sui social media per timore di essere attaccati da chi ha punti di vista più radicali (Bail 2023).

L'esposizione frequente a discorsi polarizzati sui social media favorisce peraltro un modo di pensare dicotomico che pregiudica giudizi più sfumati (Jackson et al. 2023). Sul piano affettivo, la sovresposizione a contenuti emozionali può portare a sconforto o a una perdita di empatia per la sofferenza altrui (Robertson et al. 2024). Essere ripetutamente confrontati con discorsi d'odio online, specialmente contro persone migranti o di fede musulmana, rende inoltre insensibili alla gravità di questi discorsi e induce a tollerare la discriminazione e i pregiudizi (Bilewicz et al. 2020). Uno studio condotto in Francia ha evidenziato che l'esposizione frequente a contenuti mediatici negativi sull'immigrazione, in particolare sui social media, rafforza la convinzione che l'ideologia anti-immigrati dell'estrema destra sia diffusa e popolare, il che riduce il disagio emotivo e aumenta il sostegno nei confronti di tale ideologia (Vétois et al. 2024). Questo induce a ritenere che i social media possano contribuire a legittimare discorsi estremisti e discriminatori.

Come ridurre la polarizzazione sui social media?

La polarizzazione sui social media non è inevitabile e ci sono soluzioni per porvi rimedio. Uno studio ha esaminato l'efficacia dei verificatori di fatti (*fact checker*) per combattere la disinformazione faziosa sull'immigrazione (Hameleers et al. 2020). Da questa ricerca è emerso che il lavoro di verifica dei fatti può effettivamente ridurre la polarizzazione, diminuire l'adesione a informazioni false e, al tempo stesso, moderare le

posizioni espresse. Uno studio recente ha altresì dimostrato che adottare una prospettiva empatica e un atteggiamento non conflittuale sui social media può ridurre l'ostilità nei confronti di un gruppo politico opposto (Saveski et al. 2022). Un'altra indagine ha infine sottolineato l'importanza, per attenuare la polarizzazione, dell'umiltà intellettuale, vale a dire della consapevolezza che le convinzioni e le conoscenze possono essere inesatte o limitate (Knöchelmann et al. 2024). In base a questa indagine, chi dà prova di umiltà intellettuale è meno ostile nei confronti di chi esprime punti di vista diversi. Sempre secondo questo studio, l'umiltà intellettuale favorirebbe una visione più positiva degli avversari politici e accrescerebbe la volontà di coltivare il dialogo con altri gruppi.

È legittimo interrogarsi se il problema consiste nella polarizzazione o piuttosto nella disparità tra i gruppi.

Conclusioni: verso un approccio critico alla polarizzazione

In sintesi, l'analisi del problema sotto il profilo della psicologia sociale indica che i social media offrono un terreno propizio alla polarizzazione: la viralità dei contenuti emozionali, morali ed estremi, il bisogno degli utenti di testimoniare la propria appartenenza a un gruppo e la propensione a difendere i valori del gruppo formano infatti una miscela esplosiva. Gli studi in materia mostrano tuttavia che è possibile attenuare la polarizzazione anche incoraggiando il ricorso a verificatori di fatti, favorendo l'empatia e la distanza critica nei confronti dei contenuti e promuovendo l'umiltà intellettuale.

Ad ogni modo, è cruciale esaminare la polarizzazione e gli interventi per mitigarla con uno sguardo critico. Oggi numerosi conflitti sociali sono analizzati in questa prospettiva. Questo approccio presuppone tuttavia implicitamente che i gruppi contrapposti siano in una

posizione di parità, il che non è sempre il caso, dato che spesso sussistono disparità. Le lotte per i diritti fondamentali, contro l'oppressione e la discriminazione comportano spesso una polarizzazione. In simili circostanze, i membri dei gruppi svantaggiati rivendicano i loro diritti, mentre quelli dei gruppi privilegiati vi si oppongono per mantenere lo status quo a proprio favore. In questi casi, è legittimo interrogarsi se il problema consiste nella polarizzazione o piuttosto nella disparità tra i gruppi. Quando la polarizzazione si manifesta tra gruppi di status ineguale, l'opportunità degli interventi volti a ridurre la appare dubbia.

Alcune ricerche hanno in effetti evidenziato che, in queste situazioni, indurre i membri dei gruppi contrapposti a instaurare contatti e adottare una prospettiva non conflittuale non rimette in questione le disparità. Al contrario, simili interventi distolgono l'attenzione dalle misure politiche necessarie per affermare la parità e porre fine all'oppressione subita dal gruppo svantaggiato (Hakim et al. 2023). Invitare i membri di gruppi i cui diritti sono calpestati a dare prova di umiltà intellettuale appare peraltro un atteggiamento paternalistico, anche se le loro lotte sfociano in una polarizzazione. Interventi del genere sembrano dunque più appropriati quando i gruppi contrapposti si trovano su un piano di parità.

*Matthieu Vétois è dottore in psicologia sociale all'Università di Ginevra.
Matthieu.Vetois@unige.ch*

BIBLIOGRAFIA A PAGINA 33

Que signifie
être une
personne
racisée

Que signifie
être une
personne
blanche ?

«Medien könnten noch stärker die Stimme der Vernunft spielen»

Gemäss dem Medienforscher Linards Udris übernehmen die professionellen Medien in der Schweiz eine wichtige Rolle für den Dialog in der Gesellschaft. Voraussetzung dafür ist ein Journalismus, der nicht aus kommerziellen Gründen Klicks generieren muss.

Das Interview führte Theodora Peter

Wie manifestiert sich gesellschaftliche Polarisierung in der Schweizer Medienlandschaft?

Linards Udris: In der Schweizer Medienlandschaft fällt die Polarisierung relativ gering aus. Das zeigt sich, wenn man die drei Ebenen näher betrachtet, in denen sich eine Polarisierung manifestieren könnte: Die Medienbesitzenden, die Inhalte sowie das Publikum. Angefangen bei der Frage, wem die Medien gehören, ist festzustellen, dass es heute kaum Verflechtungen mit der Politik gibt. Das war früher anders, als es noch sogenannte Parteimedien gab. Doch diese Bindungen zu den politischen Parteien haben sich gelockert – mit ein paar wenigen Ausnahmen wie z. B. die «Die Weltwoche», deren Herausgeber der SVP angehört.

Wie sieht es auf der Ebene der Inhalte aus?

Hierzu stellt sich die Frage, ob es Medien gibt, die vor allem linke oder rechte Positionen aufgreifen. Das ist in der Schweiz kaum der Fall. In einer Studie haben wir die Abstimmungsberichterstattung unter die Lupe genommen. Im Falle von Abstimmungen könnte man erwarten, dass diese Themen stark aufgeladen sind. Doch summa summarum zeigte sich, dass die Berichterstattung in den

allermeisten Medien tatsächlich ausgewogen ist. Ausnahmen sind Titel wie die «WOZ Die Wochenzeitung», die eher linke Positionen, oder «Die Weltwoche», die eher rechte Positionen vermitteln.

Grundsätzlich sind Medien aus kommerziellen Gründen interessiert an Themen, die beim Publikum auf Resonanz stossen. Innerhalb der Nachrichtenwerte sind dies konfliktreiche und emotionale Themen, die sich zuspitzen lassen.

In der Schweizer Medienlandschaft fällt die Polarisierung relativ gering aus.

Und wie steht es mit der Polarisierung beim Publikum?

Auch auf dieser Ebene lässt sich wenig Polarisierung konstatieren. Das zeigen Resultate aus den jährlichen Umfragen des Reuters Institute Digital News Report, die wir jeweils für die Schweiz auswerten. Dabei ordnen sich die Befragten auf einem Rechts-Links-Skala ein und geben ihre Mediennutzung an. Es zeigt sich, dass die reichweitenstarken Medien über ein Publikum verfügen, das stark dem Schweizer Durchschnitt entspricht. Man kann somit nicht sagen, dass es Medien gibt, die nur von

Links- bzw. nur von Rechtsdenkenden genutzt werden. Gegenbeispiel sind die USA: Dort werden gewisse Kanäle eher von Linken oder eher von Rechten genutzt, was auch empirisch messbar ist. Das ist ein weiteres Beispiel dafür, dass sich die gesellschaftlichen Phänomene in den USA nicht einfach auf die Schweiz übertragen lassen, weil hier die Grundvoraussetzungen völlig anders sind.

Nimmt in der Schweiz das Misstrauen gegenüber den sogenannten Mainstream-Medien zu? Worin zeigt sich dies allenfalls?

Nehmen wir als Beispiel die Corona-Pandemie: Dies war eine Krisenphase mit grosser Unsicherheit, in der Menschen Orientierung suchten. Generell werden in solchen Phasen häufig gesellschaftliche Institutionen kritisiert. Die Forschung zeigt, dass Medien als Teil dieser Institutionen gesehen werden – respektive als Teil der «Elite». Dabei lässt sich beobachten, dass Menschen, die der Politik misstrauen, oft auch den Medien misstrauen. Deren Argwohn bezieht sich somit nicht per se auf die Medien, sondern auf gesellschaftliche Mehrheitsverhältnisse. Generell ist das Vertrauen bzw. Misstrauen in die Medien schwierig zu messen. Diese vermeintlich einfache Frage lässt sich nicht immer mit Ja oder Nein beantworten. Aus der Forschung

weiss man, dass eine gewisse Skepsis durchaus angebracht und wichtig ist. In der Schweiz vertrauen 40–45 Prozent der Bevölkerung dem Grossteil der Medien. Das heisst nicht, dass die übrigen 55 Prozent den Medien misstrauen. Ein Viertel sagt «weder noch» dazu. Ein Misstrauen ist somit lediglich bei einem Viertel vorhanden und geht, wie erwähnt, oft mit einem Unbehagen gegenüber der Politik einher.

Gibt es Tendenzen zur Entstehung von «parteiischen» Medienplattform, die sich auf ein bestimmtes Publikum konzentrieren?

Ein Trend zu einem Revival von parteinahen Medien lässt sich nicht feststellen. Auch sieht man in der Schweiz keine starke Verbreitung von sogenannten «alternativen Medien», die Propaganda, Desinformation und Verschwörungserzählungen einsetzen. Bei einer Umfrage während der Pandemie hat unser Forschungszentrum den Teilnehmenden eine Liste mit solchen «Alternativmedien» vorgelegt. Lediglich 10 Prozent gaben an, ab und zu eines dieser Medien zu nutzen. Weitere 10 Prozent hatten schon von diesen Medien gehört. Anders gesagt: 80 Prozent hatten null Ahnung von der Existenz von Plattformen wie «Breitbart», «Russia Today», «Tichys Einblick», «Compact-Magazin» oder «Les Observateurs».

Immer weniger Menschen konsumieren klassische Nachrichten. Welche Folgen hat dies im Kontext der Polarisierung?

Die sogenannte Newsdeprivation – also die Unterversorgung mit Nachrichten – kann einhergehen mit einem Misstrauen gegenüber Medien. Eine andere Erklärung ist ein generelles Desinteresse an News, das nicht zwingend mit einem Unbehagen gegenüber Politik oder Medien verbunden ist. Man kann somit nicht behaupten, Polarisierung sei ein Haupttreiber abnehmender News-Nutzung. Es ist eher so: Die Norm, dass es wichtig und cool ist, sich zu informie-

ren, ist heute nicht mehr ausgeprägt. Darüber hinaus können gewisse Themen wie der Nahostkonflikt zu einer Themenverdrossenheit führen. In der Forschung wird dies unter dem Stichwort Nachrichtenvermeidung diskutiert. Das betrifft aber nicht nur Menschen, die generell wenig Nachrichten konsumieren, sondern durchaus auch «News-Junkies», die vorübergehend gewisse Themen meiden, weil sie schon viel Inhalt dazu konsumiert haben.

Die Medien sind ein Stück weit abhängig von der politischen Kultur.

Die Bedeutung von Social Media als Informationsquelle nimmt zu. Welche Gefahren sind damit verbunden?

News haben auf Social Media einen schweren Stand. Sie stehen dort in Konkurrenz mit allen möglichen Themen und Quellen. Vor allem jüngere Menschen gehen davon aus, dass sie via ihren Freundeskreis mitkriegen, wenn etwas Wichtiges passiert – und dafür nicht aktiv Newskanäle abonnieren müssen. Damit ist erstens die Gefahr verbunden ist, dass doch nicht so viele Nachrichten ankommen. Und zweitens, dass diese Auswahl sehr selektiv ist. Wer sich über Instagram oder TikTok informiert, läuft eher Gefahr, auf eine unseriöse Quelle hereinzufallen. Auch sinkt die Bereitschaft, professionellen Journalismus oder eine bestimmte Medienmarke zu unterstützen. Kommt dazu, dass sich Plattformen wie Google immer grössere Stücke vom Werbekuchen sichern. Das ist fatal für die klassischen Medien, denen immer weniger Werbeeinnahmen zufließen, um ihre Leistungen zu finanzieren. Positiv an Social Media ist hingegen, dass es Gruppen, die in den Medien nicht gehört werden, ermöglicht, sich zu vernetzen und Aufmerksamkeit zu erregen. Dadurch erhalten Benachteiligte jedoch nicht zwingend mehr öffentliche Resonanz.

Trotz hoher inhaltlicher Qualität der Medien in der Schweiz nimmt die Vielfalt der Themen in der Berichterstattung ab. Führt dies dazu, dass gewisse Minderheiten gar nicht mehr vorkommen?

Ja und nein. Im Zusammenhang mit dem Ausländerthema, das in den Deutschschweizer Medien einen hohen Stellenwert hat, kommen Minderheiten oft vor. Doch werden sie eher als Problem dargestellt und pauschalisiert. Es wird vor allem über Minderheiten gesprochen, sie selber kommen weniger und selten differenziert zu Wort.

Welche Rolle spielen öffentliche und private Medien in der Schweiz für den Dialog in der Gesellschaft?

Sie sollten eine grosse Rolle spielen, und sie nehmen diese Aufgabe immer noch wahr. Nach wie vor nutzen grosse Teile der Bevölkerung professionelle Medien. Dazu gehören auch Boulevard- und Pendermedien, die Themen oft zuspitzen, aber über professionelle Standards verfügen und keine Desinformation betreiben. Sie geben den verschiedenen Akteuren eine Bühne und prüfen deren Argumente. In diesem Sinne sind sie ganz wichtig als Arenen, in denen die öffentliche Debatte moderiert wird. Ein Beispiel: Anlässlich der Abstimmung zur Burka-Initiative 2021 verglichen wir die Medienberichterstattung mit den Inhalten auf Twitter, wo die Debatte viel polarisierter verlief. Auf der sozialen Plattform schalteten sich kaum konservativere muslimische Stimmen ein, vor allem keine muslimischen Frauen. Hingegen gingen die Medien für ihre Berichterstattung aktiv auf die muslimische Gemeinschaft zu. Das zeigt, dass sich professionelle Medien darum bemühen, einem gewissen Spektrum von Akteuren Resonanz zu vermitteln und aktiv deren Stimmen einzuholen. In den sozialen Medien hingegen setzen sich nur die lauten Stimmen durch, und die «Normalos» fallen unter den Tisch.

Was können Medien ganz allgemein gegen eine zunehmende gesellschaftliche Polarisierung ausrichten?

*Linards Udris ist Oberassistent am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung (IKMZ) und Leitungsmitglied des Forschungszentrums Öffentlichkeit und Gesellschaft (fög) an der Universität Zürich.
l.udris@ikmz.uzh.ch*

Die Medien sind ein Stück weit abhängig von der politischen Kultur und dem politischen System eines Landes. Vieles von dem, was sich in den Medien widerspiegelt, geht daraus hervor. So ist etwa in Frankreich, wo das politische System auf den Präsidenten zugeschnitten ist, die Personalisierung stärker ausgeprägt als in der Schweiz. Wie die Parteien miteinander umgehen, schlägt sich in den Medien nieder. Insofern haben politische Akteure eine grosse Verantwortung dafür, auf welche Art sie Diskussionen führen. Die Medien wiederum müssen genügend stark sein, um der Politik Paroli bieten zu können. Medien sollten nicht aus kommerziellen Gründen gezwungen sein, emotionale Statements zu pushen, um mehr Klicks zu generieren. Dazu braucht es einen Journalismus, der auf wirtschaftlich gesunden Beinen steht. Dies würde ermöglichen, dass Medien noch stärker die Stimme der Vernunft spielen. Wichtig finde ich zudem, dass man versucht, einen gesunden Umgang mit Unsicherheit und Unwissenheit zu finden. Dazu braucht es Medienkompetenz und kritisches Denken – in den Schulen und bei Erwachsenen. Wir sollten noch stärker lernen, dass man nicht immer alles weiss und sich nicht immer für eine Position entscheiden muss.

« Les médias pourraient faire entendre davantage encore la voix de la raison »

Selon le chercheur Linards Udris, les médias professionnels suisses jouent un rôle important dans le dialogue sociétal. Encore faut-il qu'ils ne soient pas obligés, pour des raisons commerciales, de chercher le plus grand nombre de clics.

Propos recueillis par Theodora Peter

Comment la polarisation de la société se manifeste-t-elle dans le paysage médiatique suisse ?

Linards Udris : Dans les médias helvétiques, la polarisation se fait relativement peu sentir. On s'en rend compte si l'on considère les trois niveaux où celle-ci peut se manifester : les propriétaires des médias, le contenu et le public. Concernant le premier point, on ne constate à l'heure actuelle que très peu d'imbrications entre la politique et ceux à qui les médias appartiennent. C'était différent autrefois, quand il y avait encore des « journaux de parti ». Aujourd'hui, les liens de ce type se sont relâchés, à de rares exceptions près, comme pour la *Weltwoche*, dont l'éditeur fait partie de l'UDC.

Et au niveau des contenus ?

En Suisse, les médias prennent peu position, que ce soit à gauche ou à droite. Dans une de nos études, nous nous sommes par exemple intéressés à la couverture des votations, car dans ce domaine, les tendances sont souvent fortement marquées. Il s'est avéré cependant que, somme toute, la grande majorité des médias en rendaient compte de façon très équilibrée, à l'exception de titres comme la *Wochenzeitung*, qui penche plutôt à gauche, ou la *Weltwoche*, dont les positions sont plutôt de droite.

En général, les médias s'intéressent pour des raisons commerciales, à des thèmes qui trouvent un écho auprès du public. Au niveau des actualités, il s'agit de thèmes conflictuels et émotionnels, qui sont volontiers mis en avant.

Et qu'en est-il de la polarisation au sein du public ?

On n'en constate pas beaucoup à ce niveau non plus. Cela ressort des résultats des enquêtes annuelles *Digital News Report* de l'Institut Reuters, que nous analysons chaque année pour la Suisse. Les personnes interrogées sont invitées à se situer sur une échelle de droite à gauche et à indiquer quels médias elles consultent. Il apparaît que les médias à forte audience ont un public qui correspond largement à la moyenne suisse. On ne peut donc pas dire qu'il y ait des médias qui soient lus ou suivis uniquement par un public dont les idées sont de gauche ou de droite. À la grande différence des États-Unis : là-bas, certains canaux sont privilégiés par un public positionné à gauche ou à droite, ce qui peut aussi se mesurer de façon empirique. Encore une illustration de l'impossibilité de transposer tels quels les phénomènes sociétaux étasuniens à la Suisse, car ici, le cadre est totalement différent.

Est-ce qu'en Suisse, la méfiance envers les médias « mainstream » s'accroît ? Si c'est le cas, à quoi peut-on le voir ?

Prenons l'exemple de la pandémie de COVID-19, une période de crise liée à une grande insécurité, au cours de laquelle les gens se cherchaient des repères. Il est alors courant que les institutions sociétales soient critiquées. La recherche montre que les médias sont vus comme faisant partie de ces institutions, et donc de « l'élite ». Souvent, les gens qui ne font pas confiance aux politiques ne font pas non plus confiance aux médias. Cette défiance ne vise par conséquent pas les médias en tant que tels, mais les rapports sociaux majoritaires. De manière générale, la confiance ou la méfiance envers les médias est difficile à mesurer.

Les minorités sont surtout l'objet du discours et ont rarement la parole. Et quand elles l'ont, c'est souvent sans nuances.

On ne peut pas toujours répondre par oui ou par non à votre question, apparemment simple. La recherche nous montre qu'un certain scepticisme est de mise. En Suisse, 40 à 45 % de la population font confiance à la plupart des médias. Cela ne signifie pas pour autant que les 55 % restants s'en méfient. Un quart répond :

« ni l'un ni l'autre ». Seul donc un quart de la population se méfie des médias et, comme on l'a vu, cela va souvent de pair avec un malaise à l'égard de la politique.

Y a-t-il une tendance aux plateformes médiatiques « partisans », se concentrant sur un public donné ?

On ne constate pas de tendance à une renaissance de médias proches de tel ou tel parti. On n'observe pas non plus en Suisse de forte expansion des médias dits alternatifs, qui pratiquent la propagande, la désinformation ou les narratifs complotistes. Lors d'une enquête menée pendant la pandémie, notre centre de recherches a présenté aux participants une liste de médias de ce type. Seuls 10 % ont indiqué en avoir consulté occasionnellement l'un ou l'autre. Un autre dixième en avait déjà entendu parler. En d'autres termes, 80 % des personnes interrogées ignoraient l'existence même de plateformes comme *Breitbart*, *Russia Today*, *Tichys Einblick*, *Compact-Magazin* ou *Les Observateurs*.

De moins en moins de gens suivent les nouvelles « classiques ». Quelles en sont les conséquences dans le contexte de la polarisation ?

Le refus de s'informer (*news deprivation*) peut aller de pair avec une méfiance envers les médias. Elle peut aussi s'expliquer par un désintérêt général à l'égard des actualités, qui n'est pas nécessairement lié à un malaise à l'égard de la politique ou des médias. On ne peut donc pas prétendre que la polarisation soit l'un des principaux moteurs de la baisse d'intérêt du public. C'est plutôt que la norme selon laquelle il est important et cool de s'informer n'est plus aussi marquée de nos jours. À cela s'ajoute que certains thèmes, comme le conflit au Proche-Orient, finissent par lasser. La recherche parle à ce propos d'évitement des actualités. Cela ne concerne pas uniquement les personnes qui consomment peu de médias, mais aussi les « accros » aux nouvelles, qui évitent temporairement

certains sujets parce qu'ils ont déjà consommé beaucoup de contenus sur ces thèmes.

Les réseaux sociaux gagnent en importance comme source d'information. Quels sont les risques ?

La vie est dure pour les informations sur les réseaux sociaux. Elles y sont en concurrence avec tous les thèmes et toutes les sources imaginables. Les plus jeunes surtout partent du principe que les choses importantes qui se passent leur sont communiquées par leur cercle d'amis et qu'ils n'ont donc pas besoin de s'abonner à des chaînes d'information. Cela présente plusieurs risques : d'abord, les nouvelles qui leur parviennent ne sont pas forcément si nombreuses. Ensuite, le choix opéré est très sélectif. Les personnes qui s'informent via Instagram ou TikTok risquent aussi de tomber sur des sources peu sérieuses. Elles sont aussi moins disposées à soutenir un journalisme professionnel ou un titre donné. Sans compter que des plateformes comme Google s'emparent de tranches toujours plus grandes du gâteau publicitaire. Cela porte un coup fatal aux médias classiques, qui ont de moins en moins de recettes publicitaires pour financer leurs prestations. Le côté positif des réseaux sociaux, c'est qu'ils permettent à des groupes qui ne sont pas entendus dans les médias de se mettre en réseau et d'attirer l'attention. Mais cela ne permet toutefois pas forcément aux groupes défavorisés de trouver un meilleur écho.

En dépit de la qualité des médias suisses, la diversité des thèmes traités diminue. Certaines minorités ne sont-elles plus du tout visibles ?

Oui et non. En lien avec la thématique de la population étrangère, à laquelle les médias alémaniques accordent une place importante, les minorités occupent souvent le devant de la scène. Mais elles sont plutôt présentées comme un problème, et de façon schématique.

En outre, elles sont surtout l'objet du discours et ont rarement la parole, et quand elles l'ont, c'est souvent sans nuances.

En Suisse, quel rôle jouent les médias publics et les médias privés dans le dialogue au sein de la société ?

Ils devraient jouer un rôle important, et ils assument encore cette tâche. Une grande partie de la population continue de recourir à des médias professionnels. Dont font aussi partie la presse de boulevard et les journaux pour pendulaires, qui souvent ne font pas dans la nuance, mais qui ont des standards professionnels et ne pratiquent pas la désinformation. Ils proposent une plateforme aux divers acteurs et vérifient leurs arguments.

La manière dont les partis s'affrontent se répercute dans les médias.

En ce sens, ils constituent des arènes très importantes, où le débat public est encadré. Par exemple, lors de la votation sur l'initiative de 2021 contre le port de la burka, nous avons comparé les articles des médias avec les contenus sur Twitter, où le débat était beaucoup plus polarisé. Sur les réseaux sociaux, presque aucune voix plutôt conservatrice ne se faisait entendre et, surtout, pas la moindre femme musulmane. En revanche, les médias sont allés activement à la rencontre de la communauté musulmane. Cela montre que les médias professionnels s'efforcent de donner un écho à un certain éventail d'acteurs et de recueillir leurs voix. Sur les réseaux sociaux, par contre, seuls se font entendre ceux qui parlent fort et les gens « normaux » passent inaperçus.

Que peuvent faire les médias contre le renforcement de la polarisation au sein de la société ?

Les médias dépendent en partie de la culture et du système politiques du pays, qui se reflètent souvent dans les contenus publiés. En France, par exemple, où tout le système politique tourne autour de la présidence, la personnalisation est plus marquée qu'en Suisse. La manière dont les partis s'affrontent se répercute dans les médias. De ce fait, les acteurs politiques ont une grande responsabilité quant à la manière dont ils mènent le débat. Les médias, de leur côté, doivent être suffisamment forts pour tenir tête à la politique. Ils ne devraient pas être contraints, pour des motifs commerciaux, de mettre en avant des propos émotionnels afin de susciter davantage de clics. Il faut pour cela que le journalisme dispose d'une assise économique saine. Cela permettrait aux médias de faire entendre encore davantage la voix de la raison. Je trouve aussi qu'il est important de trouver une approche saine par rapport à ce dont on n'est pas sûr et à ce qu'on ignore. Ici, compétences médiatiques et esprit critique sont indispensables, aussi bien à l'école que de la part des parents. Nous devrions apprendre encore mieux qu'on ne peut pas toujours tout savoir et qu'on ne doit pas toujours se décider pour une position ou une autre.

*Linards Udris est maître-assistant à l'Institut des sciences de la communication et des médias (IKMZ) et membre de la direction du Centre de recherche sur la sphère publique et la société (fög) de l'Université de Zurich.
l.udris@ikmz.uzh.ch*

«I media potrebbero assumere maggiormente il ruolo di voce della ragione»

Secondo il ricercatore Linards Udris, in Svizzera i media professionali svolgono un ruolo importante per il dialogo nella società, a condizione che possano praticare un tipo di giornalismo non impostato, per motivi commerciali, sulla corsa sfrenata ai clic.

Intervista a cura di Theodora Peter

Come si manifesta la polarizzazione sociale nel panorama mediatico svizzero?

Linards Udris: Il fenomeno della polarizzazione è relativamente poco presente nel panorama mediatico svizzero. Per trovarne conferma basta analizzare i tre ambiti in cui potrebbe manifestarsi: i proprietari dei media, i contenuti e il pubblico. Iniziando dai primi, riscontriamo che oggi non hanno praticamente più legami con la politica. In passato, con i media di partito, la situazione era diversa. Nel tempo i legami con i partiti politici si sono allentati e oggi rimane soltanto qualche rara eccezione come la «Weltwoche», il cui editore è membro dell'UDC.

Come si presenta la situazione a livello di contenuti?

A questo riguardo è opportuno chiedersi se vi siano media che si schierano in prevalenza a destra o a sinistra. In Svizzera non è praticamente mai il caso. In uno studio abbiamo analizzato la copertura mediatica delle votazioni. In questo contesto ci si potrebbe aspettare che i temi trattati siano fortemente polarizzanti, invece la copertura è risultata globalmente equilibrata. Fanno eccezione testate come la «Wochenzeitung» che tende a presentare posizioni di

sinistra o la «Weltwoche» che si colloca piuttosto a destra.

Per motivi commerciali, i media sono generalmente interessati a temi che trovano risonanza nel pubblico. In termini di valore delle notizie, si tratta di argomenti divisivi, con una forte carica emozionale e un potenziale di spettacolarizzazione.

Che cosa può dirci in merito alla polarizzazione del pubblico?

Anche in questo ambito il fenomeno risulta piuttosto limitato. Lo dimostrano i risultati dei sondaggi condotti annualmente dal Reuters Institute Digital News Report, che analizziamo per la Svizzera. In queste indagini si chiede ai partecipanti di posizionarsi in una scala da destra a sinistra e di indicare il proprio consumo mediatico. Dai dati acquisiti risulta che i media ad ampia diffusione hanno un pubblico che corrisponde in larga misura alla media svizzera. Non si può quindi affermare che determinati media siano seguiti soltanto da persone di destra o soltanto da persone di sinistra. L'esempio opposto è quello degli Stati Uniti, dove determinati canali sono seguiti piuttosto da chi è di destra o piuttosto da chi è di sinistra, un dato misurabile anche empiricamente. Questa è

un'ulteriore dimostrazione del fatto che i fenomeni sociali degli Stati Uniti non possono essere riportati alla Svizzera, dove le condizioni sono totalmente diverse.

Ritiene che la diffidenza nei confronti dei media «mainstream» in Svizzera sia in aumento? Quali sono gli eventuali segnali?

Prendiamo come esempio quanto è accaduto durante la pandemia di COVID-19, un periodo di crisi che ha suscitato molta incertezza e durante il quale le persone cercavano punti di riferimento. In periodi come questi, le istituzioni sono spesso oggetto di critiche. La ricerca indica che i media sono visti come parte di queste istituzioni, o come parte dell'«élite».

Il fenomeno della polarizzazione è relativamente poco presente nel panorama mediatico svizzero.

Si osserva peraltro che le persone diffidenti nei confronti della politica spesso lo sono anche nei confronti dei media. La loro diffidenza non è quindi rivolta verso i media in quanto tali, bensì verso le maggioranze sociali. In generale è difficile misurare la fiducia o la diffiden-

za nei confronti dei media, visto che alla domanda in tal senso non si può sempre rispondere «sì» o «no». Del resto la ricerca insegna che un certo grado di scetticismo è appropriato e importante. In Svizzera, il 40–45 per cento della popolazione ha fiducia nella maggior parte dei media. Questo non significa che il restante 55 per cento sia diffidente. Considerato che un quarto non si esprime in merito, si può desumere che soltanto un quarto sia diffidente, una diffidenza che, come spiegato prima, spesso si accompagna a un disagio nei confronti della politica.

Si osserva una tendenza all'insorgere di piattaforme mediatiche «di parte» che si focalizzano su un pubblico specifico?

In Svizzera non si assiste a un ritorno dei media vicini ai partiti e nemmeno alla proliferazione di «media alternativi» dediti alla propaganda, alla disinformazione e al complottismo. In un sondaggio realizzato durante la pandemia, il nostro centro di ricerca ha sottoposto ai partecipanti un elenco di «media alternativi». Soltanto il 10 per cento degli interpellati ne aveva già sentito parlare, contro l'80 per cento che non aveva idea dell'esistenza di piattaforme come «Breitbart», «Russia Today», «Tichys Einblick», «Compact-Magazin» o «Les Observateurs».

Sempre meno persone consumano notizie «classiche». Quali sono le conseguenze nel contesto della polarizzazione?

La *news deprivation* o deprivazione di notizie, ossia il fatto di non consumare – o quasi – notizie, può essere riconducibile a una certa diffidenza nei confronti dei media. Un'altra spiegazione è il disinteresse generale per le notizie, non necessariamente legato a un disagio nei confronti della politica o dei media. Non si può quindi affermare che la polarizzazione sia una delle cause principali della diminuzione del consumo di notizie. Direi piuttosto che il codice secondo cui informarsi fa tendenza ed è impor-

tante non è più così assoluto. A ciò si aggiunge che a lungo andare determinati argomenti, come il conflitto nel Vicino Oriente, possono generare indifferenza. Il fenomeno, detto anche «evitamento delle notizie», è oggetto di ricerche e non riguarda soltanto le persone che consumano poche notizie in generale, ma anche i «drogati» dell'informazione che, per un certo periodo, evitano determinati argomenti perché hanno già consumato molti contenuti al riguardo.

L'importanza dei social media come fonti d'informazione è in crescita. Quali sono i pericoli associati a questo fenomeno?

Le notizie hanno vita dura sui social media, dove sono in concorrenza con un'infinità di temi e fonti. In particolare i giovani sono convinti che se succede qualcosa saranno informati dalla loro cerchia di amici, per cui non ritengono necessario sottoscrivere un abbonamento a uno o più canali d'informazione. Il pericolo è, da un lato, che non ricevano molte notizie e, dall'altro, che queste siano poco diversificate. Le persone che si informano su Instagram o TikTok rischiano di incappare in fonti inattendibili. Sono inoltre poco propense a sostenere il giornalismo professionale o un determinato marchio mediatico. Va inoltre considerato che piattaforme come Google si assicurano fette sempre più importanti della torta pubblicitaria, con conseguenze fatali per i media classici, che dispongono di sempre meno introiti pubblicitari per finanziare i propri servizi. I social media hanno invece il vantaggio di permettere a gruppi che non trovano ascolto nei media di fare rete e attirare l'attenzione, anche se in questo modo non viene necessariamente data una maggiore risonanza pubblica alle parti svantaggiate.

Benché i media svizzeri propongano contenuti di qualità, la varietà tematica diminuisce. Vi è il rischio che determinate minoranze spariscano dai media?

Sì e no. Le minoranze sono spesso menzionate nei media, soprattutto quando il tema affrontato è quello degli stranieri, caro ai mezzi d'informazione della Svizzera tedesca. In questo caso tendono però a essere considerate un problema e sono trattate in modo molto generico. Si parla delle minoranze, ma le stesse hanno poche possibilità di esprimersi e raramente possono farlo in modo differenziato.

I media dipendono in una certa misura dalla cultura politica.

Quale ruolo giocano i media pubblici e privati in Svizzera nell'ottica del dialogo sociale?

Dovrebbero giocare un ruolo importante, e per ora lo fanno. I media professionali sono tuttora utilizzati da ampie fasce della popolazione. Tra questi figurano anche i media sensazionalistici e quelli destinati ai pendolari, che spesso enfatizzano le notizie, ma che operano in base a un codice deontologico e non fanno disinformazione. Offrono visibilità ai diversi attori e ne verificano le argomentazioni. In questo senso svolgono un ruolo molto importante come piattaforme di moderazione nel dibattito pubblico. Vi faccio un esempio: in occasione della votazione sull'iniziativa anti-burqa del 2021 abbiamo messo a confronto i servizi dei media tradizionali e i contenuti pubblicati sull'allora Twitter, dove il dibattito era molto più polarizzato. Le voci musulmane più conservatrici, specie quelle femminili, non sono praticamente intervenute sulla piattaforma sociale. Per i loro servizi, i media hanno invece cercato attivamente il contatto con la comunità musulmana. Ciò dimostra che i media professionali si impegnano per dare riso-

nanza a un determinato spettro di attori e che cercano attivamente il contatto con loro. Nei social media, invece, riescono a imporsi soltanto le voci più forti, mentre quelle «normali» vengono ignorate.

In generale, che cosa possono fare i media per contrastare la crescente polarizzazione sociale?

I media dipendono in una certa misura dalla cultura politica e dal sistema politico di un Paese. Molto di quanto troviamo nei media è riconducibile proprio a questa realtà. In Francia, per esempio, dove il sistema politico dà centralità al presidente, la personalizzazione è più marcata che in Svizzera. Anche i rapporti tra i partiti si riflettono nei media. Gli attori politici hanno dunque una grande responsabilità per il modo in cui conducono i dibattiti. Dal canto loro, i media devono essere sufficientemente forti per tenere testa alla politica e non devono essere costretti, per motivi commerciali, a puntare sulla spettacolarizzazione per generare più clic. Affinché ciò sia possibile, il giornalismo deve avere solide basi economiche. Questo permetterebbe ai media di assumere maggiormente il ruolo di voce della ragione. Ritengo inoltre importante cercare di avere un sano rapporto con l'incertezza e la non conoscenza. A tal fine occorrono competenze mediatiche e pensiero critico, sia nelle scuole che tra gli adulti. Dovremmo imparare ancora di più ad accettare di non sapere sempre tutto e ad esimerci dal prendere sempre posizione.

*Linards Udris è assistente in capo all'Istituto di scienze della comunicazione e ricerche sui media (IKMZ) e membro della direzione del Centro di ricerca sulla sfera pubblica e la società (fög) dell'Università di Zurigo.
l.udris@ikmz.uzh.ch*

Les algorithmes
des réseaux sociaux
exploitent
notre tendance
à réagir fortement
aux stimuli
émotionnels
et moraux,
en favorisant la
diffusion
des contenus les
plus chargés
émotionnellement et
les plus susceptibles
de susciter des
réactions morales

Médias & asile: quand la terminologie ou les informations erronées alimentent la polarisation

Les termes « migrant » ou « personne fuyant la guerre » sont-ils interchangeables ? À quel moment la mention de l'origine d'une personne est-elle essentielle à la compréhension d'un sujet de presse ? Comment décrypter un graphique ou une statistique ? Doit-on prendre pour argent comptant les communications officielles ? Les questions d'asile sont omniprésentes dans les médias et leur traitement a un impact considérable sur le débat public et les politiques d'accueil.

Elodie Feijoo

Dans le cadre de son projet *Le Comptoir de médias*, l'association asile.ch mène des campagnes de sensibilisation auprès des professionnels des médias. L'inconnu inquiète, mais une information qualitative sur la réalité de l'autre permet de dépasser les idées reçues, de réduire les préjugés à l'encontre de la population migrante, de pacifier les débats touchant aux réfugiés et à l'asile et de contrecarrer les phénomènes de polarisation. Cet article propose une synthèse des grandes tendances, des risques et des bonnes pratiques.

Questionner les automatismes terminologiques

Des termes tels que « crise migratoire », « appel d'air » ou « explosion des demandes d'asile » sont employés de façon récurrente et quasi automatique dans les médias. Posés comme un état de fait et rarement questionnés, ils influencent grandement l'opinion publique. De même, les médias mobilisent fréquemment le champ lexical de

la guerre et des images prétextes qui relèvent du domaine sécuritaire – frontières barbelées, menottes, forces de l'ordre. Or le recours à cette terminologie et à ces images favorise un climat de peur, alimente les discours xénophobes et polarisants et contribue finalement au durcissement des lois. L'assimilation de la figure du réfugié (fuyant la guerre) à celle du migrant (en quête de travail) est un autre élément solidement ancré dans les discours. Cette confusion – instrumentalisée par certains pour délégitimer la présence en Suisse de celles et ceux qui sont étiquetés « migrants » – témoigne d'une incompréhension flagrante du phénomène migratoire et d'une méconnaissance de la définition de réfugié en droit suisse.

Alors que l'Office fédéral de la douane et de la sécurité des frontières (OFDF) utilise de plus en plus l'adjectif « irrégulier » pour qualifier la migration dans sa communication, la formulation « migrants illégaux » semble faire un retour en force

dans le paysage politique et médiatique suisse. La médiatisation de l'accord entre le Rwanda et le Royaume-Uni portant sur la sous-traitance des réfugiés dans un pays tiers a notamment contribué à réimposer cette expression. Apposer l'adjectif « illégal » contribue à criminaliser la présence des personnes immigrées en Suisse. Cela active des peurs dans l'imaginaire collectif en imposant l'amalgame entre migration, criminalité et insécurité. Or, en tant qu'être humain, personne ne peut être qualifié d'« illégal » : ce sont les modes d'entrée ou de séjour qui sont « illégaux ». Selon la Convention relative au statut des réfugiés, toute personne a le droit de demander l'asile, dût-elle pour cela franchir une frontière de façon irrégulière. Le Haut-Commissariat pour les réfugiés (HCR) préconise pour sa part l'usage de l'adjectif « irrégulier », moins criminalisant (HCR, 2018).

Enfin, un autre point de vigilance essentiel concerne la publication d'informations en cas de délit ou de crime. Pour

éviter des assimilations indues entre migration et criminalité, il est crucial que la presse s'interroge systématiquement sur la nécessité de mentionner certaines informations telles que la nationalité, l'appartenance ethnique ou le permis de séjour des personnes dont il est question (Robotham et Dubied, 2022).

Analyser les communiqués officiels

Une étude portant sur plusieurs pays européens – dont la Suisse – a mis en lumière une surreprésentation de la thématique de l'asile et des phénomènes migratoires dans les médias. Elle a identifié les administrations publiques comme les principaux acteurs s'exprimant sur le sujet (Ruedin et D'Amato, 2015). De fait, une grande partie de l'actualité médiatique sur l'asile et les migrations provient de communiqués des autorités fédérales et cantonales, dont le contenu est souvent repris presque tel quel par les médias. Perçus comme corrects, neutres et objectifs, ces communiqués mériteraient pourtant – comme toute information – un traitement journalistique, car ils peuvent aussi être dictés par des considérations politiques et stratégiques.

L'OFDF comptabilise par exemple chaque tentative de franchissement de frontière comme un cas, y compris lorsqu'elles sont le fait d'une seule et même personne. Le Secrétariat d'État aux migrations (SEM) comptabilise les admissions provisoires et les non-entrées en matière comme des décisions d'asile négatives. Or les admissions provisoires constituent la reconnaissance d'un besoin de protection internationale et les décisions de non-entrée en matière ne disent rien sur le fond, puisqu'elles renvoient à un autre pays la tâche de se prononcer. Ces données sont susceptibles d'alimenter la crainte d'une soi-disant «invasion» et délégitiment le droit à toute personne de demander une protection. Les journalistes devraient ici décrypter ces informations pour que le public soit informé de manière claire et complète. En redonnant aux chiffres leur véritable

signification, en éclairant leur contexte, en présentant la diversité des parcours et des histoires, les journalistes peuvent contribuer à réhumaniser le débat.

De nouveaux outils médiatiques polarisants

De plus en plus de médias sont en quête d'interaction et d'engagement directs avec leur public. Cette démarche mériterait d'être accompagnée de garde-fous pour éviter des effets secondaires polarisants.

En 2023, la Société suisse de radiodiffusion et télévision a par exemple lancé un nouvel outil: une plateforme d'information nommée «Dialogue», dont l'objectif est de faire converser Suisses et Suissesses de toutes les régions linguistiques. Chaque semaine, un débat est lancé sous la forme d'une question, à laquelle les utilisateurs sont invités à répondre. Le fait de proposer uniquement deux options (généralement oui/non) oblige à choisir un camp, sans nuance, et exacerbe la polarisation des discours. De plus, chacun est libre de commenter son choix via un pseudonyme. Le 28 septembre 2023, le débat de la semaine portait sur la question suivante: «La politique d'asile de la Suisse est-elle plutôt bonne ou mauvaise?» Un commentaire plébiscité par les utilisateurs était le suivant: «Les faits montrent que 70% des requérants ne le sont pas (proportion de déboutés en 2022).» Le problème? En 2022, le taux de protection communiqué

par le SEM était de 59% (il monte à 83% en excluant les décisions de non-entrée en matière). Une telle assertion erronée renforce le discours stigmatisant porté par certains partis politiques à l'égard des titulaires d'une admission provisoire et des présumés «faux requérants». Ce commentaire, factuellement faux, n'a pas été refusé par l'équipe de modération de la plateforme. Après une intervention de notre part, celle-ci n'a pas non plus saisi l'occasion de consacrer un traitement journalistique à cette confusion autour de l'admission provisoire et du taux de protection.

Impacts sur l'intégration

En 1999, un article du journal *Le Temps* titrait: «Les demandeurs d'asile sont devenus la cible privilégiée de la xénophobie suisse» (Besson, 1999). 25 ans plus tard, cela semble toujours d'actualité. Mais aujourd'hui, des idées qui paraissaient extrêmes il y a quelques années sont normalisées et sont désormais portées devant le Parlement (la dernière en date: envoyer les Érythréens déboutés du droit d'asile vers un État tiers). L'intégration étant un processus réciproque entre populations suisse et étrangère, le fait d'activer les peurs, de véhiculer des amalgames ou une compréhension biaisée de la réalité, a des conséquences sur l'accueil et la cohésion sociale: conditions de vie, accès au travail et aux études sont impactés par la façon dont on parle des réfugiés et des demandeurs d'asile. Face à une polarisa-

Exemples de bonnes pratiques journalistiques

- Réhumaniser le discours sur l'asile et les migrations en ajoutant le mot « personnes » (personnes réfugiées, personnes migrantes)
- Redonner aux chiffres leur véritable signification en éclairant le contexte
- Penser au-delà des catégories administratives – réfugié, requérant d'asile – en parlant de personnes en quête de protection ou en exil
- Raconter la diversité des parcours et des histoires migratoires
- Donner la parole aux personnes issues de la migration, aux experts de terrain et aux chercheurs
- Rendre compte de la diversité des profils (enfants, jeunes, femmes, personnes âgées ou LGBTIQ+)

tion des discours dopée par des simplifications abusives, le rôle des médias est plus que jamais indispensable. Le travail d'investigation, la vérification des faits, la confrontation des sources, la contextualisation et le décryptage sont essentiels au bon déroulement du processus démocratique et à la cohésion sociale entre tous les membres de la société.

*Elodie Fejoo est responsable du Comptoir des médias chez asile.ch,
elodie.fejoo@asile.ch*

RÉFÉRENCES

Besson Sylvain. « Les demandeurs d'asile sont devenus la cible privilégiée de la xénophobie suisse », *Le Temps*, 31.05.1999.

HCR. « Terminologie : Réfugié ou migrant ? », janvier 2018. www.unhcr.org/be/HCR-Terminologie

Robotham Andrew et Dubied Annik. « Parcours de production de sujets journalistiques potentiellement discriminants : Éléments systémiques des écosystèmes médiatiques », février 2022.

Ruedin Didier et D'Amato Gianni. « The politicisation of immigration in Switzerland: The importance of direct democracy », in van der Brug Wouter et al., *The politicisation of migration*. Routledge, 2015, 140-158.

Le Comptoir des médias en bref

Le Comptoir des médias est un projet d'action et de sensibilisation des médias romands dont l'objectif est de favoriser une information sur l'asile objective et fondée sur des faits vérifiés. Comment ? asile.ch intervient auprès des journalistes et rédactions pour rectifier des faits, met à disposition une liste de contacts et de la documentation – notamment un Mémo [ts] à l'intention des journalistes pour parler d'asile et de migrations contenant un glossaire et un guide déontologique – et propose des formations et ateliers au sein des lieux de formation pour journalistes.

Plus d'informations sur www.asile.ch/comptoir-des-medias

Medien und Asyl: Wie die Wortwahl und Falschinformationen Polarisierungen begünstigen

Sind die Begriffe «Migrant» und «Kriegsflüchtling» austauschbar? Wann ist es für das Verständnis eines medial aufbereiteten Themas wichtig und richtig, die Herkunft eines Menschen zu erwähnen? Wie entschlüssle ich eine Grafik, wie eine Statistik? Und kann ich offiziellen Verlautbarungen blind vertrauen? Fragen zum Asyl sind in den Medien allgegenwärtig. Die Art und Weise, wie sie behandelt werden, hat einen erheblichen Einfluss auf die öffentliche Debatte und die Aufnahmepolitik.

Elodie Feijoo

Im Rahmen von «Le Comptoir des médias» auf der Plattform asile.ch führt der unabhängige Westschweizer Verein «Vivre Ensemble» eine Sensibilisierungskampagne bei Medienschaffenden durch. Unbekanntes kann Ängste schüren. Fundierte Informationen über die Realität anderer hingegen kann helfen, vorgefasste Meinungen zu überwinden, Vorurteile gegenüber der Bevölkerung mit Migrationshintergrund abzubauen, die Debatten über Flüchtende und Asyl zu befrieden und dazu beizutragen, Polarisierungen zu entschärfen. Dieser Artikel bietet einen Überblick über die wichtigsten Trends, über Risiken und bewährte Praktiken.

Sprachliche Automatismen hinterfragen

Begriffe wie «Migrationskrise», «Pull-Effekt» oder «explodierende Asylzahlen» werden in den Medien unreflektiert übernommen. Werden sie als unhinterfragte Fakten dargelegt, beeinflussen solche Begriffe die öffentliche Meinung stark. Ebenso bedienen sich die Medien häufig lexikalischer Felder mit

Kriegsbezug und vermeintlich sicherheitsstiftenden Bildern – Grenzen mit Stacheldraht, Handschellen, Ordnungskräfte. Der Rückgriff auf derartige Bilder und Begriffe fördert ein Klima der Angst, schürt fremdenfeindliche und polarisierende Diskurse und trägt letztlich zur Verschärfung der Gesetzgebung bei. Auch die Gleichsetzung von «Flüchtling» (der vor dem Krieg flieht) und «Migrant» (der Arbeit sucht) ist ein fest in den Diskursen verankertes Element. Diese begriffliche Verwirrung – die von einigen instrumentalisiert wird, um die Anwesenheit von als «Migrantinnen und Migranten» etikettierten Menschen in der Schweiz zu delegitimieren – zeugt von einer eklatanten Fehldeutung des Migrationsphänomens und der Definition von Flüchtling nach Schweizer Recht.

Während das Bundesamt für Zoll und Grenzsicherheit (BAZG) in seiner Kommunikation zunehmend das Adjektiv «irregulär» zur Beschreibung der Migration verwendet, scheint die Formulierung «illegale Migranten» in der politischen und medialen Landschaft der Schweiz

wieder aufzuleben. Die mediale Berichterstattung über das Asylabkommen zwischen Ruanda und dem Vereinigten Königreich (Überstellung von Asylsuchenden in ein Drittland) hat mitbewirkt, dass sich der Begriff wieder durchgesetzt hat. Der Zusatz des Adjektivs «illegal» trägt dazu bei, die Anwesenheit von in die Schweiz eingewanderte Menschen zu kriminalisieren. Die stete Vermischung von Migration, Kriminalität und Unsicherheit aktiviert in der kollektiven Wahrnehmung Ängste. Dabei sind Menschen nie «illegal», können und dürfen nicht als solche bezeichnet werden. Es ist immer die Art der Einreise oder des Aufenthalts, die allfällig «illegal» ist. Das Abkommen über die Rechtsstellung der Flüchtlinge besagt, dass jede und jeder das Recht hat, Asyl zu beantragen, auch wenn dafür eine Grenze irregulär überquert werden musste. Das Hochkommissariat für Flüchtlinge (UNHCR) empfiehlt seinerseits die Verwendung des weniger kriminalisierenden Adjektivs «irregulär» (UNHCR, 2018).

Ein weiterer wesentlicher Punkt, der Aufmerksamkeit verdient, ist das Veröffentlichliche von Informationen über Straftaten und Verbrechen. Um zu vermeiden, dass Migration und Kriminalität gleichgesetzt werden, ist es entscheidend, dass sich die Medien systematisch fragen, ob bestimmte Informationen wie Nationalität, ethnische Zugehörigkeit oder Aufenthaltsstatus erwähnt werden müssen (Robotham und Dubied, 2022).

Offizielle Verlautbarungen kritisch lesen

Eine Studie über mehrere europäische Länder – darunter die Schweiz – belegt, dass die Asyl- und Migrationsthematik in den Medien überrepräsentiert ist, und identifiziert die öffentlichen Verwaltungen als die wichtigsten Akteurinnen, die sich zum Thema äussern (Ruedin und D'Amato, 2015). Tatsächlich geht ein Grossteil der Medienberichterstattung über Asyl und Migration auf Verlautbarungen von Bundes- und Kantonsbehörden zurück, deren Inhalt oft fast wörtlich von den Medien übernommen wird. Sie werden als korrekt, neutral und objektiv wahrgenommen, würden aber – wie jede Information – eine journalistische Aufbereitung verdienen, denn auch diese Kommunikation kann von politischen und strategischen Erwägungen diktiert sein.

So zählt etwa das BAZG jeden Versuch einer irregulären Einreise als einzelnen Fall, auch wenn es sich um mehrere Versuche ein und derselben Person handelt. Das Staatssekretariat für Migration (SEM) verbucht vorläufige Aufnahmen und Nichteintretensentscheide als negative Asylentscheide, obwohl es sich bei ersteren um die Anerkennung einer internationalen Schutzbedürftigkeit handelt und Nichteintretensentscheide nicht aussagekräftig sind, da sie den Entscheid einem anderen Land überlassen. Solche Daten können Ängste vor einer vermeintlichen «Invasion» schüren und sprechen der und dem Einzelnen das Recht ab, Schutz beantragen zu dürfen. Es wäre Aufgabe der Medien-

schaffenden, die Inhalte zu entschlüsseln, damit die Öffentlichkeit umfassend und sachkundig informiert wird. Würden die Zahlen ihre tatsächliche Bedeutung zurückerhalten, indem sie in den Kontext eingebettet werden, würde von der Vielfalt an Lebensläufen und Geschichten erzählt, könnten Journalistinnen und Journalisten dazu beitragen, die Debatte wieder menschlicher zu gestalten.

Neue polarisierende Medientools

Immer mehr Medien setzen auf direkte Interaktion und Einbezug ihrer Zielgruppen. Dieser Ansatz sollte eng begleitet werden, um polarisierende Nebeneffekte zu vermeiden.

2023 hat die Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft zum Beispiel mit «dialog» ein neues Instrument eingeführt, eine digitale News-Plattform, die Schweizerinnen und Schweizer aus allen Sprachregionen miteinander ins Gespräch bringen soll. Jede Woche wird auf «dialog» eine Debatte in Form einer Frage lanciert, auf die die Nutzenden antworten können. Die Tatsache, dass nur zwei Optionen (in der Regel ja oder nein) angeboten werden, zwingt zu einer undifferenzierten Entscheidung für eine Seite und verschärft die Polarisierung des Diskurses. Ausserdem kann die eigene Entscheidung anonym, unter einem Pseudonym, kommentiert werden. In der Woche vom 28. September 2023 ging es

um die folgende Frage: «Ist die Asylpolitik der Schweiz eher gut oder schlecht?» Ein bei den Nutzenden beliebter Kommentar lautete: «Die Theorie besagt, dass wir Menschen in Not aufnehmen. Die Fakten zeigen, dass 70 Prozent der Asylsuchenden dies nicht sind (Anteil der Abgewiesenen im Jahr 2022).» Das Problem? 2022 betrug die vom SEM gemeldete Schutzquote 59 Prozent (schliesst man die Nichteintretensentscheide aus, steigt sie auf 83 Prozent). Falsche Behauptungen verstärken den stigmatisierenden Diskurs, der von bestimmten politischen Parteien gegen vorläufig Aufgenommene und sogenannte «Scheinasylanten» geführt wird. Dieser inhaltlich falsche Kommentar wurde vom Moderationsteam der Plattform nicht geahndet. Auch nachdem wir interveniert sind, liess die Moderation die Chance ungenutzt, Unklarheiten rund um die vorläufige Aufnahme oder die Schutzquote journalistisch zu behandeln.

Auswirkungen auf die Integration

1999 titelte die Westschweizer Tageszeitung *Le Temps*: «Les demandeurs d'asile sont devenus la cible privilégiée de la xénophobie suisse» (Fremdenhass in der Schweiz richtet sich heute vor allem gegen Asylsuchende) (Besson, 1999). 25 Jahre später scheint das nach wie vor aktuell. Doch heute gelten Ideen, die vor einigen Jahren noch extrem erschienen, als normal und werden nun ins Parlament

Beispiele guter Medienpraxis

- Den Diskurs über Asyl und Migration wieder menschlicher gestalten, indem das Wort «Mensch» oder «Person» hinzugefügt wird (statt Flüchtling flüchtender Mensch, statt Migrant migrierende Person usw.)
- Zahlen kontextualisieren und ihren wahren Aussagegehalt aufzeigen
- Über administrative Kategorien wie Flüchtling oder Asylsuchender hinaus denken und von Menschen sprechen, die Schutz suchen oder im Exil leben
- Von der Vielfalt der Migrationsgeschichten und Migrationswege erzählen
- Menschen mit Migrationshintergrund, Fachleute aus der Praxis und Forschende zu Wort kommen lassen
- Über unterschiedlichste Profile berichten (Kinder, Jugendliche, Frauen, ältere Menschen, LGBTIQ+ usw.)

getragen (jüngstes Beispiel ein Vorstoss, der verlangt, Menschen aus Eritrea, deren Asylgesuch abgelehnt wurde, in einen Drittstaat auszuweisen). Integration ist ein gegenseitiger Prozess zwischen der schweizerischen und der ausländischen Bevölkerung. Das Aktivieren von Ängsten, das Verbreiten von Zuschreibungen oder ein verzerrtes Verständnis der Realität haben Auswirkungen auf die Aufnahmebereitschaft und den sozialen Zusammenhalt: Durch die Art und Weise, wie über Flüchtlinge und Asylsuchende gesprochen wird, werden ihre Lebensbedingungen und der Zugang zu Arbeit und Bildung beeinflusst. Angesichts einer Polarisierung der Diskurse, die durch unzulässige Vereinfachungen angeheizt wird, ist die Rolle der Medien wichtiger denn je. Investigativer Journalismus, das Überprüfen von Fakten, das Gegenüberstellen von Quellen, das Kontextualisieren und Einordnen sind für gut verlaufende demokratische Prozesse und den sozialen Zusammenhalt zwischen allen Mitgliedern der Gesellschaft von grundlegender Bedeutung.

*Elodie Feijoo ist verantwortlich für Le Comptoir des médias auf asile.ch.
elodie.feijoo@asile.ch*

BIBLIOGRAPHISCHE REFERENZEN

Besson Sylvain, « Les demandeurs d'asile sont devenus la cible privilégiée de la xénophobie suisse », Le Temps, 31.05.1999.

HCR, « Terminologie : Réfugié ou migrant ? », Januar 2018. www.unhchr.org/be/HCR-Terminologie

Robotham Andrew und Dubied Annik, « Parcours de production de sujets journalistiques potentiellement discriminants : Éléments systémiques des écosystèmes médiatiques », Februar 2022.

Ruedin Didier und D'Amato Gianni, « The politicisation of immigration in Switzerland: The importance of direct democracy », in van der Brug Wouter et al., The politicisation of migration. Routledge, 2015. 140-158.

Le Comptoir des médias – das Wichtigste

Le Comptoir des médias auf asile.ch ist ein Aktions- und Sensibilisierungsprojekt der Westschweizer Medien, das objektive und auf geprüften Fakten beruhende Berichterstattung über Asylfragen fördert. Wie? asile.ch interveniert bei Medienschaffenden und Redaktionen, um Fakten richtigzustellen, stellt eine Kontaktliste und Informationsmaterial zur Verfügung – darunter das Memo «Stichwort Asyl» für Journalistinnen und Journalisten, um über Asyl und Migration zu berichten, das auch ein Glossar und einen ethischen Leitfaden enthält. Die Plattform bietet auch Schulungen und Workshops in Ausbildungsstätten für Journalismus an.

Weitere Informationen über www.asile.ch/comptoir-des-medias

Media e asilo: quando la terminologia e la disinformazione alimentano la polarizzazione

I termini «migrante» e «persona in fuga dalla guerra» sono intercambiabili? In quali casi l'origine di una persona è essenziale per capire una notizia che la riguarda? Che cosa bisogna sapere per decifrare un grafico o una statistica in ambito migratorio? Le comunicazioni ufficiali delle autorità sono da prendere per oro colato? Il modo in cui i media trattano l'onnipresente questione dell'asilo ha un notevole impatto sul dibattito pubblico e sulle politiche di accoglienza.

Elodie Feijoo

Nell'ambito del progetto *Le Comptoir des médias*, la piattaforma «asile.ch» promuove campagne di sensibilizzazione rivolte ai professionisti dei media. L'ignoto fa paura, ma un'informazione qualitativa su realtà diverse dalla nostra consente di superare i luoghi comuni e di ridurre i pregiudizi nei confronti della popolazione migrante, di smorzare i toni del dibattito sui rifugiati e sull'asilo e di contrastare il fenomeno della polarizzazione. Questo articolo propone una sintesi delle principali tendenze, dei rischi e delle buone pratiche in materia.

Mettere in discussione gli automatismi terminologici

Termini quali «crisi migratoria», «fattori di attrazione» o «esplosione delle domande d'asilo» vengono sistematicamente usati nei media, quasi si trattasse di automatismi. Dati per scontati e quasi mai messi in discussione, hanno il potere di influenzare fortemente l'opinione pubblica. Inoltre, spesso i media attingono dal campo lessicale della guerra e utilizzano immagini pretestuose che richiamano misure di sicurezza come filo spinato, manette e forze di polizia. Il ricorso a queste parole

e immagini favorisce un clima di paura, alimenta la retorica xenofoba e polarizzante e, in definitiva, contribuisce all'inasprimento delle leggi. Il fatto di associare la figura del rifugiato (in fuga dalla guerra) a quella del migrante (alla ricerca di un lavoro) è un altro elemento profondamente radicato di questo tipo di narrazione. Questa confusione – strumentalizzata da alcuni per delegittimare la presenza, in Svizzera, di coloro che sono etichettati come «migranti» – testimonia di una palese incomprensione del fenomeno migratorio e della definizione di «rifugiato» nel diritto svizzero.

Sebbene nella sua comunicazione l'Ufficio federale della dogana e della sicurezza dei confini (UDSC) utilizzi sempre più spesso l'aggettivo «irregolare» per definire la migrazione, sembra che la formulazione «migranti illegali» stia riprendendo piede nel paesaggio politico e mediatico svizzero. La mediatizzazione dell'accordo tra il Ruanda e il Regno Unito per il subappalto della gestione dei rifugiati a un Paese terzo ha infatti contribuito a diffondere nuovamente quest'espressione. L'aggettivo «illegale» contribuisce

a criminalizzare la presenza delle persone immigrate in Svizzera. Mischiando i concetti di migrazione, criminalità e insicurezza si attivano infatti una serie di paure nell'immaginario collettivo. Eppure, nessun essere umano può essere qualificato come «illegale»: sono le modalità d'ingresso e di permanenza che possono essere illegali. Secondo la Convenzione sullo statuto dei rifugiati, chiunque ha il diritto di presentare una domanda d'asilo, anche se questo significa attraversare illegalmente un confine. Dal canto suo, l'Alto Commissariato dell'ONU per i rifugiati (ACNUR) raccomanda l'uso dell'aggettivo «irregolare», che ha una connotazione meno criminalizzante (ACNUR, 2018).

Infine, un altro punto importante che merita attenzione è la pubblicazione di informazioni relative a reati: per evitare associazioni infondate tra migrazione e criminalità, è essenziale che la stampa si interroghi sistematicamente sulla necessità di fornire indicazioni quali la nazionalità, l'appartenenza etnica o il permesso di soggiorno delle persone coinvolte (Robotham e Dubied, 2022).

Analizzare i comunicati ufficiali

Uno studio che esamina la situazione in diversi Paesi europei, tra cui la Svizzera, ha messo in luce una sovrarappresentazione del tema dell'asilo e dei fenomeni migratori nei media. Tra i principali attori che alimentano questa tendenza vi sono le amministrazioni pubbliche (Ruedin e D'Amato, 2015). Infatti, gran parte delle notizie sui temi dell'asilo e della migrazione provengono da comunicati delle autorità federali e cantonali il cui contenuto è spesso ripreso senza modifiche dai media. Percepiti come corretti, neutrali e oggettivi, questi comunicati andrebbero comunque analizzati attraverso la lente giornalistica, come accade per altre fonti di informazione, poiché anch'essi possono essere dettati da considerazioni politiche e strategiche.

Per esempio, l'UDSC registra ogni tentativo di superare il confine illegalmente come un caso a sé, anche se si tratta di diversi tentativi compiuti dalla stessa persona. La Segreteria di Stato della migrazione (SEM) classifica le ammissioni provvisorie e le decisioni di non entrata nel merito come decisioni di rifiuto dell'asilo. Eppure, le ammissioni provvisorie denotano il riconoscimento di un bisogno di protezione internazionale e le decisioni di non entrata nel merito non forniscono indizi sulla fondatezza della domanda, poiché lasciano che sia un altro Paese a decidere. Questi dati, tuttavia, posso-

no alimentare le paure di una cosiddetta «invasione» e delegittimare il diritto universale a chiedere protezione. Spetterebbe alla comunità dei giornalisti decifrare questo tipo di informazioni affinché il pubblico sia informato in maniera chiara e completa. Restituendo alle cifre il loro vero significato, illustrando il loro contesto e presentando la diversità dei percorsi e delle storie di migrazione, i media possono contribuire a riumanizzare il dibattito.

Nuovi strumenti mediatici polarizzanti

Sempre più spesso i media puntano sull'interazione diretta e il coinvolgimento del pubblico. Questa tendenza, tuttavia, andrebbe accompagnata da filtri per evitare effetti collaterali, come la polarizzazione del dibattito.

Per esempio, nel 2023, la Società svizzera di radiotelevisione ha introdotto una nuova piattaforma d'informazione denominata «dialogo» che ha come obiettivo di dare la parola alla popolazione svizzera di tutte le regioni linguistiche. Una volta a settimana viene proposto un sondaggio con una domanda rivolta agli utenti. Il fatto che vi siano soltanto due risposte possibili (solitamente «sì/no») obbliga a scegliere da che parte stare, senza sfumature, e acuisce la polarizzazione del dibattito. Inoltre, l'uso di pseudonimi garantisce l'anonimato di chi commenta.

Il 28 settembre 2023, la domanda della settimana recitava: «La politica d'asilo della Svizzera è piuttosto buona o piuttosto cattiva?» Tra i commenti più apprezzati dagli utenti figurava questo: «I fatti dimostrano che il 70 per cento dei richiedenti l'asilo non ne hanno diritto (percentuale dei respingimenti nel 2022)». Dove sta il problema? Nel 2022, il tasso di protezione comunicato dalla SEM era pari al 59 per cento (83% se si escludono le decisioni di non entrata nel merito). Un'asserzione di questo tipo inasprisce la retorica stigmatizzante adottata da alcuni partiti politici nei confronti delle persone che hanno ottenuto un'ammissione provvisoria e dei presunti «falsi richiedenti». Questo commento, che di fatto è errato, non è stato respinto dal team di moderazione della piattaforma. Dopo il nostro intervento, l'azienda non ha nemmeno colto l'occasione per dedicare un contributo giornalistico alla confusione che regna sui temi dell'ammissione provvisoria e del tasso di protezione.

Impatto sull'integrazione

Nel 1999, un articolo del quotidiano *Le Temps* recava il titolo: «I richiedenti l'asilo sono diventati i bersagli preferiti della xenofobia svizzera» (Besson, 1999). Venticinque anni dopo non sembra essere cambiato molto: anzi, alcune idee che qualche anno fa sarebbero sembrate estreme ora vengono sottoposte al Parlamento (l'esempio più recente: rinviare verso un Paese terzo i cittadini eritrei la cui domanda d'asilo è stata respinta). Poiché l'integrazione è un processo reciproco che coinvolge sia la popolazione svizzera che quella straniera, il fatto di alimentare paure e di fornire una visione frammentata o distorta della realtà ha ripercussioni sull'accoglienza e sulla coesione sociale: le condizioni di vita, l'accesso al mondo del lavoro e agli studi da parte di rifugiati e richiedenti l'asilo sono influenzati dal modo in cui si parla di loro. Di fronte a una polarizzazione dei dibattiti esacerbata da un'eccessiva semplificazione, i media rivestono un ruolo senza precedenti. Il loro lavoro

Esempi di buone pratiche giornalistiche

- Riumanizzare la narrazione sull'asilo e la migrazione con l'aggiunta della parola «persone» (persone rifugiate, persone migranti).
- Restituire alle cifre il loro vero significato illustrandone il contesto.
- Andare oltre le categorie amministrative (rifugiato, richiedente l'asilo) e parlare di persone alla ricerca di protezione o in esilio.
- Raccontare l'eterogeneità dei percorsi e delle storie di migrazione.
- Dare voce alle persone con retroterra migratorio, a chi lavora sul campo e a chi si occupa della ricerca scientifica.
- Rappresentare la varietà dei profili (bambini, giovani, donne, anziani, comunità LGBTIQ+).

di indagine, verifica dei fatti, confronto delle fonti, contestualizzazione e decifrazione è essenziale per il buon funzionamento del processo democratico e per la coesione sociale tra tutti i membri della società.

Elodie Feijoo è responsabile del progetto Le Comptoir des médias di «asile.ch», la piattaforma d'informazione dell'associazione Vivre Ensemble.
elodie.feijoo@asile.ch

BIBLIOGRAFIA

Besson Sylvain. « Les demandeurs d'asile sont devenus la cible privilégiée de la xénophobie suisse ». Le Temps, 31.05.1999.

HCR. « Terminologie : Réfugié ou migrant ? ». janvier 2018. www.unhcr.org/be/HCR-Terminologie

Robotham Andrew et Dubied Annik. « Parcours de production de sujets journalistiques potentiellement discriminants : Éléments systémiques des écosystèmes médiatiques », février 2022.

Ruedin Didier et D'Amato Gianni. « The politicisation of immigration in Switzerland: The importance of direct democracy », in van der Brug Wouter et al., The politicisation of migration. Routledge, 2015, 140-158.

Le Comptoir des médias in breve

Le Comptoir des médias è un progetto di azione e sensibilizzazione dei media della Svizzera francese per promuovere un'informazione sul tema dell'asilo oggettiva e fondata su fatti verificati. Come funziona? La piattaforma «asile.ch» contatta giornalisti e redazioni per rettificare fatti non corretti, mette a disposizione un elenco di contatti e documentazione, tra cui un opuscolo con un glossario e un codice deontologico per scrivere di asilo e migrazione (Mémo[ts]), e propone corsi e laboratori nei luoghi di formazione per giornalisti.

Per maggiori informazioni www.asile.ch/comptoir-des-medias

Überfremdungsabwehr als Polarisierungsmuster

Die Geschichte der Migration ist eine Geschichte politischer Kämpfe für und gegen die anderen. Seit den Anfängen der Ausländerpolitik wurde mit dem Fremden und Überfremdungsängsten in der Schweiz polarisiert. Auch heute noch provoziert das Thema Migration Spaltungen und Verhärtungen. In welchem Verhältnis steht eigentlich die offizielle Integrationspolitik dazu?

Esteban Piñeiro

Migrationspanik, Krisenrhetorik gegen Flüchtlinge und sozialpolitische Empörungsnarrative nähren die Kontroversen um jene Menschen, die kamen, um zu bleiben. In den letzten hundert Jahren wurden sie wiederholt als «unerwünschte Fremde» diskriminiert und zu «Triggerpunkten» eines nationalistischen und rechtspopulistischen Alarmismus hochstilisiert. Das beunruhigende Gefühl, das auch heute noch Gesinnungskämpfe und streitende Parteien antreibt, hat Zygmunt Bauman einmal «Mixophobie» genannt: die Angst vor einem nicht beherrschbaren Ausmass an Unbekanntem. Solche Gefühle können sich zu toxischer Gegnerschaft ausformen und xenophobe oder rassistische Züge annehmen. Vor dieser metaphysischen, hochentzündlichen Energie sollten sich unsere Gesellschaften in Acht nehmen. Denn glaubt man der jüngsten Polarisierungsdiagnose von Mau, Lux und Westheuser, so scheint bei dem gegenwärtigen Gerede um gesellschaftliche Spaltungsdynamiken nur ein Thema wirklich von sozialer Sprengkraft zu sein: das Thema Migration. Darüber hinaus lasse sich bei uns eine affektive Polarisierung, wie sie für den US-Kontext festgestellt wird, empirisch nicht nachweisen.

Integration und Polarisierung

Das mag wohl daran liegen, dass Nationalstaaten eine scheinbar unauflösbare Grundspannung innewohnt: Staatlich-ter-

ritoriale Kontrolle trifft auf Wanderungsbewegungen und Migrationsbiografien. Daran entzündeten sich Konflikte um den Grad an territorialer Öffnung oder Schliessung, um soziale Barrieren und humanitäre Aufnahmen oder um ökonomische Erwartungen oder politische Rechte. Über viele Jahrzehnte hinweg wurde der Affekthaushalt westlich-demokratischer Gesellschaften für solche Spannungen bewusst sensibilisiert.

Inzwischen wird der Dissens als Diversitäts- oder Dichtestress politisch kapitalisiert. Wenig überraschend gelten Abwehren und Ausgrenzen weiterhin als probate Mittel in der Migrations- und Flüchtlingspolitik. Man wird sich aber gleichzeitig fragen müssen, was die Politik der Integration mit den gegenwärtigen Verteidigungstaktiken zu tun hat. Denn mit dem offiziellen Leitbild der Integration gewann Mitte der 1990er-Jahre eine politische Kraft an Bedeutung, die den gesellschaftlichen Zusammenhalt und das Ideal einer vielfältigen, von Migration geprägten Gesellschaft propagiert. Der Bundesrat (und die Bundesverwaltung) liess ethno-kulturelle Vielfalt als Bereicherung erscheinen und begann, die Zugewanderten als gesellschaftliches Potenzial zu fördern.

Zumindest auf diskursiver Ebene stellte dieses neue staatliche Programm das jahrzehntelang kultivierte Ausländerpro-

blem auf den Kopf. Fortan galt es, geeignete Rahmenbedingungen für die Integration zu schaffen – und nicht mehr wie früher, die ausländische Bevölkerung zu bekämpfen. Für diese positive Neubewertung der Migration finden sich vielerlei Gründe. Mit Blick auf eine Polarisierung gegen Ausländerinnen und Ausländer soll hier eine These profiliert werden, die zunächst einmal etwas ungewohnt klingen mag.

Staat als Polarisierungs- unternehmer

In den Anfängen der Schweizer Ausländerpolitik Anfang des 20. Jahrhunderts verfolgte der Bundesrat eine fremdenpolizeiliche Strategie der Überfremdungsabwehr. Die Behörden stufte den «Ausländerzudrang» als eine «sehr akute Überfremdungsfahr» ein, welche die «Aufnahmefähigkeit des Landes» überforderte. Das damals dominierende offizielle Überfremdungsszenario polarisierte. Die staatliche Statistik teilte die Gesamtbevölkerung in zwei durch Staatsbürgerschaft gesplante Bevölkerungsblöcke, die in einem unverträglichen Verhältnis zueinanderstanden: Nicht nur, dass die Einflüsse der Fremden die «Eigenart» der Schweizer langsam zu «zerstören» drohten. Wuchs die ausländische Bevölkerung mengenmässig an, so verringerte sich der Anteil der Schweizer an der Gesamtbevölkerung – bis sie gänzlich zu ver-

schwinden drohten. Dieser vitalen Gefahr für «Volk» und «Vaterland» wollte sich der Staat mit «entsprechendem Energieaufwand der Behörden» entgegenstellen. «Kampf» schien «unausbleiblich». Bereits 1917 wurde die eidgenössische Fremdenpolizei eingerichtet, 1934 ein erstes Bundesgesetz über Aufenthalt und Niederlassung der Ausländer (ANAG) in Kraft gesetzt. Die Behörden reglementierten und registrierten mit Beharrlichkeit, um den «Zustrom» der Fremden zu drosseln. Die stetig «ansteigende Ausländerkurve» sollte durch eine restriktive Bewilligungspraxis ausgebremst und durch eine konsequente behördliche Beschränkung der Aufenthaltsdauer bzw. Niederlassungen verringert werden.

Der Staat entwickelte eine Integrationspolitik, die selbst anfällig geworden ist für polarisierende Vereinnahmungen.

Reflexive Überfremdungsabwehr

Die Polarisierung der Ausländerfrage nahm in den 1960er-Jahren eine neue Qualität an. Die Ablehnung gegenüber Ausländerinnen und Ausländern entwickelte sich zu einem veritablen öffentlichen Konflikt. Politische Gruppierungen bekämpften die ausländische Bevölkerung mit den Mitteln der Demokratie. Eine ganze Serie von Überfremdungsinitiativen forcierte den restriktiveren Umgang mit den «Fremdarbeitern» und forderte eine Senkung des Ausländeranteils auf 10 Prozent. Rechtspopulistische Akteure bewirtschafteten nicht nur die traditionelle Spaltung zwischen einheimischer und ausländischer Bevölkerung. Sie stellten auch die offizielle Überfremdungspolitik des Bundesrates infrage. Obwohl die Volksinitiativen (z. T. knapp) scheiterten, dominierte der Überfremdungsdiskurs weiterhin die offizielle Politik.

Allerdings begann der Bundesrat, das «Überfremdungsproblem» vermehrt als gesellschaftlichen Konflikt zwischen

der schweizerischen und ausländischen Bevölkerung zu rahmen. Als eigentliches Kernproblem entpuppte sich das eingespielte Polarisierungsmuster der Überfremdungsabwehr. Fatalerweise hatte der Bundesrat selbst mit seiner offiziellen Überfremdungspolitik dem Konflikt in die Hände gespielt. Nun begegnete er den öffentlichen Spannungen mit einer taktischen Innovation: Die restriktive Kontrolle des «Ausländerbestandes» ergänzte er mit einer Politik der Eingliederung und Assimilation. Damit reagierte er auf die kulturellen und sozialen Konfliktlinien, die die gesellschaftliche Polarisierung anschwellen liessen. Was war der Plan? Assimilierten sich Ausländerinnen und Ausländer, so würden sie von der einheimischen Bevölkerung weniger bekämpft. Die Eingliederungspolitik wiederum zielte auf eine Verbesserung der Beziehungen zwischen den beiden vermeintlich gegensätzlichen Bevölkerungen. Mit dieser Neuprogrammierung der bisherigen offiziellen Spaltungspolitik strebte der Bundesrat eine Heruntertemperierung und letztlich die Befriedung des öffentlichen Konflikts an.

Staat als Integrationsunternehmer

Inzwischen bekennt sich der Bundesrat zum «gesamtgesellschaftlichen» Projekt der Integration und damit zu einer Politik der Gastfreundschaft. Als Hauptziel der Integration deklarierte er ein «einvernehmliches» und «besseres Zusammenleben zwischen der schweizerischen und der ausländischen Bevölkerung». Statt Kampfaktiken gegen Überfremdung in Anschlag zu bringen, problematisiert der Staat heute die Überfremdungsgefühle der Einheimischen. Fremdenfeindlichkeit und Rassismus will er nun als Integrationshemmnisse bekämpfen. Die Integrationspolitik weicht die alten migrationspolitischen Spaltungen zwar auf und gibt sich als Antipolarisierungsprogramm zu erkennen. Indes wirkt das Gegengift der Integration nur begrenzt. Im Zeitalter der Integration verzeichnen wir weiterhin rechtspopulistische Initiativen in Serie (gegen den Bau von Minaretten; gegen

Masseneinwanderung; gegen Überbevölkerung – zur Sicherung der natürlichen Lebensgrundlagen; gegen eine 10-Millionen-Schweiz usw.). Auch im behördlichen Format ist der «Kampf gegen unerwünschte Fremde» keineswegs verschwunden. Er verlagerte sich auf die Gruppe der sogenannten nicht-integrierbaren oder integrationsunwilligen, irregulären oder fehlbaren Ausländerinnen und Ausländer. Ein restriktives Zuwanderungsregime und eine fordernde Politik des Integrationszwangs flankieren die gesellschaftliche Entspannungspolitik der Integration. Dabei werden Personen aus Drittstaaten gegenüber EU/EFTA-Staaten strukturell ungleichbehandelt.

Der Staat will die alten Spaltungen und Verhärtungen hinter sich lassen – und entwickelte dabei eine Politik der Integration, die selbst anfällig geworden ist für polarisierende Vereinnahmungen. Gelingt es nicht, das zugrunde liegende ethno-nationalstaatliche Freund-Feind-Schema zu entkräften, so werden sich Mixophobie und Integration weiterhin affektpolitisch zu einer Polarisierungsmasse aufladen lassen. Dieses Risiko dürfen wir nicht eingehen.

Esteban Piñeiro ist Professor an der Hochschule für Soziale Arbeit, Fachhochschule Nordwestschweiz. Er forscht zur Schweizer Integrationspolitik und zu Ethnizität im Kontext der öffentlichen Verwaltung. esteban.pineiro@fhnw.ch

BIBLIOGRAFIE

Bauman, Zygmunt (2018): Die Angst vor den anderen. Ein Essay über Migration und Panikmache. Berlin: edition suhrkamp.

Buomberger, Thomas (2004): Kampf gegen unerwünschte Fremde. Von James Schwarzenbach bis Christoph Blocher. Orell Füssli.

Mau, Steffen; Lux, Thomas und Westheuser, Linus (2023). Triggerpunkte. Konsens und Konflikt in der Gegenwartsgesellschaft. Berlin: edition suhrkamp.

channeling

popular

anger

towards

towards

scapegoats

scapegoat

Un modèle de polarisation : la défense contre la « surpopulation étrangère »

L'histoire de la migration est une histoire de luttes politiques pour les uns et contre les autres. En Suisse, la politique des étrangers s'est polarisée depuis ses débuts autour de l'étranger et de la peur d'une prétendue « surpopulation étrangère ». Aujourd'hui encore, le thème de la migration provoque des clivages et des durcissements. En quoi la politique d'intégration officielle participe-t-elle à ce phénomène ?

Esteban Piñeiro

Panique migratoire, rhétorique de crise contre les réfugiés et narratifs sociopolitiques poussant à l'indignation nourrissent les controverses sur les personnes venues dans notre pays pour y rester. Au cours des cent dernières années, les immigrés ont été régulièrement discriminés en tant qu'« étrangers indésirables », leur présence étant montée en épingle jusqu'à justifier un alarmisme dans les milieux nationalistes et populistes de droite. Cette inquiétude, qui anime encore aujourd'hui les confrontations idéologiques et les conflits entre partis opposés, Zygmunt Bauman l'a appelée *mixophobie*, entendez : une peur de voir l'inconnu prendre des proportions incontrôlables. Or ce genre de sentiment peut se transformer en une hostilité toxique et prendre des traits xénophobes ou racistes. Nos sociétés devraient se méfier de cette énergie métaphysique hautement inflammable. En effet, à en croire le récent diagnostic sur la polarisation établi par Mau, Lux et Westheuser, s'il y a un sujet réellement explosif dans le discours actuel sur les dynamiques qui

divisent la société, c'est bien la migration. Cela dit, aucune preuve empirique ne permet de confirmer en Europe le tour émotionnel que prend la polarisation dans le contexte américain.

Intégration et polarisation

Cette situation est sans doute due au fait que l'État est traversé par une tension fondamentale apparemment insoluble : le contrôle du territoire dont il a la tâche se heurte aux mouvements migratoires et aux parcours individuels des migrants. De là naissent des conflits sur le degré d'ouverture ou de fermeture à préconiser pour le territoire, avec pour corollaires des barrières de protection ou un accueil humanitaire, des attentes économiques pour les indigènes ou des droits politiques pour les étrangers. Pendant de nombreuses décennies, la charge émotionnelle des sociétés démocratiques occidentales a été délibérément gonflée par ces tensions.

Dans l'intervalle, la politique a capitalisé sur les désaccords en alimentant le

sentiment de résistance contre la diversité ou contre la surpopulation. Il n'est donc pas surprenant que la défense du pays et l'exclusion soient toujours considérées comme des moyens éprouvés dans la politique des étrangers et la politique d'asile. En même temps, on peut s'interroger sur le lien entre la politique d'intégration et les tactiques actuelles censées défendre la société. En effet, au milieu des années 1990, une force politique prônant la cohésion sociale et l'idéal d'une société plurielle issue de la migration a gagné en importance. Le Conseil fédéral (et l'administration fédérale) y a contribué avec le modèle d'intégration, en faisant apparaître la diversité ethnique et culturelle comme un enrichissement et en commençant à promouvoir les immigrés comme une ressource pour la société.

Sur le plan du discours tout au moins, ce nouveau programme étatique a bouleversé le problème des étrangers tel qu'il avait été cultivé durant des décennies. Depuis lors, il s'agit de créer un cadre

approprié pour l'intégration, et non plus de lutter contre la population étrangère. Plusieurs raisons motivent cette réévaluation positive de l'immigration. Mais si l'on veut expliquer la permanence de la polarisation contre les étrangers, il faut ici formuler une thèse qui paraîtra peut-être, à première vue, quelque peu insolite.

L'État comme une fabrique de polarisation

À l'origine de la politique suisse à l'égard des étrangers, au début du XX^e siècle, le Conseil fédéral adopte une stratégie policière de lutte contre une prétendue «surpopulation étrangère». Le discours officiel voit dans l'«afflux d'étrangers» un «risque très aigu de surpopulation étrangère» capable de déborder les «capacités d'accueil du pays». Dominant, ce scénario polarise. Les statistiques officielles classent la population en deux blocs, les Suisses et les étrangers, les mettant dans une relation d'exclusion. Non seulement l'influence des étrangers menace de «détruire» lentement la «spécificité» des Suisses, mais si la part des étrangers venait à augmenter, la population suisse diminuerait – jusqu'à menacer de disparaître complètement. L'État affiche ainsi la volonté de s'opposer à ce danger vital pour le «peuple» et la «patrie» moyennant de grands efforts, faisant apparaître le «combat» comme «inéluçtable». La police fédérale des étrangers est créée en 1917 déjà, et une première loi fédérale sur le séjour et l'établissement des étrangers entre en vigueur en 1934. De manière obstinée, les autorités légifèrent et enregistrent les arrivants pour réduire «l'afflux» d'étrangers. Leur objectif est de freiner la «courbe ascendante des étrangers» par une pratique restrictive en matière d'autorisation et par une limitation substantielle de la durée de séjour ou des autorisations d'établissement.

Défense réflexive contre la surpopulation étrangère

La polarisation autour de la question des étrangers prend une nouvelle tournure dans les années 1960. Le rejet des

étrangers crée une véritable controverse dans l'opinion publique. Des groupes politiques combattent la présence de la population étrangère avec les moyens de la démocratie. Toute une série d'initiatives contre la surpopulation étrangère poussent les autorités à une gestion plus restrictive des travailleurs étrangers, exigeant même une réduction de la proportion d'étrangers à 10%. Les acteurs populistes de droite ne se contentent pas d'exploiter le clivage traditionnel entre population suisse et étrangère. Ils mettent également en question la politique officielle du Conseil fédéral dans ce domaine. Bien que les initiatives populaires échouent (parfois de peu), le discours sur la surpopulation étrangère continue à dominer la politique officielle.

L'État a développé une politique d'intégration, elle-même devenue sujette à des récupérations polarisantes.

Il est vrai que le Conseil fédéral s'est mis lui-même à considérer de plus en plus la surpopulation étrangère comme un problème de société opposant les Suisses et les étrangers. D'un discours idéologique bien rodé, la défense contre l'emprise étrangère est devenue un véritable problème; c'était fatal, avec la politique mise en place par le Conseil fédéral. Mais la réponse du gouvernement aux tensions dans l'opinion publique consiste ensuite en une innovation tactique: au contrôle visant à limiter le nombre des étrangers, il ajoute une politique d'intégration et d'assimilation pour réagir aux fractures culturelles et sociales alimentées par la polarisation de la société. Quel est son plan? Si les étrangers s'assimilent, ils seront moins combattus par la population locale. La politique d'intégration quant à elle vise à améliorer les relations entre les deux populations censées s'opposer. En reprogrammant de cette manière la politique officielle qui clivait la société, le Conseil fédéral cherche à

calmer le jeu et, en fin de compte, à pacifier l'opinion publique.

L'État comme une fabrique d'intégration

Depuis lors, le Conseil fédéral s'engage pour l'intégration de l'ensemble de la société et donc une politique favorable à l'hospitalité. Il vise ainsi un vivre ensemble harmonieux et une meilleure cohabitation entre populations suisse et étrangère. Au lieu de mettre en place des tactiques de lutte contre la surpopulation étrangère, l'État s'intéresse aujourd'hui à l'impression d'emprise étrangère ressentie par la population indigène. C'est notamment pour écarter les obstacles à l'intégration qu'il mène désormais la lutte contre la xénophobie et le racisme. Présentée comme un programme de lutte contre la polarisation, la politique d'intégration atténue certes les anciens clivages que suscitait la politique migratoire, mais le remède n'a qu'un effet limité. À l'ère de l'intégration, les initiatives populistes de droite se suivent sans discontinuer (contre la construction de minarets; contre l'immigration de masse; contre la surpopulation – pour la préservation durable des ressources naturelles; contre une Suisse à 10 millions, etc.). Même dans le format que lui ont donné les autorités, la lutte contre les étrangers indésirables n'a pas disparu. Elle s'est portée vers le groupe des étrangers réputés non intégrables ou réticents à s'intégrer, irréguliers ou fautifs. Un régime d'immigration restrictif et une politique obligeant les immigrés à s'intégrer bordent ainsi la politique d'intégration censée désamorcer les tensions sociales. Le traitement structurellement inégalitaire des personnes originaires de pays tiers par rapport à celui réservé aux personnes provenant des pays de l'UE/AELE trouve ici une certaine logique.

Ainsi l'État veut-il abandonner les anciens clivages et durcissements en développant une politique d'intégration, elle-même devenue sujette aux récupérations polarisantes. Si l'on ne parvient

pas à abolir le schéma sous-jacent qui oppose amis et ennemis sur un mode ethnico-national, la mixophobie et l'intégration continueront à saturer l'opinion d'émotions politiques alimentant indéfiniment cette polarisation. Un risque que nous ne devrions pas prendre.

*Esteban Piñeiro, sociologue, est professeur à la Haute école de travail social de la HES de la Suisse du Nord-Ouest. Ses recherches portent sur la politique d'intégration suisse et l'appartenance ethnique dans le contexte de l'administration publique.
esteban.pineiro@fhnw.ch*

BIBLIOGRAPHIE

Bauman, Zygmunt (2018): Die Angst vor den anderen. Ein Essay über Migration und Panikmache. Berlin: edition suhrkamp.

Buomberger, Thomas (2004): Kampf gegen unerwünschte Fremde. Von James Schwarzenbach bis Christoph Blocher. Orell Füssli.

Mau, Steffen; Lux, Thomas und Westheuser, Linus (2023). Triggerpunkte. Konsens und Konflikt in der Gegenwartsgesellschaft. Berlin: edition suhrkamp.

La difesa dall'inforestierimento come schema di polarizzazione

La storia della migrazione è una storia di lotte politiche a favore degli uni e contro gli altri. Sin dagli albori della politica degli stranieri, il «forestiero» e la paura dell'inforestierimento sono stati vettori di polarizzazione in Svizzera. Ancora oggi il tema della migrazione provoca spaccature e irrigidimenti. Come si inserisce in questo contesto la politica di integrazione ufficiale?

Esteban Piñeiro

Il panico da migrazione, la retorica della crisi all'indirizzo dei rifugiati e la narrazione dell'indignazione sociopolitica alimentano le controversie sulle persone venute per restare. Negli ultimi cento anni, queste persone sono state ripetutamente discriminate come «stranieri indesiderati» e indicate come i fattori scatenanti di un allarmismo nazionalista e populista di destra. Zygmunt Bauman ha chiamato «mixofobia» quel senso di inquietudine che ancora oggi muove le guerre di opinione e i conflitti partitici, ossia la paura di una dose di estraneità che sfugge al nostro controllo. Questi sentimenti possono degenerare in antagonismo tossico e assumere tratti xenofobi o razzisti. Le nostre società dovrebbero guardarsi da quest'energia metafisica altamente infiammabile perché, se vogliamo credere alla recente «diagnosi di polarizzazione» formulata da Mau, Lux e Westheuser, pare che nel discorso odierno sulle dinamiche di spaccatura sociale, l'argomento realmente esplosivo a livello sociale sia uno solo: la migrazione. Alle nostre latitudini, inoltre, non si trovano prove empiriche di una «polarizzazione affettiva» come quella osservata nel contesto statunitense.

Integrazione e polarizzazione

Questa situazione è probabilmente dovuta a una tensione di fondo insita negli Stati nazionali, apparentemente impossi-

bile da sciogliere: il controllo territoriale, che si scontra con i movimenti migratori e le biografie dei migranti. È lì che si innescano i conflitti sul grado di apertura o chiusura del territorio, sulle barriere sociali e l'accoglienza per motivi umanitari, sulle aspettative economiche o i diritti politici. Per molti decenni, le società democratiche occidentali sono state deliberatamente sensibilizzate a queste tensioni.

Nel frattempo, il dissenso è stato capitalizzato dalla politica sotto forma di stress da diversità o da densità di popolazione. Sorprende poco che la politica in materia di migrazione e rifugiati continui a considerare validi metodi come il respingimento e l'esclusione. Viene quindi da chiedersi che cosa abbia a che fare la politica di integrazione con le attuali tattiche di difesa. Con le linee direttive ufficiali in materia di integrazione, infatti, dalla metà degli anni 1990 è emersa sempre più una forza politica che promuove la coesione sociale e l'ideale di una società eterogenea contraddistinta dalla migrazione. Il Consiglio federale (e l'Amministrazione federale) ha fatto apparire l'eterogeneità etnico-culturale come un arricchimento, iniziando a valorizzare gli immigrati come potenziale sociale.

Perlomeno sul piano narrativo, questo nuovo programma statale ha sovvertito

il problema degli stranieri coltivato per decenni. L'obiettivo è cambiato: non si tratta più di combattere la popolazione straniera, bensì di creare condizioni quadro che ne favoriscano l'integrazione. Le ragioni della rivalutazione della migrazione sono molteplici. Pensando alla polarizzazione contro gli stranieri, si espone qui una tesi che inizialmente potrà sembrare un po' inusuale.

Lo Stato quale motore della polarizzazione

All'inizio del XX secolo, agli albori della politica svizzera in materia di stranieri, il Consiglio federale persegue una strategia di polizia degli stranieri finalizzata alla difesa dall'inforestierimento. Le autorità considerano l'afflusso di stranieri un rischio «molto acuto» in questo senso, perché eccedente le «capacità di accoglienza del Paese». Questo scenario, dominante all'epoca, è fonte di polarizzazione. La statistica ufficiale suddivide la popolazione in base alla nazionalità in due blocchi incompatibili tra loro: non soltanto l'influenza degli stranieri minaccia di «distruggere» lentamente la «specificità» degli svizzeri, ma l'aumento della popolazione straniera rischia anche di far diminuire la quota di svizzeri sul totale della popolazione fino a farla scomparire del tutto. Lo Stato intende contrastare questa minaccia vitale per il «popolo» e la «patria» con un «adeguato

dispendio di energie da parte delle autorità». La «lotta» sembra «inevitabile». Nel 1917 viene istituita la Polizia federale degli stranieri e nel 1934 entra in vigore la prima legge federale concernente la dimora e il domicilio degli stranieri. Per limitare «l'afflusso» di stranieri, le autorità si dedicano assiduamente ad attività di regolamentazione e registrazione. La «crescita continua della curva dei nuovi arrivati» va rallentata con una prassi restrittiva in materia di permessi e ridotta con una limitazione sistematica, da parte delle autorità, della durata del soggiorno o del domicilio.

Difesa ponderata dall'inforestierimento

Negli anni 1960, la polarizzazione sulla questione degli stranieri assume una nuova dimensione. Il rifiuto dell'immigrazione degenera in un vero e proprio conflitto pubblico. Gruppi politici combattono la popolazione straniera con i mezzi della democrazia. Tutta una serie di iniziative contro l'inforestierimento chiede una gestione più restrittiva dei «Fremdarbeiter» (lavoratori stranieri) e la riduzione della quota di stranieri al 10 per cento. Gli attori della destra populista non si avvalgono più soltanto della tradizionale spaccatura tra autoctoni e stranieri, ma mettono in discussione anche la politica ufficiale del Consiglio federale. Nonostante la bocciatura (talvolta di misura) delle iniziative popolari, il discorso sull'inforestierimento continua a permeare la politica ufficiale.

Il Consiglio federale, tuttavia, inizia a considerare la questione vieppiù come un conflitto sociale tra la popolazione svizzera e quella straniera. Emerge così che il vero problema è il ben collaudato schema di polarizzazione della difesa contro l'inforestierimento. Fatalmente, con la sua politica ufficiale, lo stesso Governo finisce per fare il gioco del conflitto. Le tensioni pubbliche vengono affrontate con una nuova tattica: accostare al controllo restrittivo del «numero di stranieri» una politica di integrazione e assimilazione. In questo modo, il Consi-

glio federale reagisce ai conflitti culturali e sociali che alimentano la polarizzazione sociale. Ma qual era il piano? Assimilati, si riteneva, gli stranieri sarebbero stati meno osteggiati dalla popolazione autoctona. La politica di integrazione doveva servire a migliorare i rapporti tra i due gruppi della popolazione considerati antitetici. Con questa riprogrammazione della politica ufficiale, finora divisiva, il Consiglio federale intendeva stemperare e, in definitiva, pacificare il conflitto pubblico.

Lo Stato ha sviluppato una politica di integrazione a sua volta esposta ad appropriazioni polarizzanti.

Lo Stato quale motore dell'integrazione

Nel frattempo, il Consiglio federale ha abbracciato il progetto «sociale globale» dell'integrazione e adottato una politica di accoglienza. L'obiettivo principale dichiarato è una consensuale e «migliore coabitazione tra la popolazione svizzera e la popolazione straniera». Invece di considerare tattiche per combattere la sovrappopolazione straniera, lo Stato odierno problematizza il sentimento di inforestierimento della popolazione autoctona e combatte la xenofobia e il razzismo in quanto ostacoli all'integrazione. La politica di integrazione attenua certamente le antiche spaccature provocate dalla politica migratoria e si presenta come un programma di antipolarizzazione. Tuttavia, l'antidoto dell'integrazione ha soltanto un effetto limitato, come dimostrano le numerose iniziative populiste di destra presentate in questi anni («Contro l'edificazione di minareti», «Contro l'immigrazione di massa», «Stop alla sovrappopolazione – sì alla conservazione delle basi naturali della vita», «No a una Svizzera da 10 milioni!» ecc.). La «lotta contro gli stranieri indesiderati» non è sparita, nemmeno nella forma perseguita dalle autorità: l'attenzione, adesso, si è però spostata sugli stranie-

ri non integrabili o che rifiutano di integrarsi, sugli stranieri irregolari o su quelli che hanno commesso reati. La politica di distensione perseguita con l'integrazione è di fatto affiancata da un regime di immigrazione restrittivo e da una politica esigente che impone l'obbligo d'integrazione, il tutto accompagnato da una disparità di trattamento strutturale tra cittadini di Stati terzi e di Paesi dell'UE/AELS.

Lo Stato intende lasciarsi alle spalle le antiche spaccature e gli irrigidimenti del passato, ma nel farlo ha sviluppato una politica di integrazione a sua volta esposta ad appropriazioni polarizzanti. Se non riusciamo a interrompere lo schema etno-nazionalistico dell'amico-nemico, la mixofobia e l'integrazione continueranno a trovarsi al centro di una politica che, facendo leva sul carico emozionale, accentua la loro polarizzazione. È un rischio che non possiamo correre.

*Professore alla Scuola di lavoro sociale della Scuola universitaria professionale della Svizzera nordoccidentale (FHNW), Esteban Piñero è attivo nella ricerca sulla politica di integrazione svizzera e sull'etnicità nel contesto della pubblica amministrazione
esteban.pineiro@fhnw.ch*

BIBLIOGRAFIA

Bauman, Zygmunt (2018): Die Angst vor den anderen. Ein Essay über Migration und Panikmache. Berlin: edition suhrkamp.

Buomberger, Thomas (2004): Kampf gegen unerwünschte Fremde. Von James Schwarzenbach bis Christoph Blocher. Orell Füssli.

Mau, Steffen; Lux, Thomas und Westheuser, Linus (2023). Triggerpunkte. Konsens und Konflikt in der Gegenwartsgesellschaft. Berlin: edition suhrkamp.

Questionner
les

auto—
matismes

termi—
nologiques

Was ist Wissenschaftsfreiheit und warum ist sie in Gefahr?

Im Rahmen der Debatten zum Gaza–Israel–Konflikt steht die gesellschaftliche Rolle der akademischen Forschung im Fokus – wie bereits bei der Covid–Pandemie, dem Ukraine–Krieg oder der Klimakrise. Damit verbunden ist eine affektive Polarisierung in Medien, Gesellschaft und Politik, welche die wissenschaftliche Arbeit infrage stellt oder gar bedroht.

Barbara Lüthi und Patricia Purtschert

Wissenschaften sind an vielen Orten der Welt unter Druck; das zeigen etwa die regelmässig zusammengestellten Berichte der *Scholars at Risk*.¹ Auch in Europa ist diese Tendenz zunehmend zu beobachten. In Ungarn beispielsweise musste vor wenigen Jahren die renommierte *Central European University* ihren Sitz von Budapest nach Wien verlegen. Die Universität wurde Opfer einer anhaltenden und antisemitischen Kampagne gegen deren Gründer George Soros durch Ungarns rechtsextremen Ministerpräsidenten Viktor Orbán. Dieser hat den in Ungarn geborenen Philanthropen und Financier George Soros als Drahtzieher eines Plans dargestellt, der Europa mit liberalen Werten und verstärkter Migration zerstören wolle.

Neu und beunruhigend ist, dass solche illiberalen Tendenzen und die damit verbundene Einschränkung der wissenschaftlichen Freiheit nicht nur vorwiegend Länder mit autoritären Regimen betreffen, sondern zunehmend auch demokratisch regierte Länder erfassen. Aktuell werden die Debatten zum Gaza–Israel–Konflikt vielerorts als Arena inszeniert, in der über die gesellschaftliche Rolle der akademischen Forschung und Lehre gestritten wird. Als solche Kulminationen haben sich in jüngster Vergangenheit bereits die Covid–Pan-

demie, der Angriffskrieg von Russland gegen die Ukraine oder die Klimakrise erwiesen. Bei all diesen Themen ereignete sich jeweils eine *affektive Polarisierung* in Medien, Gesellschaft und Politik, die die wissenschaftliche Arbeit infrage stellt und sie manchmal diskreditiert oder sogar bedroht.²

Gesellschaftsrelevantes Wissen

Zwischen Wissenschaft und Gesellschaft gibt es viele Schnittstellen, und Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler nehmen dabei unterschiedliche Rollen ein: Sie stellen gesellschaftsrelevantes Wissen her, entwickeln Lösungen, geben Anleitungen und beziehen Stellung.

Klimaforschung, postkoloniale Studien oder Gender Studies werden immer wieder als «Ideologien» dargestellt und ihnen damit die Wissenschaftlichkeit abgesprochen.

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler treten als Fachpersonen bei Gerichtsfällen³ oder in den Medien auf, sie beraten Politikerinnen und Politiker oder führen staatliche Auftragsarbeiten zu so vielfältigen Themen durch wie Gleichstellung der Geschlechter,

Erinnerungskultur oder fürsorgliche Zwangsmassnahmen oder arbeiteten in der Covid-19 Science Task Force mit.⁴ Mittlerweile werden – neben der staatlichen Wissenschaftsförderung und mit der Hoffnung auf einen gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Mehrwert – vermehrt Stiftungsprofessuren und Projekte auch von privaten Geldgebern, Banken und Firmen finanziert.⁵ Kollaborationen zwischen Wissenschaft und Praxis werden somit nicht nur universitär, sondern auch staatlich und privatwirtschaftlich gefördert.

Der Dialog zwischen Gesellschaft und Wissenschaft ist damit einerseits ein anerkanntes und auf unterschiedliche Weise institutionalisiertes Faktum. Andererseits werden spezifische Wissenschaftszweige immer wieder dafür angegriffen, die gesellschaftliche Relevanz ihrer Ergebnisse aufzuzeigen. Gerade in Zeiten politischer Unruhen und gesellschaftlicher Krisen sind einzelne Wissenschaften enorm gefordert und exponiert.⁶ So werden etwa Klimaforschung, postkoloniale Studien oder Gender Studies immer wieder als «Ideologien» dargestellt und ihnen damit die Wissenschaftlichkeit abgesprochen. Gemeinsam ist diesen Disziplinen, dass ihre Resultate gesellschaftliche Missstände belegen und damit Argumente für

dringliche Veränderungen bereitstellen können, etwa mit Blick auf strukturell verankerte soziale Ungleichheiten oder klimaschädliche Praktiken.

Dimensionen der Wissenschaftsfreiheit

Was bedeutet in diesem Kontext nun *Wissenschaftsfreiheit*? Dafür müssen zunächst die beiden Begriffe *Wissenschaft* und *Freiheit* kurz umrissen werden. *Wissenschaft* verkündet keine letztgültigen Wahrheiten, sondern macht Aussagen auf der Basis von vorhandenem Wissen, Analysen oder Modellansätzen und ist immer auch zeitlichen Veränderungen unterworfen. Wissenschaft stellt eine Art Gegenöffentlichkeit dar, wenn sie etwa mit anderen Resultaten aufwartet als dem, was politisch erwünscht ist. Für die Kultur- und Sozialwissenschaften kann das bedeuten, gängige «Meistererzählungen» zu hinterfragen, marginalisierte Perspektiven sichtbar zu machen oder Ungleichheitsverhältnisse zu thematisieren. Weil Wissenschaft auf bestimmten Vorannahmen und methodischen Entscheidungen gründet, bleibt immer ein Restzweifel bestehen. Wissenschaftliche Befunde können sich aufgrund unterschiedlicher Prämissen und Verfahren zudem widersprechen. Aus diesem Grund ist und bleibt Wissenschaft angreifbar. Oder anders gewendet: Gerade innerhalb der Wissenschaft führt die beständige Kritik an gewählten Methoden, Theorien und Fragestellungen zu fortwährenden Debatten über wissenschaftliche Vorgehensweisen und Ergebnisse. Wer diesen grundlegend streitbaren Aspekt der Wissenschaft verkennt und stattdessen einschlägige Wahrheiten fordert, missachtet den Kern wissenschaftlichen Arbeitens.

Auch *Freiheit* hat unterschiedliche Dimensionen. Entgegen einer individualistischen Auslegung scheint uns wichtig, dass Freiheit immer nur in Bezug auf andere und nur von diesen her denkbar ist. Somit ist auch die wissenschaftliche Freiheit von Einzelnen eng an kollekti-

ves und sozialverantwortliches Handeln geknüpft. Bezüglich der akademischen Freiheit bedeutet dies, dass nicht nur formale Regeln und Wissenschaftsstandards, sondern auch wissenschaftliche Integritätsregeln eingehalten und der Methodenpluralismus und die Vielfalt von Themen und Herangehensweisen innerhalb der Wissenschaften anerkannt werden. Die «Freiheit der wissenschaftlichen Lehre und Forschung» ist in der Schweiz mit der 1999 in Kraft getretenen Bundesverfassung explizit als eigenes Grundrecht gewährleistet (Art. 20), auch wenn dies in einzelnen Kantonen bereits im 19. Jahrhundert in den jeweiligen Hochschulgesetzen festgeschrieben wurde.⁷ Als hilfreiche Richtlinie in Bezug auf die Wissenschaften gilt eine Erklärung der American Association of University Professors von 1915⁸, die dann von verschiedenen internationalen Organisationen übernommen wurden, darunter die UNESCO und kürzlich die EU in ihrer Bonner Erklärung. Demnach besteht die akademische Freiheit im Prinzip aus drei Dimensionen: Freiheit der Forschung, Freiheit der Lehre und die akademische Meinungsfreiheit, sprich das Recht von Hochschullehrerinnen und -lehrern, ihre Meinung ausserhalb der Universität frei zu äussern oder sich in ihrer Eigenschaft als Bürgerinnen und Bürger politisch zu betätigen.⁹

Akademische Meinungsfreiheit

Der dritte Punkt – die *akademische Meinungsfreiheit* – mag in Zeiten politischer Unruhen und affektiver Polarisierungen den komplexesten Aspekt darstellen. Im Vorfeld Regeln für das Reden ausserhalb der Universität festzulegen, widerspricht der akademischen Vorstellung des Freiheitsgedankens. Es liegt in erster Linie an jeder einzelnen Person zu beurteilen, was der jeweiligen medialen und gesellschaftlichen Situation angemessen ist. Eine Schwierigkeit besteht für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler darin, konstruktiv und transparent mit dem Verhältnis der beiden Rollen als Forschende und Bürgerin oder Bürger umzugehen.¹⁰ Denn Wissenschaftlerin-

nen und Wissenschaftler hören nicht, auf Bürgerinnen und Bürger zu sein, wenn sie die Räume der Universität betreten oder verlassen. Obwohl Akademikerinnen und Akademiker sich an öffentlichen Debatten beteiligen können und auch sollten, können verschiedene Prämissen formuliert werden, die für ein verantwortungsvolles Handeln und Sprechen leitend sein mögen. Dies kann zum Beispiel in der Transparenz darüber bestehen, was eine persönliche Meinung ist und was die wissenschaftliche Forschungslage darstellt. Dabei kann es durchaus sein, dass wissenschaftliche Erkenntnisse politische Handlungen nahelegen – etwa, wenn die Forschung gesundheitsschädigende Folgen bestimmter Produkte oder Praktiken aufzeigt.

Forschende sollten Vereinfachungen und Kurzschlüssen differenziertere Perspektiven entgegensetzen und auf der Komplexität von Analysen insistieren.

An dieser Stelle ist es ethisch bedeutsam, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler den Konsumierenden von Medienberichten klarmachen, ob sie als Expertinnen und Experten über ein Thema sprechen, zu dem sie auch geforscht haben. Oder ob sie sich als interessierte Bürgerinnen und Bürger äussern – mit einem Laienwissen und ohne wissenschaftliche Autorität in Anspruch zu nehmen. Umgekehrt lässt sich hier ein Aspekt des wissenschaftlichen Populismus ausmachen, dass nämlich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ihren Status nutzen, um Forschungsfelder zu diskreditieren, in denen sie gar nicht aktiv sind. So zeigt Marion Näser-Lather, dass einige der führenden Stimmen, die in der medialen Öffentlichkeit lautstark gegen die Gender Studies agieren, keine fundierten Kenntnisse in dieser Forschungsrichtung vorweisen können. Ihnen wird aber, zum Beispiel aufgrund ihres «sym-

bolischen Kapitals in ihrer Disziplin, auch für Gebiete Autorität im Sinne weltlichen wissenschaftlichen Kapitals zugeschrieben, die sie gar nicht vertreten».¹¹

Innerwissenschaftliche Korrektive

Innerhalb der Universität ist es zentral, sich kontinuierlich um eine offene und demokratische Diskussionskultur zu bemühen, gerade in konflikthaften Situationen. Dass diese in Forschungsprojekten und Lehre eingehalten und Qualität garantiert wird, dafür gibt es inner- und ausserwissenschaftliche Mechanismen, wie Peer Review-Verfahren, Gutachten, Beiräte, Co-Teaching und vieles mehr. Eine besondere Rolle kommt der innerwissenschaftlichen Selbstreflexion und -kritik zu, wie sie seit Jahrzehnten etwa von der feministischen, dekolonialen oder postkolonialen Wissenschaftskritik, den Science and Technology Studies, der Kritischen Theorie oder der Wissenschaftsethik geleistet wird. Darüber hinaus ist eine ständige Auseinandersetzung mit Diskriminierungen und ausschliessenden Praktiken im akademischen Raum notwendig. Damit gemeint ist nicht nur die Bereitschaft, einen diskriminierungsfreien Raum zu schaffen, sondern auch eine selbstkritische Beschäftigung mit den kolonialen, sexistischen, rassistischen, behindertenfeindlichen, antisemitischen und homophoben Traditionen dieser Wissenschaft.¹² Dazu gehört die Frage, wie diese bis in die Gegenwart hinein nachwirken und welche strukturellen Veränderungen nötig sind, um Universitäten und Forschungsinstitutionen demokratischer und partizipativer zu gestalten.

Auf Wissenschaftsfreiheit bestehen

Medien sind wichtig, weil sie Bürgerinnen und Bürgern Informationen und einen Überblick über Ereignisse vermitteln und bei der Meinungsbildung Hilfestellungen leisten können. Gleichzeitig sind Medien Agenda Setter, die ökonomischen Bedingungen unterliegen und politische Haltungen widerspiegeln. Diese Aspekte haben sich in den letzten

Jahren akzentuiert: Zum einen, weil die Medien unter erhöhtem wirtschaftlichem Druck oft einer kurzfristigen Aufmerksamkeitslogik gehorchen, um Clickbaits zu generieren. Zum anderen, weil die Medienlandschaft sich homogenisierte und rechtspopulistische Kreise vermehrt Medienerzeugnissen dafür nutzen, ihre politische Weltansicht kundzutun.

Die Wissenschaften sind somit von einer Ökonomisierung und dem Verständnis davon, was «nützlich» für die Gesellschaft sei, bedroht. Darüber hinaus besteht die Gefahr, dass die in den Wissenschaften bestehenden Restzweifel von Populisten und den (neuen) Medien genutzt werden, um komplexe Inhalte und Sachlagen zu vereinfachen oder Wissenschaften anzugreifen. Beispielsweise scheinen sich *Kontext* und *Kontextualisierung* – als eines der leitenden Denkprinzipien in den Kultur- und Sozialwissenschaften – gegenwärtig zu einem Unwort entwickelt zu haben. Mit Bezug auf die Ereignisse in Israel und Gaza wird behauptet, Kontext einzufordern suggeriere eine Relativierung von Gewalt. Kontextualisierung bleibt aber ein notwendiges Instrument, um Vorgänge und Entscheidungen zu rekonstruieren, unterschiedliche Perspektiven sichtbar zu machen und gegeneinander abzuwägen und um die Mythologisierung von Ereignissen zu verhindern.

Diese Ausgangslage erschwert nicht nur die Arbeit von Medienschaffenden, die sich weiterhin um sorgfältig recherchierte Inhalte bemühen¹³, sondern verunsichert auch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler im Umgang mit den Medien – insbesondere in gesellschaftlich und politisch exponierten Feldern. Wenn mittlerweile viele Medien einer Polarisierung und Diffamierung der Wissenschaften durch journalistisch «gehyppte» Narrative Vorschub leisten, etwa indem bestimmte Fächer, Ansätze und Theorien als «ideologisch» oder «aktivistisch» gewertet werden, sind Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aufgerufen, mediale Übersetzungsarbeit zu leisten,

Vereinfachungen und Kurzschlüssen differenziertere Perspektiven entgegenzusetzen und auf der Komplexität von Analysen zu insistieren. Auch und gerade das ist gegenwärtig ein wichtiger Beitrag zur fortwährenden Verwirklichung von Wissenschaftsfreiheit.

*Barbara Lüthi ist Historikerin am Forschungsinstitut Gesellschaftlicher Zusammenhalt (FGZ) der Universität Leipzig. Sie promovierte an der Universität Basel und habilitierte an der Universität Freiburg i. Üe.
barbara.luethi@uni-leipzig.de*

*Patricia Purtschert ist Philosophin, Geschlechterforscherin und Kulturwissenschaftlerin. Sie ist Professorin am und Co-Leiterin des Interdisziplinären Zentrums für Geschlechterforschung (IZFG) der Universität Bern.
patricia.purtschert@izfg.unibe.ch*

- ¹ www.scholarsatrisk.org > Free to Think Reports
- ² Cengiz Günay, *The Gaza War: Affective Polarization and the Future of Democracy*, Österreichisches Institut für Internationale Politik—OIIIP Trend Report 8, 2024
- ³ www.science.org > Taking the stand. For scientists, going to court as an expert witness brings risks and rewards
- ⁴ Siehe etwa www.stadt-zuerich.ch > Portal der Stadt Zürich > Politik & Recht > Stadtrat > Weitere Politikfelder > Erinnerungskultur; www.izfg.unibe.ch > Forschung > laufende Projekte; www.sciencetaskforce.ch.
- ⁵ www.tagesanzeiger.ch: «Lassen sich Schweizer Unis kaufen?»
- ⁶ www.admin.ch/ Startseite > Dokumentation > Medienmitteilungen > Bundesrat möchte wissenschaftliches Potenzial in Krisenzeiten besser nutzen
- ⁷ www.sagw.ch > Facetten der akademischen Freiheit in der Schweiz
- ⁸ 1915 Declaration of Principles on Academic Freedom and Academic Tenure, Appendix I, www.aaup.org.
- ⁹ 1915 Declaration of Principles on Academic Freedom and Academic Tenure, Appendix I, S. 292. Wörtlich heisst es dort: «freedom of inquiry and research; freedom of teaching within the university or college; and freedom of extramural utterance and action».
- ¹⁰ Siehe dazu Augustin Fragnière, *Liberté d'expression académique et prises de parole publiques des chercheuses et chercheurs*, in : SAGW-Bulletin 1/2024 (« Akademische Freiheit ») S. 23-26.
- ¹¹ Marion Näser-Lather: *Wissenschaftler_innen vs. Gender Studies. Argumentationen, Wirkungen und Kontexte einer «wissenschafts»-politischen Debatte*, in: Annette Henninger, Ursula Birsl (Hg.): *Anti-Feminismen. 'Krisen'-Diskurse mit gesellschaftsspaltendem Potential?* Bielefeld: transcript 2020, S. 127.
- ¹² www.bpb.de > Editorial > Wissenschaftsfreiheit
- ¹³ Vgl. die jährlich zusammengestellte «Aussteigerliste» der Republik: www.republik.ch > Der Journalismus stirbt im Kleinen – und mit ihm die Demokratie

De la liberté scientifique et des dangers qui la guettent

Dans les discussions sur le conflit à Gaza, le rôle sociétal de la recherche académique se trouve en point de mire, comme ce fut le cas pour la pandémie de COVID-19, la guerre en Ukraine ou le changement climatique. Ce phénomène s'accompagne d'une polarisation affective dans les médias, la société et la politique, qui remet en question – voire met en danger – le travail scientifique.

Barbara Lüthi et Patricia Purtschert

Les rapports périodiques de *Scholars at Risk*¹ le montrent clairement : les sciences subissent de fortes pressions à divers endroits du monde. Cette tendance s'accroît aussi en Europe. En Hongrie, par exemple, la prestigieuse *Central European University* a dû transférer son siège de Budapest à Vienne il y a quelques années, parce que le Premier ministre hongrois d'extrême droite avait mené une campagne antisémite virulente contre George Soros, le fondateur de l'institution. Viktor Orbán présentait Soros, le financier philanthrope né en Hongrie, comme le cerveau d'un vaste plan visant à détruire l'Europe par la défense de valeurs libérales et par l'encouragement de l'immigration.

Ce qui est nouveau et inquiétant dans cette situation, c'est que ces attitudes antilibérales et les restrictions de la liberté scientifique qu'elles entraînent ne sont pas le fait des seuls régimes autoritaires, mais apparaissent aussi de plus en plus souvent dans des pays démocratiques. Les débats actuels sur le conflit à Gaza servent fréquemment de toile de fond à des querelles sur le rôle sociétal qu'assument la recherche et l'enseignement universitaires. Dans un passé récent, la guerre d'agression russe menée contre l'Ukraine, la crise climatique ou la pandémie de COVID-19 ont

suscité des polémiques semblables. Tous ces thèmes se sont accompagnés d'une *polarisation affective* dans les médias, la société et la politique, qui remet en question ou discrédite le travail scientifique, quand elle ne le menace pas carrément².

Des connaissances pertinentes pour la société

Les scientifiques assument diverses fonctions aux nombreuses interfaces entre la science et la société : ils créent des connaissances pertinentes pour la société, élaborent des solutions, donnent des instructions et prennent position. Ils tiennent souvent le rôle d'experts dans des affaires judiciaires³ ou celle de spécialistes dans les médias ; ils conseillent des politiciens, se voient confier des mandats publics de recherche sur des thèmes aussi variés que l'égalité des sexes, la culture de la mémoire, les mesures de coercition à des fins d'assistance, ou ils participent à des groupes de travail comme la *Swiss National COVID-19 Science Task Force*⁴. Aujourd'hui, l'État n'est plus seul à encourager la science dans le but de créer une plus-value sociale et scientifique, mais un nombre croissant de chaires de fondation ou de projets sont cofinancés par des bailleurs de fonds privés, des banques ou des entreprises⁵. Les collaborations entre la science et le terrain ne sont donc pas

seulement promues par les universités, mais aussi par les autorités publiques et l'économie privée.

Si le dialogue entre la société et la science est une réalité reconnue et institutionnalisée de différentes manières, force est de constater que certaines disciplines scientifiques sont sommées de démontrer la pertinence de leur recherche pour la société. Par temps de troubles politiques ou lors de crises sociales notamment, certains domaines scientifiques sont spécialement sollicités et particulièrement exposés⁶. Ainsi, la recherche sur le climat, celle sur le genre et les études postcoloniales sont régulièrement présentées comme des idéologies, ce qui revient à leur dénier tout caractère scientifique. Ces disciplines ont en commun le fait de relever des dysfonctionnements sociaux et de pouvoir ainsi fournir des arguments plaidant en faveur de changements urgents, par exemple pour combattre des inégalités sociales de nature structurelle ou des pratiques nuisibles à l'environnement.

Les dimensions de la liberté de la science

Que faut-il entendre par *liberté de la science* dans ce contexte ? Commençons par définir brièvement les notions de *science* et de *liberté*. La *science* ne

proclame pas de vérités absolues; elle fonde ses affirmations sur les connaissances existantes, des analyses ou des approches modélisées, et elle est soumise aux vicissitudes de l'histoire. Lorsque ses conclusions déplaisent aux ténors politiques, la science prend en quelque sorte le contrepied dans l'espace public. S'agissant des sciences de la culture et de la société, cela peut consister à revisiter les grands récits, à mettre en lumière des perspectives marginalisées ou à thématiser des rapports d'inégalité. Or, comme la science se fonde sur des hypothèses et opère des choix méthodologiques, il subsiste toujours un doute résiduel. Par ailleurs, des résultats scientifiques peuvent se contredire lorsqu'ils reposent sur des prémisses différentes et utilisent des procédures distinctes. C'est pourquoi, par définition, la science est contestable. Mais il ne faut pas oublier que c'est au sein même de la science que la remise en question incessante des méthodes, des théories et des problématiques suscite des débats sur les manières de procéder et les résultats obtenus. Celui qui méconnaît l'importance de la controverse dans les sciences et qui exige d'elles des vérités irréfutables fait fi de l'essence même du travail scientifique.

La *liberté* possède également plusieurs dimensions. On ne saurait la concevoir comme une qualité individuelle, car la liberté n'est envisageable que dans le rapport aux autres et en tenant compte de leur point de vue. Même la liberté scientifique d'un particulier est étroitement liée à une démarche collective et fondée sur la responsabilité sociale. S'agissant de la liberté académique, cela signifie qu'il faut non seulement respecter les règles formelles et les normes scientifiques, mais encore reconnaître les règles d'intégrité scientifique, le pluralisme méthodologique ainsi que la diversité des thèmes et des approches en science. La «liberté de l'enseignement et de la recherche scientifiques» est expressément garantie en Suisse comme un droit fondamental à

part entière en vertu de l'art. 20 de la Constitution fédérale dans sa version en vigueur depuis 1999. Une liberté qui figurait d'ailleurs dès le XIXe siècle dans certaines lois cantonales sur l'université⁷. Une directive utile en matière de liberté de la science ressort de la déclaration de l'*American Association of University Professors* datée de 1915⁸, qui a été reprise par diverses organisations internationales, dont l'UNESCO, et plus récemment par l'UE dans sa Déclaration de Bonn. Selon ces déclarations, la liberté académique se compose de trois dimensions essentielles : la liberté de la recherche, la liberté d'enseignement et la liberté d'expression académique, qui autorise les universitaires à formuler librement leur opinion en dehors de l'université ou à exercer une activité politique en tant que citoyens⁹.

La liberté d'expression académique

Le troisième élément, à savoir la *liberté d'expression académique*, est vraisemblablement l'aspect le plus complexe en période de troubles politiques et de polarisation affective. Fixer des règles concernant la prise de parole en dehors de l'université est contraire à la conception académique de la notion de liberté. En premier lieu chaque individu est tenu d'évaluer lui-même quelles expressions sont appropriées à la situation médiatique et sociale du moment. L'une des difficultés pour les scientifiques consiste à gérer de manière judicieuse et transparente la relation entre leur rôle de chercheur et celui de citoyen¹⁰, car le scientifique ne cesse pas d'être un citoyen lorsqu'il franchit les portes de l'université, dans un sens ou dans l'autre. Si les universitaires ont le droit de participer au débat public ou s'ils en ont même le devoir, il semble opportun de formuler quelques principes susceptibles de guider une action et une parole responsables. En fait notamment partie la transparence sur ce qui constitue une opinion personnelle et sur ce qui représente l'état de la recherche scientifique. Cela dit, il est fort possible que les connaissances

scientifiques suggèrent de prendre des mesures politiques; par exemple lorsque la recherche met en évidence les effets nocifs de certains produits ou de certaines pratiques sur la santé.

D'un point de vue éthique, il importe dès lors que les scientifiques expliquent clairement dans leurs contributions médiatiques si leurs propos sont ceux de l'expert se prononçant sur un sujet qui a également fait l'objet de leurs recherches ou s'ils s'expriment en leur qualité de citoyens intéressés, sur la base de leur savoir profane et sans prétendre à une quelconque autorité scientifique. À l'inverse, on peut parler de populisme scientifique lorsque des scientifiques utilisent leur statut professionnel pour discréditer d'autres domaines de recherche que le leur. Ainsi, Marion Näser-Lather a montré qu'une partie des voix puissantes qui critiquent les études de genre dans les médias n'ont pas de connaissances approfondies en la matière. Et pourtant, sans doute en raison du capital symbolique dont ils disposent dans leur discipline, on leur attribue une autorité, sorte de capital scientifique profane, dans des domaines qui excèdent leur expertise¹¹.

Les chercheurs devraient réagir aux simplifications et aux raccourcis en publiant des perspectives plus nuancées et en insistant sur la complexité des analyses.

Correctifs au sein de la science

Au sein de l'université, il est essentiel de ne jamais relâcher les efforts pour préserver une culture de discussion ouverte et démocratique. C'est particulièrement important dans des situations conflictuelles. Pour garantir le respect d'une telle culture dans les projets de recherche et dans l'enseignement et pour en assurer la qualité, il existe des mécanismes scientifiques internes et externes, tels que les procédures de revue par les pairs, les expertises, les

conseils consultatifs, le co-enseignement et de nombreuses autres méthodes. L'autoréflexion et l'autocritique en science revêtent une importance particulière. Elles sont pratiquées depuis des décennies par la critique scientifique féministe, décoloniale ou postcoloniale, les études de sciences et de technologie, la théorie critique ou l'éthique des sciences. En outre, il importe de mener une réflexion permanente sur les discriminations et les pratiques d'exclusion dans le monde académique. Il ne s'agit pas seulement de se montrer prêt à créer un espace exempt de discrimination, mais de confronter aussi sa propre discipline scientifique aux traditions coloniales, sexistes, racistes, hostiles aux handicapés, antisémites ou homophobes qui la traversent¹². L'enjeu est de savoir comment l'impact de ces traditions se fait encore sentir aujourd'hui et quels changements structurels sont nécessaires pour rendre l'université et les institutions de recherche plus démocratiques et plus participatives.

Défendre résolument la liberté de la science

Les médias jouent un rôle crucial en fournissant aux citoyens des informations synthétiques ou détaillées susceptibles de les aider à se forger une opinion. En même temps, ils influencent l'ordre du jour (*agenda-setters*) alors même qu'ils sont soumis à des impératifs économiques et qu'ils reflètent des positions politiques. Ces aspects se sont intensifiés ces dernières années. D'une part, parce que la pression économique exercée sur les médias a augmenté, les obligeant souvent à obéir à une logique d'attention à court terme pour générer des clics. D'autre part, parce que le paysage médiatique s'est homogénéisé et que les milieux populistes de droite s'en servent toujours plus souvent pour diffuser leur vision politique du monde.

Les sciences sont donc menacées par le poids accordé aux considérations économiques et à la notion de ce qui est prétendument utile à la société. En outre,

le risque existe que les milieux populistes et les (nouveaux) médias tirent profit des doutes résiduels inhérents à la science pour simplifier des contenus et des situations complexes, voire pour attaquer la science. Ainsi, de nos jours, les notions de *contexte* et de *contextualisation*, qui constituent des principes directeurs de la réflexion dans les sciences de la culture et de la société, semblent être devenues des mots vides de sens, voire des notions infâmes. En ce qui concerne les événements actuels en Israël et dans la bande de Gaza, d'aucuns affirment qu'exiger une mise en contexte revient à relativiser la violence. Or, la contextualisation reste un instrument nécessaire pour reconstruire des processus et des décisions, pour rendre visibles différentes perspectives et les évaluer, mais aussi pour éviter de mythologiser des événements.

Ces circonstances actuelles ne compliquent pas seulement le travail des professionnels des médias, qui continuent à s'efforcer de fournir des contenus soigneusement recherchés¹³. Elles déstabilisent aussi les scientifiques dans leurs rapports avec les médias – en particulier dans les domaines soumis à une forte exposition sociale et politique. Pour faire face aux nombreux médias qui encouragent la polarisation et la diffamation des sciences par des récits s'apparentant à du tapage médiatique, notamment en qualifiant certaines disciplines, approches et théories d'«idéologiques» ou d'«activistes», les scientifiques doivent faire un effort de vulgarisation à l'intention des médias, tout en opposant des perspectives différenciées aux simplifications et aux raccourcis et en soulignant la complexité des analyses. De nos jours, ce travail est une contribution précieuse à la réalisation concrète de la liberté scientifique.

Historienne à l'Institut de recherche sur la cohésion sociale (FGZ) de l'Université de Leipzig, Barbara Lüthi est titulaire d'un doctorat de l'Université de Bâle et a obtenu son habilitation à l'Université de Fribourg.
barbara.luethi@uni-leipzig.de

Philosophe, spécialiste des études de genre et des sciences de la culture, Patricia Purtschert est professeure au Centre interdisciplinaire de recherche sur le genre (IZFG) de l'Université de Berne dont elle assure aussi la co-direction.
patricia.purtschert@izfg.unibe.ch

- ¹ www.scholarsatrisk.org > Free to Think Reports
- ² Cengiz Günay, « The Gaza War – Affective Polarization and the Future of Democracy. », Österreichisches Institut für Internationale Politik – OIIP Trend Report 8, 2024
- ³ www.science.org > Taking the stand. For scientists, going to court as an expert witness brings risks and rewards
- ⁴ Voir par exemple www.stadt-zuerich.ch > Portal der Stadt Zürich > Politik & Recht > Stadtrat > Weitere Politikfelder > Erinnerungskultur: www.izfg.unibe.ch > Forschung > laufende Projekte: www.sciencetaskforce.ch.
- ⁵ www.tagesanzeiger.ch: «Lassen sich Schweizer Unis kaufen»
- ⁶ www.admin.ch > Documentation > communiqués > Le Conseil fédéral entend mieux utiliser le potentiel scientifique en période de crise
- ⁶ www.sagw.ch > Facetten der akademischen Freiheit in der Schweiz
- ⁸ 1915 Declaration of Principles on Academic Freedom and Academic Tenure, Appendix I, www.aaup.org.
- ⁹ 1915 Declaration of Principles on Academic Freedom and Academic Tenure, Appendix I, p. 292. Libellé du texte original: "freedom of inquiry and research; freedom of teaching within the university or college; and freedom of extramural utterance and action".
- ¹⁰ Voir par exemple Augustin Fragnière, Liberté d'expression académique et prises de parole publiques des chercheuses et chercheurs, dans : SAGW-Bulletin 1/2024 ("Akademische Freiheit"), pp. 23-26.
- ¹¹ Marion Näser-Lather: Wissenschaftler_innen vs. Gender Studies. Argumentationen, Wirkungen und Kontexte einer 'wissenschafts'-politischen Debatte, dans : Annette Henninger, Ursula Birsli (éd.) : Anti-Feminismen. 'Krisen'-Diskurse mit gesellschaftsspaltendem Potential?, Bielefeld: transcript 2020, p. 127.
- ¹² www.bpb.de > Editorial > Wissenschaftsfreiheit
- ¹³ Cf. la statistique annuelle des étudiants abandonnant la formation de journaliste publiée dans Republik, www.republik.ch > Der Journalismus stirbt im Kleinen – und mit ihm die Demokratie

Che cos'è la libertà della scienza e perché è in pericolo?

Come per la pandemia di COVID-19, la guerra in Ucraina e la crisi climatica, il ruolo sociale della ricerca accademica è al centro dell'attenzione anche nei dibattiti sul conflitto tra Gaza e Israele. A questo fenomeno è correlata una polarizzazione affettiva nei mezzi di informazione, nella società e a livello politico che mette in discussione o addirittura minaccia il lavoro scientifico.

Barbara Lüthi e Patricia Purtschert

In molte aree del mondo, la ricerca scientifica è sotto pressione, come testimoniano i rapporti pubblicati regolarmente da *Scholars at Risk*¹. Questa tendenza è osservabile in misura crescente anche in Europa. Alcuni anni fa, in Ungheria, la rinomata Università dell'Europa centrale è stata costretta a trasferire la propria sede da Budapest a Vienna, in seguito a un'incessante campagna antisemita promossa contro il suo fondatore George Soros da Viktor Orbán, primo ministro ungherese di estrema destra. Quest'ultimo aveva dipinto Soros, filantropo e finanziere nato in Ungheria, quale mente di un piano teso a distruggere l'Europa tramite valori liberali e una forte immigrazione.

Il fatto inedito e preoccupante è che queste tendenze illiberali e le conseguenti restrizioni alla libertà scientifica non riguardano soltanto e soprattutto Paesi con regimi autoritari, ma interessano in misura crescente anche Stati governati democraticamente. Oggi i dibattiti sul conflitto tra Gaza e Israele sembrano spesso un'arena in cui si litiga sul ruolo sociale della ricerca e dell'insegnamento accademico. Questo fenomeno è già stato osservato negli ultimi anni con la pandemia di COVID-19, la guerra di aggressione russa contro l'Ucraina e la crisi climatica. Attorno a questi temi si

è registrata una *polarizzazione affettiva* a livello mediatico, sociale e politico che mette in discussione e, a volte, discredita o addirittura minaccia il lavoro scientifico².

Conoscenze di rilevanza sociale

Tra ricerca scientifica e società vi sono numerosi punti di contatto, nel quadro dei quali i ricercatori rivestono diversi ruoli, producendo conoscenze di rilevanza sociale, elaborando soluzioni, fornendo indicazioni e prendendo posizione. Assumono la funzione di esperti nei procedimenti giudiziari³ o nei media, agiscono da consulenti politici o svolgono mandati pubblici su temi di varia natura quali le pari opportunità di genere, la cultura della memoria e le misure coercitive a scopo assistenziale; durante la pandemia hanno anche fatto parte della *Swiss National COVID-19 Science Task Force*⁴. Parallelamente al sostegno pubblico alla ricerca, in tempi recenti si è registrato un aumento di cattedre e progetti di studio finanziati da privati, banche e imprese che sperano così in un valore aggiunto sociale e scientifico⁵. Le collaborazioni tra scienza e pratica vengono dunque sostenute non soltanto dalle università, ma anche dallo Stato e dall'economia privata.

Da un lato, il dialogo tra società e scienza è quindi un dato di fatto riconosciuto e,

in varie forme, istituzionalizzato, dall'altro alcune branche della scienza vengono ripetutamente attaccate perché mettono in evidenza la rilevanza sociale dei risultati dei loro studi. Soprattutto in periodi di forte conflittualità politica e crisi sociali, determinati ambiti di ricerca sono fortemente esposti e sotto pressione⁶. Discipline quali la climatologia, gli studi postcoloniali o di genere sono infatti sovente etichettate come «ideologie» per negarne così la scientificità. Il loro minimo comune denominatore è che illustrano problemi e disparità sociali e, di conseguenza, possono offrire argomenti a favore di cambiamenti urgenti, ad esempio per quanto riguarda le disuguaglianze sociali di natura strutturale o le pratiche dannose per il clima.

Discipline quali la climatologia, gli studi postcoloniali o di genere sono sovente etichettate come «ideologie» per negarne così la scientificità.

Dimensioni della libertà della scienza

Che cosa si intende allora, in questo contesto, per *libertà della scienza*? Per rispondere a questa domanda occorre innanzitutto definire brevemente i

concetti di *scienza e libertà*. La *scienza* non proclama verità definitive, ma fonda le sue affermazioni sulle conoscenze disponibili, su analisi o modellizzazioni ed è soggetta anch'essa a un'evoluzione continua. Rappresenta anche una sorta di «contropubblico» quando giunge a risultati diversi da quelli auspicati dal mondo politico. Nel caso delle scienze culturali e sociali, questo può significare mettere in discussione le «narrazioni dominanti», dare visibilità a prospettive marginalizzate o tematizzare rapporti di disuguaglianza. Siccome la scienza si basa su determinati assunti e scelte metodologiche, rimane sempre un margine di dubbio. A seconda delle premesse e dei procedimenti, i risultati di studi scientifici possono contraddirsi, motivo per il quale la scienza è e sarà sempre attaccabile. In altri termini: proprio in ambito scientifico, la critica costante delle metodologie, delle teorie e dei quesiti di ricerca adottati implica un dibattito continuo sulle procedure e i risultati scientifici. Chi disconosce questo carattere controverso della ricerca scientifica e pretende invece delle verità rinnega l'essenza stessa del lavoro scientifico.

Anche la *libertà* presenta dimensioni diverse. Contrariamente a una sua interpretazione in chiave individualistica, ci sembra importante sottolineare che la libertà può essere pensata sempre e soltanto in relazione a e a partire dagli altri. Di conseguenza, anche la libertà scientifica del singolo è strettamente connessa a un modo di operare improntato alla dimensione collettiva e alla responsabilità sociale. Per quanto riguarda la libertà accademica, ciò significa che devono essere rispettati non soltanto le regole formali e gli standard scientifici, ma anche le regole dell'integrità scientifica e che occorre riconoscere il pluralismo metodologico e l'eterogeneità di temi e approcci all'interno delle scienze. In Svizzera, la «libertà della ricerca e dell'insegnamento scientifici» è esplicitamente riconosciuta come diritto fondamentale autonomo dall'entrata in vigore della Costituzione federale del

1999 (art. 20), anche se singoli Cantoni l'hanno integrata nelle rispettive leggi sulle università già nel XIX secolo⁷. Un'utile direttiva in materia è costituita dalla dichiarazione dell'*American Association of University Professors* del 1915⁸, poi ripresa da varie organizzazioni internazionali tra cui l'UNESCO e, recentemente, l'UE con la Dichiarazione di Bonn. In base a questa direttiva, la libertà accademica si articola in tre aspetti: la libertà di ricerca, la libertà di insegnamento e la libertà di espressione accademica, vale a dire il diritto dei docenti universitari di esprimere liberamente la propria opinione al di fuori del contesto accademico e di impegnarsi politicamente in qualità di cittadini⁹.

Libertà di espressione accademica

In tempi di forte conflittualità politica e polarizzazione affettiva, il terzo elemento, ossia la *libertà di espressione accademica*, rappresenta l'aspetto più complesso. Stabilire preventivamente regole per le prese di posizione al di fuori dell'ambito universitario contrasta con il principio della libertà accademica. Spetta in primo luogo alle singole persone valutare qual è il comportamento più appropriato in un determinato contesto mediatico e sociale. Per un ricercatore è difficile fare i conti in maniera costruttiva e trasparente con il proprio doppio ruolo di ricercatore e cittadino¹⁰, in quanto non si smette di essere cittadini entrando o uscendo dalle aule universitarie. La partecipazione ai dibattiti pubblici dei membri del corpo accademico è possibile e persino auspicabile: per agire e prendere posizione in maniera responsabile occorre però rispettare alcune premesse, ad esempio la distinzione trasparente tra opinioni personali e lo stato della ricerca scientifica. Evidenze scientifiche possono ad ogni modo suggerire l'adozione di misure politiche, ad esempio quando la ricerca attesta conseguenze negative per la salute di determinati prodotti o pratiche.

Un aspetto fondamentale sotto il profilo etico è che quando si esprimono sui mezzi

di comunicazione in merito a un determinato tema, gli scienziati devono comunicare chiaramente al pubblico se lo fanno in qualità di esperti che hanno condotto ricerche in materia o in veste di cittadini interessati, senza particolari conoscenze e senza rivendicare alcuna autorità scientifica. Un aspetto del populismo scientifico è infatti che alcuni scienziati sfruttano il proprio status per screditare campi di ricerca in cui non sono attivi. A tale proposito, Marion Näser-Lather ha evidenziato che, nel dibattito pubblico, tra i detrattori più accaniti degli studi di genere figurano anche ricercatori senza conoscenze specifiche in materia, ai quali però, sulla base del «capitale simbolico» di cui dispongono nella propria disciplina, viene attribuita un'autorità – intesa come «capitale scientifico temporale» – anche in ambiti che non rappresentano¹¹.

Correttivi interni al mondo scientifico

All'interno degli atenei, è fondamentale impegnarsi costantemente a favore di una cultura dialettica aperta e democratica, in particolare in situazioni conflittuali. Per offrire garanzie in tal senso nel quadro dei progetti di ricerca e dell'insegnamento e assicurare la qualità, vi sono vari strumenti interni ed esterni all'ambito scientifico, come procedure di revisione tra pari, perizie, comitati consultivi e co-docenze, per citarne soltanto alcuni. Assume un ruolo particolare, in questo contesto, l'autoriflessione e l'autocritica del mondo scientifico, praticate da decenni dalla critica delle scienze femministe, decoloniali o postcoloniali, dagli studi di scienze e tecnologia, dalla teoria critica e dall'etica della scienza. Occorre inoltre avviare una riflessione permanente sulle discriminazioni e le pratiche esclusive in ambito accademico: in concreto bisogna essere disposti non soltanto a creare uno spazio libero da discriminazioni, ma anche a confrontarsi in modo autocritico con le tradizioni coloniali, sessiste, razziste, abiliste, antisemite e omofobe della scienza¹². Quest'apertura implica che ci si interroghi su come questi retaggi si manifestino ancora oggi

e su quali cambiamenti strutturali siano necessari per rendere più democratiche e partecipative le università e le istituzioni di ricerca.

I ricercatori sono chiamati a contrapporre prospettive differenziate a semplificazioni e letture sommarie e a insistere sulla complessità delle analisi.

Difendere la libertà della scienza

I mezzi di comunicazione sono importanti, poiché forniscono ai cittadini informazioni e una panoramica sugli eventi e possono contribuire alla formazione delle opinioni. Al tempo stesso, dettano l'agenda pubblica, sottostanno a vincoli economici e rispecchiano posizioni politiche. Si tratta di aspetti che si sono accentuati negli ultimi anni, da un lato perché i media, sottoposti a maggiori pressioni economiche, spesso seguono la logica del *clickbaiting* (letteralmente: «acchiappa clic») per catturare l'attenzione a breve termine del pubblico, e, dall'altro, perché il panorama mediatico si è omogeneizzato e le cerchie populiste di destra sfruttano in misura crescente i mezzi di comunicazione per diffondere le loro visioni politiche.

Le scienze sono quindi minacciate dall'economicizzazione e dalla visione di ciò che è considerato «utile» per la società. Vi è inoltre il rischio che il margine di incertezza intrinseco alla ricerca scientifica venga sfruttato dai populistici e dai (nuovi) media per semplificare situazioni e contenuti complessi o attaccare l'attività scientifica. I termini *contesto* e *contestualizzazione*, che rientrano tra i principi guida della riflessione nelle scienze culturali e sociali, sembrano ad esempio aver assunto attualmente una connotazione negativa. In riferimento a quanto sta avvenendo in Israele e a Gaza, si sostiene ad esempio che prestare attenzione al contesto equivalga a relati-

vizzare la violenza. La contestualizzazione rimane tuttavia uno strumento necessario per ricostruire processi e decisioni, rendere visibili e ponderare prospettive diverse e impedire la mitologizzazione degli eventi.

Questa situazione non soltanto complica il lavoro dei giornalisti che continuano a svolgere inchieste approfondite¹⁹, ma rende anche insicuri gli scienziati nei rapporti con i mezzi di informazione, soprattutto quando vengono affrontati temi socialmente e politicamente controversi. In un periodo in cui numerosi media favoriscono la polarizzazione e la diffamazione delle scienze mediante contenuti sensazionalistici che qualificano ad esempio determinati approcci, discipline e teorie come «ideologici» o «militanti», i ricercatori sono chiamati a «tradurre» in chiave giornalistica i risultati del loro lavoro, a contrapporre prospettive differenziate a semplificazioni e letture sommarie e a insistere sulla complessità delle analisi. Impegnarsi oggi in tal senso significa contribuire in misura importante alla difesa della libertà della scienza.

Barbara Lüthi, storica, lavora all'Istituto di ricerca sulla coesione sociale (Forschungsinstitut Gesellschaftlicher Zusammenhalt) dell'Università di Lipsia. Ha conseguito il dottorato all'Università di Basilea e l'abilitazione all'Università di Friburgo. barbara.lueithi@uni-leipzig.de

Patricia Purtschert, filosofa, esperta di studi di genere e studiosa di scienze culturali, è professoressa al Centro interdisciplinare per gli studi di genere (Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung) dell'Università di Berna di cui è anche condirettrice. patricia.purtschert@izfg.unibe.ch

- ¹ www.scholarsatrisk.org > Free to Think Reports
- ² Cengiz Günay, « The Gaza War – Affective Polarization and the Future of Democracy. », Österreichisches Institut für Internationale Politik – OIIP Trend Report 8, 2024
- ³ www.science.org > Taking the stand. For scientists, going to court as an expert witness brings risks and rewards
- ⁴ www.stadt-zuerich.ch > Portal der Stadt Zürich > Politik & Recht > Stadtrat > Weitere Politikfelder > Erinnerungskultur; www.izfg.unibe.ch > Forschung > laufende Projekte; www.sciencetaskforce.ch.
- ⁵ www.tagesanzeiger.ch: «Lassen sich Schweizer Unis kaufen»
- ⁶ www.admin.ch > Documentazione > comunicati stampa > Il Consiglio federale desidera utilizzare meglio il potenziale scientifico in periodi di crisi
- ⁷ www.sagw.ch > Facetten der akademischen Freiheit in der Schweiz
- ⁸ 1915 Declaration of Principles on Academic Freedom and Academic Tenure, Appendix I, www.aaup.org.
- ⁹ 1915 Declaration of Principles on Academic Freedom and Academic Tenure, Appendix I, p. 292: «freedom of inquiry and research; freedom of teaching within the university or college; and freedom of extramural utterance and action».
- ¹⁰ Augustin Fragnière. Liberté d'expression académique et prises de parole publiques des chercheuses et chercheurs, in: SAGW-Bulletin 1/2024 ("Akademische Freiheit"), pp. 23-26.
- ¹¹ Marion Näser-Lather: Wissenschaftler_innen vs. Gender Studies. Argumentationen, Wirkungen und Kontexte einer 'wissenschafts'-politischen Debatte, in: Annette Henninger, Ursula Birsl (ed.): Anti-Feminismen. 'Krisen'-Diskurse mit gesellschaftsspaltem Potential?, Bielefeld: transcript 2020, p. 127.
- ¹² www.bpb.de > Editorial > Wissenschaftsfreiheit
- ¹³ Cfr. l'elenco dei giornalisti che hanno abbandonato la professione stilato annualmente dal magazine digitale Republik: www.republik.ch > Der Journalismus stirbt im Kleinen – und mit ihm die Demokratie

Instrumentalisation

à des fins
politiques d'une
institution n'offre
pas les
conditions de
base d'un dialogue
constructif.

Racisme et wokisme

Deux visions s'opposent au sujet du racisme dans nos démocraties libérales : les uns célèbrent son niveau historiquement bas, les autres y dénoncent un racisme omniprésent. Après avoir présenté l'idéologie que certains appellent « wokisme », cet article rejette l'idée que toutes les disparités raciales seraient dues au racisme.

Olivier Massin

Dans nos démocraties libérales, deux écoles de pensée radicalement opposées s'affrontent au sujet du racisme. Pour les optimistes, le racisme et l'esclavagisme sont la règle dans l'histoire des sociétés humaines, et nos démocraties en constituent l'exception la plus éclatante. Elles ont, les premières, identifié et combattu ces deux fléaux. Mieux, elles ont largement réussi à s'en défaire : l'esclavagisme y est quasiment éradiqué, le racisme y stagne à un niveau historiquement bas, et nos sociétés manifestent une ouverture et un intérêt pour les autres cultures sans précédent. Pour les pessimistes, un tel satisfecit relève de l'ignorance, voire de l'hypocrisie : loin d'être les plus tolérantes de l'histoire, nos sociétés sont imprégnées, dans leurs structures même, d'un racisme omniprésent et persistant, vestige d'une sombre histoire que l'on préfère taire. Présentes partout, les disparités raciales – de revenu, de santé ou d'accès à l'emploi, à l'éducation, au logement, à la culture, à la justice, aux postes à responsabilité – sont un symptôme de l'ampleur des discriminations tacites et systémiques à l'œuvre dans nos sociétés.

Je suis un optimiste non béat : si le racisme est toujours présent dans nos sociétés, la situation est bien meilleure que par le passé. Je soutiens ici que la thèse de l'omniprésence du racisme repose sur des hypothèses empiriquement et conceptuellement contestables.

Le mythe du « mythe du wokisme »

Selon une thèse courante, le wokisme ne serait qu'un mythe, une panique morale entretenue par les conservateurs pour dénigrer les idées progressistes. Le bon diagnostic est plutôt le suivant : le wokisme est une idéologie bien réelle, mais comme le terme « wokisme » est péjoratif, ceux qui y souscrivent refusent logiquement de se ranger derrière cette bannière dégradante. Plutôt que de parler de wokisme, il serait donc préférable de parler de « politiques de l'identité », expression qui présente l'avantage d'être acceptable aussi bien par les adversaires de cette idéologie que par ses partisans. Une fois admis que le wokisme / les politiques de l'identité existent, nous pouvons essayer de le définir.

Le wokisme est une idéologie politique récente, venue s'ajouter aux trois idéologies politiques qui dominaient jusqu'ici nos démocraties libérales : le libéralisme, le socialisme et le conservatisme. Les idéologies politiques sont notoirement difficiles à définir et le wokisme ne fait pas exception. Nous pouvons néanmoins distinguer trois thèses fondamentales qui le caractérisent et que nous présentons brièvement ci-après.

1. L'omniprésence de l'oppression

Selon les politiques de l'identité, nos démocraties libérales sont structurées autour de relations d'oppression omniprésentes et cachées, qui sous-tendent

toutes les situations de la vie quotidienne, même les plus innocentes en apparence. Il convient de s'en rendre compte et de s'y éveiller (c'est le sens du terme *woken*). L'idée que des relations de domination traversent nos sociétés se trouve déjà chez Marx. Pour lui, ces relations de domination sont toutefois économiques : c'est l'exploitation des travailleurs par les capitalistes qui constitue la domination latente et omniprésente. Par contraste, les politiques de l'identité maintiennent que l'oppression latente consiste avant tout dans un ensemble de discriminations sociales et symboliques. Ce n'est pas l'ubiquité de l'exploitation qui rend nos sociétés fondamentalement injustes, mais l'ubiquité du racisme, du sexisme, de la transphobie, de l'hétéronormativité, du capacitisme, de la grossophobie, etc. L'omniprésence de discriminations cachées expliquerait ainsi les disparités persistantes entre différents groupes : le fait que les minorités raciales soient sous-représentées parmi les personnes diplômées découlerait par exemple de discriminations raciales sous-jacentes.

2. La construction sociale des identités

La seconde thèse concerne l'aspect identitaire du wokisme – raison pour laquelle on parle de politiques de l'identité. Notre identité individuelle serait constituée par la position que nous occupons dans les structures de pouvoir oppressives mentionnées ci-dessus. Les partisans des politiques de l'identité s'opposent ici

à ce qu'ils appellent l'«essentialisme», qui consiste à attribuer aux individus des essences universelles immuables, typiquement biologiques. Au contraire, nos identités seraient socialement construites: nous pouvons être opprimés ou oppresseurs, en vertu de notre sexe, de notre genre, de notre orientation sexuelle, de notre race, de notre poids, de nos capacités, etc. Ces différentes relations d'oppression font plus que simplement s'additionner. Selon la théorie de l'intersectionnalité développée par Kimberlé Crenshaw, elles se renforcent et se modifient de manière à constituer des identités singulières propres (par exemple, de femme noire valide).

Cette seconde thèse permet de comprendre pourquoi des atteintes qui paraissent jusqu'ici d'importance secondaire sont prises avec gravité par les partisans du wokisme: c'est qu'elles affectent selon eux l'identité même des personnes opprimées. Ainsi en va-t-il du mégenrage, de l'appropriation culturelle ou des hommages rendus à de grandes figures de l'histoire impliquée même marginalement dans l'esclavagisme ou le colonialisme: de telles pratiques touchent à l'identité des minorités marginalisées. Relativiser leur importance reviendrait à soutenir les structures de domination existantes.

3. L'autorité de l'expérience des victimes

La troisième thèse constitutive des politiques de l'identité est *que les relations d'oppression ne sont directement accessibles qu'aux personnes qui en sont les victimes*. S'opposant aux conceptions «technoscientifiques», «masculinistes» et «désincarnées» de l'objectivité, la philosophe féministe Donna Haraway (1988) défend dans un article influent une «version féministe de l'objectivité» qui consiste en une «épistémologie du point de vue». Selon elle, il n'existe pas de point de vue de nulle part et «seules des perspectives partiales promettent une vision objective». Plus précisément, le point de vue des personnes oppri-

mées leur confère un avantage épistémique: elles seules peuvent apercevoir l'étendue des structures de domination qui traversent nos sociétés. La thèse de l'autorité de l'expérience des victimes suggère que l'on ne peut se sentir victime de racisme sans l'être: l'expérience vécue des personnes opprimées étant investie d'une autorité supérieure, le racisme ressenti est tenu pour équivalent au racisme tout court.

Selon les partisans des politiques de l'identité, le racisme ne se limite pas aux attitudes conscientes des individus.

Le wokisme et l'élargissement de la définition du racisme

Comment défendre l'idée d'un racisme omniprésent, alors que nombre d'études montrent que les attitudes racistes sont à un niveau historiquement bas? Selon les partisans des politiques de l'identité, le racisme ne se limite pas aux attitudes conscientes des individus. Ils estiment qu'il faut élargir la définition du racisme pour y inclure deux formes de racisme jusqu'ici négligées.

La première de ces formes est le racisme individuel *inconscient*. Même si nous n'avons pas l'impression d'être racistes, nous pouvons néanmoins penser et agir sur la base de stéréotypes racistes inconscients. L'hypothèse de tels biais racistes implicites s'appuie sur un paradigme expérimental introduit en 1998, le test d'association implicite. Ce test montre par exemple que nous tendons à associer plus rapidement des visages de personnes noires à des mots à connotation négative, et les visages de personnes blanches à des mots à connotation positive. Sur la base de cette validation scientifique, l'idée de biais inconscients s'est rapidement imposée comme un facteur central d'explication des disparités raciales, si bien que de nombreuses institutions publiques comme privées, y compris en Suisse, proposent aujourd'hui des «formations aux biais implicites».

La seconde forme d'extension de la définition du racisme est la thèse de l'existence d'un racisme *systémique* (on parle également de racisme *structurel* ou *institutionnel*). L'idée centrale, qui remonte à Stokely et Hamilton (1967), est que ce ne sont pas seulement les personnes, mais également les institutions qui peuvent être racistes. Il est acquis que des institutions comme l'apartheid ou l'esclavage sont racistes dans la mesure où elles résultent d'attitudes racistes. Cependant la nouveauté, dans l'idée de racisme systémique, est que certaines institutions sont racistes même en l'absence de toute attitude raciste, fût-elle implicite. Pour qu'une institution soit qualifiée de raciste, *il suffit qu'elle ait des conséquences plus négatives sur certaines minorités raciales que sur le reste de la population* (Shelby, 2016; Taylor, 2016). Même si plus personne n'avait d'attitudes racistes, conscientes ou inconscientes, il pourrait donc encore y avoir du racisme systémique.

Sur la base de ce double élargissement de la notion de racisme les partisans des politiques de l'identité maintiennent, premièrement, qu'en dépit d'une baisse des attitudes racistes explicites, le racisme gangrène nos démocraties libérales; deuxièmement, que *toute disparité raciale y est le résultat du racisme, qu'il soit conscient, inconscient ou institutionnel*. Comme le fait valoir Kendi (2016), «si vous croyez vraiment que les groupes raciaux sont égaux, alors vous croyez également que les disparités doivent être le résultat de la discrimination raciale».

Disparités raciales sans racisme

L'idée que l'on peut expliquer l'essentiel des disparités raciales à l'aide d'une notion élargie de racisme est cependant contestable à trois égards.

Premièrement, l'usage très affirmatif qui est fait des biais implicites dans certaines publications et par les institutions de lutte contre les discriminations tranche avec la position nettement plus

circonspecte, et même parfois sceptique, qui entoure depuis une vingtaine d'années les tests d'association implicite dans la littérature scientifique (voir notamment Machery, 2022; Jussim & al., sous presse). À ce jour, il n'y a de consensus ni sur ce que ces tests mesurent exactement (au-delà d'un temps de réponse), ni sur leur fiabilité, ni sur leur capacité à prédire les comportements. Trois arguments, en particulier, viennent affaiblir l'idée que ces tests mesureraient systématiquement un racisme implicite. Le premier est que ces tests reflètent souvent notre connaissance des stéréotypes culturels davantage que le fait que nous les endossions. On peut ainsi comprendre une blague sur les Belges sans partager le stéréotype qu'elle utilise comme ressort. Le second est que ces tests reflètent parfois notre connaissance des disparités réelles plutôt que des stéréotypes. Par exemple, le fait d'associer plus rapidement des visages noirs à des mots à connotation négative peut refléter le fait que nous savons que les conditions de vie des personnes noires sont en moyenne plus difficiles que celles des personnes blanches. Aucun de ces deux exemples n'implique d'attitude négative à l'égard des personnes concernées, et aucun ne relève donc du racisme. Ces deux arguments sont en partie confirmés par le troisième. En effet, si les tests mesureraient bel et bien une forme de racisme implicite, on devrait s'attendre à ce qu'ils soient corrélés à des comportements discriminatoires. Or ce n'est souvent pas le cas : un score élevé à ces tests prédit mal les discriminations raciales. Par suite, les biais implicites ne seraient en mesure d'expliquer qu'une portion congrue des disparités raciales. Il ne s'agit pas de nier que les biais implicites puissent parfois refléter des formes de racisme implicite. En revanche, en l'état actuel des recherches, l'hypothèse selon laquelle les biais implicites seraient un facteur décisif dans l'explication des disparités raciales est très loin d'être établie.

La notion de racisme systémique se heurte à des difficultés d'ordre conceptuel.

Deuxièmement, la notion de racisme systémique se heurte à des difficultés d'ordre conceptuel. En insistant uniquement sur les *effets* des structures institutionnelles, et en omettant toute référence aux attitudes des agents, elle finit par cataloguer comme racistes des phénomènes qui ne le sont clairement pas. L'exemple des politiques de discrimination positive est particulièrement édifiant à cet égard. Il existe une large littérature sur les effets négatifs inattendus de ces politiques, qui nuiraient davantage qu'elles ne profiteraient aux personnes qu'elles entendent soutenir (voir notamment Sander & Taylor, 2012; Fryer & Loury, 2005; Riley, 2016). Par exemple, le fait de faciliter l'accès des étudiants noirs à de grandes universités les placerait ensuite en situation de sursollicitation (*mismatch*) qui expliquerait leur échec ultérieur. Supposons, ce qui est plausible, qu'une partie au moins des effets négatifs décrits dans cette littérature soit réelle. Il s'ensuit, d'après la définition du racisme systémique, que les politiques de discrimination positive sont systématiquement racistes. Cela semble absurde, précisément parce que ces politiques, même si elles échouent, ont pour intention d'améliorer le sort des minorités raciales (et sont par ailleurs souvent promues par les partisans de la notion de racisme systémique). En ignorant les attitudes des agents pour ne se focaliser que sur les conséquences des institutions, le racisme systémique perd tout lien avec la notion originale de racisme.

Troisièmement, même une définition étendue du racisme ne permet pas d'expliquer toutes les disparités raciales. En effet, celles-ci découlent aussi de facteurs culturels, démographiques ou géographiques, qu'on ne saurait raisonnablement considérer comme des formes de discrimination (Sowell, 2019).

Ainsi, la transmission de capital culturel (au sein d'une famille, d'une communauté ou d'un pays) est un facteur important de disparité dans la mesure où elle affecte différemment les compétences et les préférences des individus de groupes distincts. Par ailleurs, le fait que les immigrants soient plus jeunes que les nationaux, souvent invoqué pour expliquer leur surreprésentation dans les statistiques de criminalité, est également un facteur d'explication de leur plus faible revenu. Dernier exemple, certains immigrants, outre les obstacles linguistiques qu'ils rencontrent dans leur pays d'accueil, n'ont pu bénéficier, dans leur pays d'origine, d'une formation avancée qui leur aurait permis de briguer certains postes qualifiés.

Ceci appelle une remarque importante. Atténuer le poids des discriminations dans l'explication des disparités raciales n'implique aucunement de donner son blanc-seing à la situation. Les discriminations, et plus généralement les injustices, ne sont pas les seuls fléaux de nos sociétés. Une épidémie, un séisme, une crise économique, de même que certaines disparités, ne sont pas des injustices, mais n'en appellent pas moins des réponses de notre part. Tout ce qui est mauvais n'est pas injuste. Toutes les disparités raciales ne viennent pas du racisme.

« Qui vit de combattre un ennemi a intérêt à le laisser en vie », écrivait Nietzsche. Aussi essentielle que soit la lutte contre le racisme, elle ne doit pas conduire à voir le racisme où il n'est pas, à taire les progrès considérables en la matière, ou à occulter les facteurs non discriminatoires des disparités raciales. Les politiques de l'identité (le wokisme) délivrent aux minorités raciales le message selon lequel elles sont systématiquement discriminées. Ce message est faux, ai-je soutenu. Mais il est aussi délétère : il empêche de mettre le doigt sur les causes fondamentales des disparités raciales, il conduit les personnes appartenant aux minorités à l'idée erronée et

décourageante qu'elles seraient en proie aux forces hostiles d'un système tout entier tourné contre elles, et il les incite à sous-estimer les opportunités que ce système leur offre. Il n'y a ni lucidité ni vertu à voir le racisme partout. Dans l'intérêt de la vérité comme des minorités, contentons-nous de le traquer là où il est vraiment.

Olivier Massin est professeur de philosophie générale à l'Institut de philosophie de l'Université de Neuchâtel.
olivier.massin@unine.ch

NOTE

Je remercie vivement Sylvie Jacquat et Stéphane Cariello pour leur suggestions précieuses ainsi que ma collègue Ellen Hertz d'avoir accepté de me donner la contradiction.

BIBLIOGRAPHIE

Fryer Jr, Rowland. G., & Loury, Glenn. C. (2005). Affirmative action and its mythology. *Journal of Economic Perspectives*, 19(3), 147-162

Haraway, Donna. (1988) « Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective », *Feminist Studies*, 14(3), 575-599.

Jussim Lee, Careem Akeela, Goldberg Zach, Honeycutt Nathan, Stevens Sean T. (sous presse). « IAT scores, racial gaps and scientific gaps » In Krosnick J. A., Stark T. H., Scott A. L. (Eds.), *The future of research on implicit bias*. Cambridge University Press.

Kendi, Ibram X. (2016.) *Stamped from the Beginning: The Definitive History of Racist Ideas in America*. New York: Nation Books.

Machery, Edouard. (2022). Anomalies in implicit attitudes research. *Wiley Interdisciplinary Reviews: Cognitive Science*, 13(1).

Riley, Jason. L. (2016). *Please stop helping us: How liberals make it harder for blacks to succeed*. Encounter Books.

Sander, Richard; Taylor, Stuart. Jr. (2012). *Mismatch: How Affirmative Action Hurts Students It's Intended to Help, and Why Universities Won't Admit It*. Basic Books

Shelby, Tommie (2016). *Dark ghettos: Injustice, dissent, and reform*. Harvard University Press.
Carmichael, Stokely; Hamilton, Charles, V. (1967) *Black Power: The Politics of Liberation*. Random House.

Taylor, Keeanga-Yamahtta. (2016). *From# BlackLivesMatter to black liberation*. Haymarket Books.

Sowell, Thomas. (2019) *Discrimination and Disparities*. Hachette UK

Racisme intériorisé et privilège blanc : les lacunes de l'analyse d'Olivier Massin

Ellen Hertz

Je remercie Olivier Massin pour sa contribution argumentée, documentée et respectueuse à la discussion sur le racisme et son évolution dans le monde contemporain. Si je suis en désaccord avec son argumentation sur de nombreux points, je tiens, avant de les examiner, à souligner avec lui les progrès qui ont été accomplis dans les luttes anti-racistes au cours des dernières décennies. Il faut toutefois également rappeler que ces progrès sont le fruit du courage et de l'intelligence des personnes racisées elles-mêmes, et non de la bienveillance ou de la lucidité de la société blanche. Au contraire, de nombreuses personnes blanches ont farouchement résisté à ces efforts. Rappelons, par exemple, que Martin Luther King a souvent été qualifié d'« extrémiste » de son vivant et qu'il a payé de sa vie son engagement. Je vois dans ces faits historiques une invitation à prendre très au sérieux ce que nous disent aujourd'hui les cercles militants. Si l'évolution historique récente revêt un caractère positif, c'est en grande partie grâce à leurs contributions intellectuelles et politiques.

Le racisme se situe-t-il à un « niveau historiquement bas » ?

Venons-en aux faits. Pouvons-nous affirmer, avec Olivier Massin, que « le racisme [dans nos démocraties libérales] stagne à un niveau historiquement bas »¹ ? Si l'on en croit les médias, l'une des principales crises qui affectent aujourd'hui les démocraties libérales est la montée du nationalisme blanc et la stigmatisation des minorités racisées. Dans ce contexte, l'affirmation d'Oli-

vier Massin a le mérite de nous obliger à examiner attentivement les données. Or, celles-ci ne plaident pas en sa faveur à l'heure actuelle. Bien que la situation soit différente dans chaque pays, le Rapporteur spécial des Nations Unies sur les questions relatives aux minorités a récemment mis en garde contre le déferlement, sur les réseaux sociaux, d'un « tsunami de haine »² à l'encontre des minorités, tandis que le Haut-Commissariat des Nations Unies aux droits de l'homme ne fait état que de « progrès fragmentaires » dans la lutte pour garantir l'égalité de traitement aux personnes d'ascendance africaine³.

En Suisse, la Commission fédérale contre le racisme a enregistré une hausse des incidents racistes de 10 % en 2021, 12 % en 2022 et 23 % en 2023⁴. Ces chiffres n'incluent pas les incidents qui, bien que signalés, n'ont pas été considérés comme clairement liés à la discrimination raciale. Il ne s'agit donc pas uniquement de « racisme ressenti » (une notion sur laquelle je reviendrai), mais d'incidents qualifiés de racistes par des spécialistes indépendants.

En quoi le concept de racisme systémique est-il fondé ?

Olivier Massin souhaite établir que le racisme se situe actuellement à un niveau historiquement bas afin de contester ce qu'il appelle la nouvelle idéologie des « politiques de l'identité » ou le « wokisme ». Il s'oppose en particulier à la « définition étendue » que cette idéologie propose du racisme et qui, loin de le limiter aux actes racistes

conscients ou inconscients, en analyse également les formes systémiques. Ainsi, selon Massin, le premier principe du wokisme serait l'idée que « nos démocraties libérales sont structurées autour de relations d'oppression omniprésentes et cachées ».

Comme dans d'autres passages de son article, l'argumentation d'Olivier Massin repose ici sur une radicalisation ou une caractérisation erronée de la position de ses adversaires. L'erreur consiste en l'occurrence à confondre systémique et systématique. Lorsque des auteurs qualifient certaines formes de racisme de systémiques, ils ne veulent pas dire que chaque échange, chaque politique ou chaque décision institutionnelle serait déterminé par le racisme. Par ailleurs, le racisme systémique n'est pas « caché » : il n'est simplement pas observable de manière directe dans le discours ou les interactions sociales. En effet, le concept a été élaboré [avant l'apparition du « wokisme » !] pour rendre compte des écarts qui, malgré des politiques à première vue non racistes, subsistent entre les niveaux de richesse, de formation et de santé des personnes blanches et des personnes racisées. Identifier cette forme de racisme suppose de repérer les inégalités raciales engendrées par ces politiques à l'aide de corrélations statistiques.

Un exemple classique dans le contexte des États-Unis est celui des tests d'aptitude standardisés qui sont utilisés pour sélectionner les étudiants dans les universités. Après les avoir analysés, la

National Education Association a affirmé que ces tests, lorsqu'ils sont élaborés sur la base de visions du monde et de références culturelles blanches, désavantagent les minorités raciales et ethniques qui ne sont pas familières ou à l'aise avec celles-ci⁵. Ces tests ne sont ni sciemment conçus dans ce but ni inspirés par des opinions inconsciemment racistes : ils sont simplement ethnocentriques. Or, dans une société où les politiques et les programmes ne devraient pas favoriser la vision du monde d'un groupe en particulier, ils ne constituent pas les outils appropriés pour sélectionner les jeunes talents.

Comme l'illustre cet exemple, le concept de racisme systémique nous permet d'approfondir notre compréhension du fonctionnement du racisme. La plupart des spécialistes, y compris les nombreux chercheurs « woke » cités par Olivier Massin, seraient toutefois d'accord avec lui pour affirmer que « le racisme ne permet pas d'expliquer toutes les disparités raciales ». Au moins deux autres systèmes de classification potentiellement discriminatoires, à savoir la classe et le genre, devraient être pris en considération, tandis que d'autres critères tels que l'âge, la capacité physique ou l'orientation sexuelle peuvent également entrer en ligne de compte. Comme Olivier Massin le souligne lui-même, la théorie de l'intersectionnalité a été élaborée pour étudier précisément de telles interactions. En constatant qu'il faudrait examiner de multiples facteurs pour rendre compte des disparités raciales, il ne fragilise aucunement l'affirmation selon laquelle le racisme peut fonctionner de manière « systémique » par son inscription dans les outils et modes d'organisation institutionnels et politiques.

Les limites de l'individualisme méthodologique

L'analyse d'Olivier Massin a le mérite de mettre en évidence les divers postulats épistémologiques et méthodologiques qui permettent d'étudier, respectivement, le racisme conscient, le racisme

inconscient et le racisme systémique. Pour faire court, on étudie le racisme conscient en analysant les discours et en observant les interactions sociales ; on peut tenter de mesurer le racisme inconscient par le biais d'expériences et de tests psychologiques ; quant au racisme systémique, il suppose d'identifier des corrélations (mais pas nécessairement des causes) à l'aide d'analyses statistiques. L'erreur d'Olivier Massin consiste à ne pas tenir suffisamment compte de ces différences de niveau. Comme l'a montré la criminologue Coretta Phillips, l'opérationnalisation du concept de racisme institutionnel requiert un « cadre à plusieurs niveaux » (micro, méso et macro), qui examine les relations entre l'interaction sociale, la fonction organisationnelle et les normes et structures générales de la société⁶.

Cette erreur, qui pourrait paraître anodine, repose en réalité sur une confusion bien plus fondamentale du point de vue des sciences sociales : l'individualisme épistémologique et méthodologique. Cette approche suppose que les individus précèdent la société et qu'il est possible d'étudier leurs choix et leurs jugements indépendamment de leur contexte social. Or, si un consensus se dégage actuellement dans les sciences sociales pour reconnaître le rôle des choix et des jugements individuels, une telle forme d'individualisme radical est rejetée depuis Durkheim pour son incapacité à expliquer les origines et le fonctionnement de la société elle-même.

Olivier Massin semble soutenir que le racisme est avant tout, voire exclusivement, une attitude ou un comportement individuel, indépendant de ce que les spécialistes des sciences sociales (à la suite de Durkheim et de Mauss) appellent les « institutions ». La question qui se pose alors est la suivante : d'où viennent en premier lieu ces attitudes et ces comportements individuels ? Si ceux-ci étaient de nature simplement personnelle, les individus afficheraient des préjugés et des comportements

discriminatoires de manière aléatoire : les uns rejetteraient les personnes aux jambes courtes, les autres ne supporteraient pas de se trouver dans la même pièce qu'une personne aux grandes oreilles. Or, tel n'est pas le cas : les préférences et les aversions sont le reflet de représentations et de pratiques collectives accumulées au fil de l'histoire. Et depuis la colonisation euro-américaine qui a eu lieu entre le XVIII^e et le XX^e siècle, le système fondamental utilisé pour imaginer et représenter les différences entre les groupes sociaux est la « race ». En bref, le racisme est un système cognitif et émotionnel social avant d'être un phénomène individuel.

Le racisme systémique en Suisse

Bon nombre des références et des exemples fournis par Olivier Massin sont tirés des États-Unis, et il en va de même pour mes contre-exemples. Cependant, les inégalités raciales et ethniques se manifestent de manière différente selon les contextes nationaux, en fonction des relations historiques que chaque pays entretient avec l'esclavage, le colonialisme et les migrations. La Suisse n'a pas participé directement à l'esclavage ou à la colonisation, bien qu'un grand nombre de ses familles fortunées aient financé l'un et l'autre (voir *Tangram*, n° 47). Ses minorités sont essentiellement le fruit des vagues d'immigration qui ont débuté au milieu du XX^e siècle⁷. Si ces groupes sont souvent racisés (comme l'ont été les Italiens dans les années 1950, considérés comme ethniquement distincts des habitants installés de longue date), la couleur de la peau n'est toutefois qu'un des facteurs conduisant à des stéréotypes potentiellement discriminatoires : la nationalité, la religion et l'« origine ethnique », définie de manière vague, sont également des critères déterminants. Il s'ensuit que les formes inconscientes et systémiques de discrimination trouvent leur source avant tout dans le système d'immigration lui-même, qui a historiquement établi une distinction entre les immigrants qui sont les bienvenus et ceux qui ne le sont pas

en fonction de la couleur de la peau ou de ce que, par euphémisme, on a appelé la « distance culturelle ». Cela étant, la discrimination systémique peut aussi se manifester dans le fonctionnement ordinaire des administrations communales ou cantonales, par exemple lorsque les mariages dits « mixtes » font l'objet de vérifications plus poussées pour s'assurer de leur « authenticité »⁹, ou sur le marché du travail, où une corrélation statistique existe entre la couleur de la peau ou les noms de famille ethniquement marqués et la probabilité relative d'être recruté⁹.

Le racisme intériorisé : une perspective manquante

Cela nous conduit à une autre cause des disparités raciales persistantes que l'individualisme méthodologique adopté par Olivier Massin l'empêche de voir : le racisme intériorisé. S'appuyant sur les travaux de W. E. B. Du Bois, Frantz Fanon et d'autres universitaires racisés, la sociologue Karen Pyke a souligné, dans un article qui s'est imposé comme une référence, la réalité de « l'intériorisation de l'oppression raciale par les personnes racialement subordonnées »¹⁰. D'autres recherches ont mis en évidence que le racisme intériorisé non seulement entraîne une diminution de l'estime de soi et une baisse des attentes et des performances chez les minorités raciales, mais qu'il se traduit aussi par des problèmes de santé, de violence et de dépression. Le racisme intériorisé est un fardeau que les personnes racisées doivent porter en toutes circonstances, que celles-ci soient ou non le reflet d'attitudes racistes exprimées. Par exemple, lorsqu'une personne appartenant à une catégorie racialement subordonnée se voit refuser un emploi ou un appartement, elle n'est pas seulement privée du travail ou de l'appartement en question ; elle a aussi à se poser la question, pénible et stigmatisante, de savoir si la décision a été prise en fonction de son statut racial.

À la lumière de ce qui précède, nous devons reconsidérer l'idée d'Olivier Massin selon laquelle les minorités raciales peuvent avoir une perception faussée du racisme. Il est vrai que, dans certaines circonstances, les personnes racisées peuvent se méprendre sur les intentions de leurs interlocuteurs blancs, tout comme elles peuvent mal interpréter les résultats d'une interaction avec les institutions. Cependant, ces événements anodins ne changent rien au fait systémique que le racisme peut potentiellement surgir à tout moment. Cette réalité-là, les personnes blanches ne l'expérimentent tout simplement pas. Certes, elles peuvent être désavantagées pour d'autres raisons, mais elles ne subissent pas le fardeau du racisme intériorisé. Il s'agit là d'un aspect parmi d'autres de ce que l'on appelle le « privilégié blanc ».

L'analyse d'Olivier Massin ne tient aucun compte de cette réalité. Au contraire, il estime que, loin d'être une conséquence d'expériences vécues par des personnes racisées, le racisme intériorisé serait le simple produit de la discussion sur le racisme systémique. Pour reprendre ses termes : « Les politiques de l'identité (le wokisme) délivrent aux minorités raciales le message selon lequel elles sont systématiquement discriminées. Ce message est faux, ai-je soutenu. Mais il est aussi délétère : il empêche de mettre le doigt sur *les causes fondamentales des disparités raciales*¹¹, il conduit les personnes appartenant aux minorités raciales à l'idée erronée et décourageante qu'elles seraient en proie aux forces hostiles d'un système tout entier tourné contre elles, et il les incite à sous-estimer les opportunités que ce système leur offre. » En laissant de côté la question de savoir ce à quoi Olivier Massin fait référence en parlant de « causes fondamentales des disparités raciales », je ne peux que répondre en revenant à mon point de départ. La grande majorité des militantes et militants anti-racistes sont arrivés à la conclusion que pour combattre le racisme, il faut partir de l'expérience des personnes

racisées. De ce point de vue, si le racisme n'est certes pas présent partout et en tout temps, il l'est *potentiellement*, et cette potentialité est elle-même discriminatoire. Cela signifie que la vision individualiste qui conçoit la vie comme un champ ouvert d'opportunités à saisir, indépendamment de sa couleur de peau, ne correspond pas à la réalité vécue par les minorités raciales et ethniques dans les sociétés euro-américaines.

Conclusion

Il serait trop long d'exposer ici les autres objections que j'ai à formuler contre l'argumentation d'Olivier Massin. Parmi celles-ci figureraient une tendance à radicaliser les oppositions plutôt qu'à rechercher la nuance (« deux écoles de pensée radicalement opposées s'affrontent au sujet du racisme »), une présentation tronquée de ce qu'il appelle les « politiques de l'identité »¹², une description erronée des effets de la discrimination positive aux États-Unis¹³ et une mauvaise compréhension de la notion de « savoir situé »¹⁴.

Je tiens toutefois à conclure en insistant sur la valeur de la contribution d'Olivier Massin. Cet échange m'a en effet aidée à réfléchir plus attentivement à ces questions difficiles. Or la capacité à mener une réflexion approfondie a toute son importance dans un contexte de polarisation croissante. La lutte contre le racisme a déjà produit des résultats et elle peut continuer à le faire, mais elle supposera des efforts continus, en particulier de la part des personnes blanches. Il ne s'agit pas d'adopter un point de vue déterministe ou pessimiste, mais simplement de reconnaître que pour éviter de se réduire au produit d'un contexte social, il faut commencer par se demander en quoi ce contexte nous définit. Pour dépasser le racisme, nous devons réfléchir non seulement à ce que signifie être une personne racisée, mais aussi à ce que signifie être une personne blanche.

*Ellen Hertz, professeure d'anthropologie,
Université de Neuchâtel. Ellen.Hertz@unine.ch*

- ¹ Olivier Massin ne cite aucune référence bibliographique, mais il mentionne plus loin un outil fréquemment utilisé pour mesurer les attitudes racistes inconscientes : les tests d'association implicite. Il souligne à juste titre que ces tests font l'objet d'un débat important et produisent des résultats contradictoires. Cela ne prouve ni n'infirme que les attitudes racistes sont en déclin, mais montre simplement qu'il est difficile de les mesurer.
- ² www.news.un.org > Independent UN expert says 'tsunami of hate' targeting minorities must be tackled
- ³ www.ohchr.org > Communiqués de presse > Haut-Commissariat aux droits de l'homme > Un rapport de l'ONU montre des progrès fragmentaires dans la lutte contre le racisme systémique à l'égard des personnes d'ascendance africaine et insiste sur l'urgence d'opérer des changements transformateurs.
- ⁴ Pour les données et des considérations méthodologiques, voir www.ekr.admin.ch > Publications > Monitoring national. Bien entendu, cette hausse peut aussi refléter le fait que les minorités racisées sont de plus en plus disposées à se tourner vers les centres de conseil, une évolution réjouissante étant donné que la sous-déclaration est la norme dans ce domaine.
- ⁵ www.nea.org > The Racist Beginnings of Standardized Testing
- ⁶ Coretta Phillips (2011), « Institutional Racism and Ethnic Inequalities: An Expanded Multilevel Framework », *Journal of Social Policy*, vol. 1, no 1, p. 173-192
- ⁷ Etienne Piguet (2013), *Immigration en Suisse : soixante ans d'ouverture*, Lausanne : Presses polytechniques et universitaires romandes
- ⁸ Anne Lavanchy (2015), « Glimpses into the Hearts of Whiteness », in Harald Fischer-Tiné et Patricia Purtschert (dir.), *Colonial Switzerland : Rethinking Colonialism from the Margins*, Londres : Palgrave Macmillan, p. 278-295
- ⁹ Rosita Fibbi, Didier Ruedin, Robin Stünzi et Eva Zschirnt (2021), « Hiring Discrimination on the Basis of Skin Colour ? A Correspondence Test in Switzerland », *Journal of Ethnic and Migration Studies*, vol. 48, no 7, p. 1515-1535
- ¹⁰ Karen D. Pyke (2010), « What is Internalized Racial Oppression and Why Don't We Study It ? Acknowledging Racism's Hidden Injuries », *Sociological Perspectives*, vol. 53, no 4, p. 551-572
- ¹¹ Les caractères italiques dans la citation sont un ajout d'Ellen Hertz.
- ¹² Pour une introduction utile, voir Kwame Anthony Appiah (2021), *Repenser l'identité : ces mensonges qui unissent*, Paris : Grasset
- ¹³ www.naacp.org > resources > Affirmative Action in Education Matters for Equity, Opportunity, and the Nation's Progress. Pour une perspective plus large, voir Natasha Warikoo (2022), *Is Affirmative Action Fair ? The Myth of Equity in College Admissions*, New York : Wiley
- ¹⁴ Marion Schulze, Nolwenn Bühler, Ellen Hertz (2023), « Ethnographier en féministe : l'art des conséquences », *ethnographiques.org*, n° 44.

Là,

vous

ne voulez
rien savoir

et vous
fermez les
yeux

Rassismus und Wokeismus

Zwei Denkschulen stehen sich in Bezug auf den Rassismus in unseren liberalen Demokratien gegenüber: Die einen feiern sein historisch tiefes Niveau, die andern prangern den allgegenwärtigen Rassismus an. Dieser Artikel stellt die als «Wokeismus» bezeichnete Ideologie vor und setzt sich kritisch mit der Vorstellung auseinander, dass alle Rassenunterschiede auf Rassismus zurückzuführen sind.

Olivier Massin

In unseren liberalen Demokratien stehen sich beim Thema Rassismus zwei radikal gegensätzliche Denkschulen gegenüber. Für Optimisten sind Rassismus und Sklaverei in der Geschichte der menschlichen Gesellschaften die Regel und unsere Demokratien deren glanzvolle Ausnahme. Die liberalen Demokratien hätten als erste diese beiden Übel erkannt und bekämpft. Mehr noch, es sei ihnen gelungen, von ihnen loszukommen: Tatsächlich ist die Sklaverei weitestgehend ausgerottet, der Rassismus stagniert auf einem historischen Tiefststand, und unsere Gesellschaften zeigen eine beispiellose Offenheit und ein Interesse gegenüber anderen Kulturen. Für Pessimisten zeugt eine solche Selbstzufriedenheit von Ignoranz und Selbstgerechtigkeit: Unsere Gesellschaften seien weit davon entfernt, die tolerantesten in der Geschichte zu sein, sondern bis in ihre Strukturen von einem allgegenwärtigen und sich hartnäckig haltenden Rassismus durchdrungen, Überbleibsel einer dunklen Vergangenheit, von der man lieber nicht spricht. Rassenunterschiede seien omnipräsent – beim Einkommen, bei der Gesundheit, beim Zugang zum Arbeits- und zum Wohnungsmarkt, zur Bildung, zur Justiz und zu Führungspositionen – und ein Symptom für das Ausmass der stillschweigenden, systemimmanenten Diskriminierung in unseren Gesellschaften.

Ich bin Optimist, aber kein selbstgefälliger: Rassismus ist in unseren Gesell-

schaften immer noch präsent, doch die Situation ist doch deutlich besser als in der Vergangenheit. Ich behaupte an dieser Stelle, dass die These des allgegenwärtigen Rassismus auf empirisch und konzeptionell fragwürdigen Hypothesen beruht.

Der Mythos vom «Mythos Wokeismus»

Einer gängigen These zufolge ist der Wokeismus nur ein Mythos, eine moralische Panikmache, die die Konservativen dazu nutzen, fortschrittliche Ideen ins Lächerliche zu ziehen. Die richtige Diagnose lautet eher: Wokeismus als Ideologie existiert sehr wohl, doch weil der Begriff negativ besetzt ist, wollen sich seine Anhängerinnen und Anhänger logischerweise nicht als dessen Vertreter bezeichnen lassen. Anstatt von Wokeismus sollte man eher von «Identitätspolitik» sprechen, einem Begriff, den sowohl die Gegner als auch die Anhänger dieser Ideologie akzeptabel finden. Gehen wir von der Annahme aus, dass es Wokeismus/Identitätspolitik gibt, können wir versuchen, die Begriffe zu definieren.

Wokeismus ist eine neuere politische Ideologie, die zu den drei politischen Ideologien hinzugekommen ist, die bislang unsere liberalen Demokratien beherrschen: Liberalismus, Sozialismus und Konservatismus. Politische Ideologien sind bekanntlich schwer zu definieren, der Wokeismus macht da keine Ausnahme.

Wir können jedoch drei Grundthesen ausmachen, die ihn charakterisieren und die wir im Folgenden kurz vorstellen.

1. Omnipräsenz der Unterdrückung

Gemäss der Identitätspolitik beruhen unsere liberalen Demokratien auf allgegenwärtigen, verborgenen Unterdrückungsbeziehungen, die allen, auch den scheinbar harmlosesten Alltagssituationen zugrunde liegen. Dies gilt es zu erkennen und «aufzuwachen» (das ist die Bedeutung des Begriffs woke). Die Vorstellung, dass Herrschaftsverhältnisse unsere Gesellschaften durchziehen, findet sich bereits bei Marx. Für ihn sind diese Herrschaftsverhältnisse jedoch ökonomischer Natur: Die Ausbeutung der Arbeiter durch die Kapitalisten bildet die latenten und gleichzeitig allgegenwärtigen Herrschaftsverhältnisse. Im Gegensatz dazu stellt die Identitätspolitik fest, dass die latente Unterdrückung vor allem in einer Reihe von sozialen und symbolischen Diskriminierungen besteht. Es sei nicht die Allgegenwärtigkeit der Ausbeutung, die unsere Gesellschaften grundsätzlich ungerecht mache, sondern die Allgegenwärtigkeit von Rassismus, Sexismus, Transphobie, Heteronormativität, Kapazismus, Grosophobie usw. Die Omnipräsenz versteckter Diskriminierungen würde somit die anhaltenden Ungleichheiten zwischen verschiedenen Gruppen erklären: Die Tatsache, dass rassifizierte Minderheiten unter den Akademikerinnen und Akademikern untervertreten sind, wäre

demnach beispielsweise auf zugrundeliegende rassistische Diskriminierungen zurückzuführen.

2. Die soziale Konstruktion von Identitäten

Die zweite These bezieht sich auf den identitätsstiftenden Aspekt des Wokeismus – weshalb man auch von Identitätspolitik spricht. Unsere individuelle Identität würde demnach durch die Stellung konstituiert, die wir in den oben genannten unterdrückerischen Machtstrukturen einnehmen. Die Anhänger der Identitätspolitik wenden sich hier gegen den sogenannten «Essentialismus», wonach den Individuen unveränderliche, universelle, typischerweise biologische Wesenheiten zugeschrieben werden. Vielmehr seien unsere Identitäten sozial konstruiert: Wir können Unterdrückte oder Unterdrückende sein, je nach Geschlecht, sexueller Orientierung, «Rasse», Gewicht, Fähigkeiten usw. Die verschiedenen Unterdrückungsbeziehungen sind mehr als bloss ihre Summe. Nach der von Kimberlé Crenshaw entwickelten Theorie der Intersektionalität verändern und beeinflussen sie sich so, dass sie eigene, singuläre Identitäten bilden (z. B. als schwarze Frau mit Behinderungen).

Diese zweite These hilft zu verstehen, warum Benachteiligungen, die bis anhin als zweitrangig erschienen, von den Anhängern des Wokeismus ernst genommen werden: Weil sie ihrer Meinung nach die Identität der unterdrückten Menschen selbst betreffen. Das gilt beispielsweise auch für falsche Geschlechterbezeichnungen, kulturelle Aneignung oder die Ehrung grosser Persönlichkeiten der Geschichte, die auch nur am Rande in die Sklaverei oder den Kolonialismus verwickelt waren: Solche Praktiken würden die Identität marginalisierter Minderheiten verletzen. Ihre Bedeutung zu relativieren würde bedeuten, bestehende Herrschaftsstrukturen zu stützen.

3. Die Autorität der Opfererfahrung

Die dritte konstitutive These der Identitätspolitik lautet, dass nur direkt von Unterdrückungsverhältnissen betroffene Opfer diese verstehen. Im Gegensatz zu «technowissenschaftlichen», «maskulinistischen» und «körperlosen» Auffassungen von Objektivität vertritt die feministische Philosophin Donna Haraway (1988) in einem einflussreichen Artikel eine «feministische Version von Objektivität», «eine Epistemologie des Standpunkts». Ihrer Meinung nach gibt es keinen Standpunkt von nirgendwo und nur partielle Perspektiven versprechen Objektivität. Genauer gesagt verschafft der Standpunkt der Unterdrückten ihnen einen epistemischen Vorteil: Nur sie können das Ausmass der Herrschaftsstrukturen, die unsere Gesellschaften durchziehen, erfassen. Die These von der Autorität der Opfererfahrung geht davon aus, dass man sich nicht als Opfer von Rassismus fühlen kann, ohne es zu sein: Da die gelebte Erfahrung den Unterdrückten eine höhere Autorität verleiht, wird der wahrgenommene Rassismus als gleichwertig mit dem Rassismus überhaupt betrachtet.

Den Anhängern der Identitätspolitik zufolge beschränkt sich Rassismus nicht auf bewusste Einstellungen von Individuen.

Wokeismus und Erweiterung des Rassismusbegriffs

Wie verteidigt man die Idee eines allgegenwärtigen Rassismus, obwohl zahlreiche Studien belegen, dass rassistische Einstellungen auf einem historischen Tiefstand sind? Den Anhängern der Identitätspolitik zufolge beschränkt sich Rassismus nicht auf bewusste Einstellungen von Individuen. Sie sind der Ansicht, dass die Definition von Rassismus um zwei bislang vernachlässigte Formen von Rassismus erweitert werden muss.

Die erste dieser Formen ist der unbewusste individuelle Rassismus. Selbst wenn wir nicht den Eindruck haben, rassistisch zu sein, handeln und denken wir nach Mustern unbewusster rassistischer Stereotype. Die Hypothese solcher impliziter rassistischer Bias stützt sich auf ein 1998 eingeführtes Experimentalparadigma, den impliziten Assoziationstest. Dieser Test zeigt zum Beispiel, dass wir dazu neigen, Gesichter von schwarzen Menschen schneller mit negativ konnotierten Wörtern zu assoziieren und Gesichter von weissen Menschen schneller mit positiv konnotierten Wörtern. Auf der Basis dieser wissenschaftlichen Validierung hat sich die Idee der unbewussten Bias schnell als zentraler Faktor zur Erklärung von Rassenunterschieden durchgesetzt, sodass heute zahlreiche öffentliche und private Institutionen, auch in der Schweiz, «Weiterbildungen zu impliziten Bias/Unconscious Bias» anbieten.

Die zweite Form des erweiterten Rassismusbegriffs ist die These, dass es einen systemischen Rassismus gibt (man spricht auch von strukturellem oder institutionellem Rassismus). Der auf Stokely und Hamilton (1967) zurückgehende Kerngedanke besteht darin, dass nicht nur Personen, sondern auch Institutionen rassistisch sein können. Es gilt als gesichert, dass Konstrukte wie die Apartheid oder die Sklaverei insofern rassistisch sind, als sie aus rassistischen Haltungen hervorgehen. Neu an der Idee des systemischen Rassismus ist jedoch, dass bestimmte Institutionen auch dann rassistisch sind, wenn es keine auch nur implizite rassistische Haltung gibt. Um eine Institution als rassistisch zu bezeichnen, reicht es aus, dass sie für bestimmte rassifizierte Minderheiten negativere Folgen hat als für den Rest der Bevölkerung (Shelby, 2016; Taylor, 2016). Selbst wenn niemand mehr bewusste oder unbewusste rassistische Einstellungen hätte, könnte es also immer noch systemischen Rassismus geben.

Auf der Grundlage dieser doppelten Erweiterung des Rassismusbegriffs halten die Anhänger der Identitätspolitik daran fest, dass erstens trotz eines Rückgangs der explizit rassistischen Haltungen der Rassismus unsere liberalen Demokratien durchdringt; zweitens, dass jede Rassenungleichheit in ihnen das Ergebnis von Rassismus ist, sei er nun bewusst, unbewusst oder institutionell. So argumentiert Kendi (2016), dass, wenn man wirklich glaube, dass rassifizierte Gruppen gleich seien, dann auch glaube, dass Ungleichheiten das Ergebnis von Rassendiskriminierung sein müssten.

Rassenunterschiede ohne Rassismus

Die Vorstellung, dass man den Grossteil der Rassenunterschiede mithilfe eines erweiterten Rassismusbegriffs erklären kann, ist jedoch in dreierlei Hinsicht anfechtbar.

Erstens unterscheidet sich die sehr affirmative Verwendung impliziter Bias in einigen Publikationen und in Antidiskriminierungsinstitutionen von der deutlich vorsichtigeren, bisweilen auch skeptischen Haltung gegenüber impliziten Assoziationstests der wissenschaftlichen Literatur der letzten zwanzig Jahre (siehe insbesondere Machery, 2022; Jussim et al., in Druck). Bis heute besteht weder ein Konsens darüber, was genau diese Tests messen (ausser der Reaktionszeit), noch darüber, wie zuverlässig sie sind oder ob sie Verhalten vorhersagen können. Insbesondere entkräften drei Argumente die Idee, dass diese Tests impliziten Rassismus systematisch messen würden. Erstens spiegeln diese Tests häufig eher unser Wissen über kulturelle Stereotype wider als die Tatsache, dass wir sie übernehmen. So kann man einen Witz über Belgier verstehen, ohne das Stereotyp zu teilen, auf dem er aufbaut. Zweitens spiegeln diese Tests bisweilen eher unser Wissen über tatsächliche Unterschiede wider als Stereotype. Wenn wir zum Beispiel schwarze Gesichter schneller mit negativ besetzten Begriffen in Verbindung bringen, kann dies die

Tatsache widerspiegeln, dass wir wissen, dass die Lebensumstände schwarzer Menschen im Durchschnitt schwieriger sind als diejenigen weisser Menschen. Keines dieser beiden Beispiele impliziert eine negative Einstellung gegenüber den Betroffenen, und keines davon ist daher rassistisch. Diese beiden Argumente werden zum Teil durch das dritte Argument bestätigt. Denn wenn die Tests tatsächlich eine Form von implizitem Rassismus messen würden, müsste man erwarten, dass sie mit diskriminierendem Verhalten korrelieren. Dies ist jedoch häufig nicht der Fall: Eine hohe Trefferquote in diesen Tests sagt Rassendiskriminierungen schlecht voraus. Folglich könnten implizite Bias höchstens einen kleinen Teil der Rassenungleichheiten erklären. Damit soll nicht bestritten werden, dass implizite Bias manchmal Formen von implizitem Rassismus widerspiegeln. Hingegen ist die These, dass implizite Bias ein entscheidender Faktor bei der Erklärung von Rassenungleichheiten sind, nach heutigem Forschungsstand noch längst nicht etabliert.

Zweitens stösst der Begriff des systemischen Rassismus auf konzeptionelle Schwierigkeiten. Indem er nur die Auswirkungen institutioneller Strukturen betont und jeden Hinweis auf die Einstellungen der Akteure ausser Acht lässt, kategorisiert er letztlich Phänomene als rassistisch, die eindeutig nicht rassistisch sind. Das Beispiel der Politik der positiven Diskriminierung ist in dieser Hinsicht besonders erhellend. Es gibt eine umfangreiche Literatur zu den unerwarteten negativen Auswirkungen solcher Massnahmen, die den Menschen, die sie unterstützen wollen, mehr schaden als nützen (siehe u. a. Sander und Taylor, 2012; Fryer und Loury, 2005; Riley, 2016). Beispielsweise würde der erleichterte Zugang Studierender of Color zu den grossen Universitäten diese anschliessend in eine Überforderungssituation (mismatch) bringen, die ihr späteres Scheitern erkläre. Wir nehmen an, – was plausibel erscheint –, dass zumindest ein Teil der in dieser Literatur beschriebenen

negativen Auswirkungen tatsächlich so eingetreten ist. Gemäss der Definition des systemischen Rassismus folgt daraus, dass die Politik der positiven Diskriminierung systemisch rassistisch ist. Dies erscheint gerade deshalb absurd, weil diese Massnahmen, selbst wenn sie scheitern, die Absicht verfolgen, das Schicksal von rassifizierten Minderheiten zu verbessern (und im Übrigen häufig von den Befürwortern des Konzepts des systemischen Rassismus propagiert werden). Indem er die Einstellungen der Akteure ausser Acht lässt und sich nur auf die Folgen dessen, was die Institutionen tun, konzentriert, verliert der systemische Rassismus jede Verbindung zum ursprünglichen Rassismusbegriff.

Drittens kann auch eine erweiterte Definition von Rassismus nicht alle Rassenungleichheiten erklären. Denn diese ergeben sich auch aus kulturellen, demografischen und geografischen Faktoren, die man vernünftigerweise nicht als Formen der Diskriminierung betrachten kann (Sowell, 2019). So ist die Weitergabe von kulturellem Kapital (innerhalb einer Familie, einer Gemeinschaft oder eines Landes) insofern ein wichtiger Faktor der Ungleichheit, als sie sich unterschiedlich auf die Fähigkeiten und Präferenzen von Individuen aus unterschiedlichen Gruppen auswirkt. Im Übrigen ist die Tatsache, dass Zuwandernde im Schnitt jünger sind als die inländische Bevölkerung, was häufig als Grund für ihre Überrepräsentation in den Kriminalitätsstatistiken angeführt wird, auch ein Grund, warum sie ein niedrigeres Einkommen haben. Ein letztes Beispiel: Einige Zugewanderte haben nicht nur sprachliche Schwierigkeiten in ihrem Aufnahmeland, sondern haben in ihrem Herkunftsland auch keine höhere Ausbildung erhalten, die es ihnen ermöglichen würde, sich um bestimmte qualifizierte Stellen zu bewerben.

Dazu eine wichtige Anmerkung. Die Bedeutung von Diskriminierungen für die Erklärung von Rassenungleichheiten zu mindern, heisst keineswegs, damit die Situation zu verharmlosen.

Diskriminierungen und allgemein Ungerechtigkeiten sind nicht das einzige Übel in unseren Gesellschaften. Epidemien, Erdbeben, Wirtschaftskrisen sind wie gewisse Ungleichheiten zwar keine Ungerechtigkeiten, erfordern aber dennoch unser Handeln. Nicht alles, was schlimm ist, ist ungerecht. Nicht alle Rassensungleichheiten sind auf Rassismus zurückzuführen.

«Wer davon lebt, einen Feind zu bekämpfen, hat ein Interesse daran, dass er am Leben bleibt», schreibt Nietzsche. So wichtig der Kampf gegen Rassismus auch ist, darf er nicht dazu führen, dass man Rassismus dort sieht, wo er nicht ist, dass man die beachtlichen Fortschritte in diesem Bereich kleinredet oder dass man die nichtdiskriminierenden Faktoren von Rassensungleichheiten ausblendet. Die Identitätspolitik (der Wokeismus) vermittelt rassifizierten Minderheiten die Botschaft, dass sie systemisch diskriminiert werden. Diese Botschaft ist falsch, so meine Argumentation. Und sie ist auch schädlich, denn sie verhindert, dass die grundlegenden Ursachen von Rassensungleichheiten aufgedeckt werden, sie führt Angehörige rassifizierter Minderheiten zu der falschen und entmutigenden Annahme, dass sie den feindlichen Kräften eines Systems ausgesetzt sind, das sich ganz gegen sie wendet, und sie verleitet sie dazu, die Chancen zu unterschätzen, die ihnen dieses System bietet. Es zeugt weder von Klarsicht noch Tugendhaftigkeit, überall Rassismus zu sehen. Im Interesse der Wahrheit wie auch der Minderheiten sollten wir uns darauf beschränken, Rassismus dort zu erkennen, wo er wirklich ist.

Olivier Massin ist Professor für allgemeine Philosophie am Institut für Philosophie der Universität Neuchâtel.
olivier.massin@unine.ch

HINWEIS:

Ich danke Sylvie Jacquat und Stéphane Cariel-Lo herzlich für ihre wertvollen Anregungen und meiner Kollegin Ellen Hertz für ihre Bereitschaft, mir zu widersprechen.

BIBLIOGRAFISCHE REFERENZEN

Fryer Jr, Rowland. G., & Loury, Glenn. C. (2005). Affirmative action and its mythology. *Journal of Economic Perspectives*, 19(3), 147-162

Haraway, Donna. (1988) « Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective », *Feminist Studies*, 14(3), 575-599.

Jussim Lee, Careem Akeela, Goldberg Zach, Honeycutt Nathan, Stevens Sean T. (sous presse). « IAT scores, racial gaps and scientific gaps » In Krosnick J. A., Stark T. H., Scott A. L. (Eds.), *The future of research on implicit bias*. Cambridge University Press.

Kendi, Ibram X. (2016.) *Stamped from the Beginning: The Definitive History of Racist Ideas in America*. New York: Nation Books.

Machery, Edouard. (2022). Anomalies in implicit attitudes research. *Wiley Interdisciplinary Reviews: Cognitive Science*, 13(1).

Riley, Jason. L. (2016). *Please stop helping us: How liberals make it harder for blacks to succeed*. Encounter Books.

Sander, Richard; Taylor, Stuart, Jr. (2012). *Mismatch: How Affirmative Action Hurts Students It's Intended to Help, and Why Universities Won't Admit It*. Basic Books

Shelby, Tommie (2016). *Dark ghettos: Injustice, dissent, and reform*. Harvard University Press.
Carmichael, Stokely; Hamilton, Charles, V. (1967) *Black Power: The Politics of Liberation*. Random House.

Taylor, Keeanga-Yamahtta. (2016). *From #BlackLivesMatter to black liberation*. Haymarket Books.

Sowell, Thomas. (2019) *Discrimination and Disparities*. Hachette UK

Internalisierter Rassismus, weisses Privileg und was in Olivier Massins Analyse fehlt

Ellen Hertz

Ich danke Olivier Massin für seinen fundierten, gut belegten und respektvollen Beitrag zur Diskussion über den Rassismus und dessen Entwicklung in der heutigen Zeit. In vielen Punkten bin ich allerdings mit seiner Argumentation nicht einverstanden. Doch bevor ich näher auf sie eingehe, möchte ich, wie er, hervorheben, dass der Kampf gegen Rassismus in den letzten Jahrzehnten Fortschritte gemacht hat. Und ebenso betonen möchte ich, dass diese Fortschritte dem Mut und der Intelligenz von rassifizierten Personen zu verdanken sind und nicht dem Wohlwollen oder der Einsicht der weissen Gesellschaft. Im Gegenteil, viele weisse Personen sperrten sich mit aller Kraft dagegen. Wir wissen zum Beispiel, dass Martin Luther King zu Lebzeiten weithin als «Extremist» betrachtet wurde und dass er seinen Mut schliesslich mit dem Leben bezahlte. Ich sehe in diesen historischen Fakten die Aufforderung, genau hinzuhören und ernst zu nehmen, was Aktivistinnen und Aktivisten uns heute sagen. Wenn die jüngste Geschichte in eine positive Richtung zeigt, so ist dies weitgehend auf ihr intellektuelles und politisches Engagement zurückzuführen.

Was bedeutet es, wenn man sagt, dass der Rassismus einen «historischen Tiefstand» erreicht hat?

Zu den Fakten: Können wir mit Olivier Massin behaupten, dass «der Rassismus [in unseren liberalen Demokratien] auf einem historischen Tiefstand stagniert»?¹ Glaubt man den Medien, so ist eine der grössten Krisen der liberalen

Demokratien heute der Aufstieg des weissen Nationalismus und die Stigmatisierung rassifizierter Minderheiten. In diesem Zusammenhang hat Olivier Massins These den nützlichen Effekt, dass wir uns die Daten genau ansehen müssen. Und in der unmittelbaren Gegenwart sprechen sie leider nicht für ihn. Auch wenn die Situation in den einzelnen Ländern unterschiedlich ist, warnte der UN-Sonderberichterstatter für Minderheitenfragen vor Kurzem vor einem «Tsunami des Hasses»² gegen Minderheiten, der sich in den sozialen Medien austobe, und das Büro des Hohen Kommissars der Vereinten Nationen für Menschenrechte berichtete von nur «geringen Fortschritten» im Kampf für die Gleichstellung von Menschen afrikanischer Abstammung.³

In der Schweiz hat die Eidgenössische Kommission gegen Rassismus für die Jahre 2021 bis 2023 einen Anstieg der gemeldeten rassistischen Vorfälle um 10, 12 und 23 Prozent festgestellt.⁴ Diese Zahlen umfassen nur die gemeldeten Vorfälle, die als eindeutig rassistisch motiviert beurteilt wurden. Wir haben es also nicht mit blossem «wahrgenommenem Rassismus» zu tun (ein Begriff, auf den ich noch zurückkommen werde), sondern mit Vorfällen, die von unabhängigen Fachpersonen als rassistisch eingestuft wurden.

Worauf gründet das Konzept des systemischen Rassismus?

Olivier Massin stellt fest, dass der Rassismus einen historischen Tiefstand erreicht hat, und er hinterfragt, was er als

neue politische Ideologie der «Identitätspolitik» oder des «Wokeismus» bezeichnet. Insbesondere argumentiert er gegen die erweiterte Definition von Rassismus innerhalb der «woken Ideologie», die über absichtliche oder unbewusste rassistische Handlungen hinausgeht und systemische Formen des Rassismus analysiert. In seinen Worten ist das erste Prinzip des Wokeismus, dass «*unsere liberalen Demokratien auf allgegenwärtigen und verborgenen Unterdrückungsverhältnissen beruhen*».

Wie auch an anderen Stellen in seinem Artikel stützt sich Olivier Massins Argumentation hier auf eine zugespitzte und/oder falsch dargestellte Position seiner Gegner. Der Fehler liegt darin, dass systemisch mit systematisch verwechselt wird. Wenn die Autorinnen und Autoren einige Formen des Rassismus als systemisch bezeichnen, meinen sie damit nicht, dass jeder Austausch, jede Politik, jede institutionelle Entscheidung von Rassismus bestimmt ist. Im Übrigen ist der systemische Rassismus nicht «verborgen»; er ist einfach nicht direkt im Diskurs oder in sozialen Interaktionen zu beobachten. Tatsächlich wurde das Konzept bereits vor (!) dem sogenannten Wokeismus entworfen, um die anhaltenden Ungleichheiten in Bezug auf Wohlstand, Bildung und Gesundheit zwischen weissen Menschen und rassifizierten Menschen zu erklären, obwohl die Politik auf den ersten Blick nicht rassistisch war. Diese Form des Rassismus zu erkennen, setzt voraus, dass die durch diese Politik hervorgerufenen Ungleichheiten zwischen rassifizierten Menschen

und weissen Menschen anhand statistischer Korrelationen ermittelt werden.

Ein klassisches Beispiel aus den USA sind die standardisierten Eignungstests, mit denen ermittelt wird, welche Studierenden an welchen Universitäten zugelassen werden. Nach einer Analyse bestätigte die *National Education Association*, dass diese auf der Grundlage weisser kultureller Weltanschauungen und Referenzen konzipierten Tests Massstäbe für die intellektuelle Eignung ansetzen, die rassifizierte und ethnische Minderheiten benachteiligen, die mit diesen Weltanschauungen nicht vertraut sind.⁵ Die Tests sind weder bewusst mit dieser Absicht konzipiert, noch sind sie von unbewusst rassistischen Haltungen geprägt, sie sind schlicht ethnozentrisch. Denn in einer Gesellschaft, in der Politik und Programme nicht die Weltanschauungen einer Gruppe gegenüber anderen fördern sollen, sind sie ein schlechtes Instrument zur Auswahl junger Talente.

Wie dieses Beispiel zeigt, erlaubt uns das Konzept des systemischen Rassismus, unser Verständnis davon, wie Rassismus funktioniert, zu vertiefen. Die meisten Analytinnen und Analyten, darunter die vielen von Olivier Massin zitierten «woken» Forschenden, würden ihm jedoch zustimmen, dass «*Rassismus nicht alle Rassenungleichheiten erklären*» kann. Konkret müssen mindestens zwei weitere potenziell diskriminierende Klassifizierungssysteme berücksichtigt werden, nämlich Klasse und Geschlecht, wobei auch andere Kriterien wie Alter, körperliche Leistungsfähigkeit oder sexuelle Orientierung eine Rolle spielen können. Wie Olivier Massin selbst betont, wurde die Theorie der Intersektionalität entwickelt, um genau diese Interaktionen zu untersuchen. Es ist daher schwer zu verstehen, wie seine Feststellung, dass viele Faktoren berücksichtigt werden müssen, um rassistische Ungleichheiten zu erklären, die These schwächen könnte, dass Rassismus «systemisch» funktioniert, indem er in Organisationsinstrumenten und -formen sowie in poli-

tischen Programmen und Institutionen festgeschrieben ist.

Grenzen des methodologischen Individualismus

Olivier Massins Analyse hat das Verdienst, dass sie unterschiedliche erkenntnistheoretische und methodologische Thesen zur Untersuchung der bewussten, unbewussten und systemischen Formen von Rassismus in die Überlegungen aufnimmt. Kurz gesagt wird die erste Form durch Diskursanalysen und Beobachtungen sozialer Interaktionen untersucht, die zweite kann allenfalls durch psychologische Experimente und Tests gemessen werden. Die dritte wiederum erfordert statistische Analysen, um die Zusammenhänge (wenn auch nicht unbedingt die Ursachen) zu ermitteln. Massins Fehler besteht darin, die unterschiedlichen Niveaus nicht genügend zu berücksichtigen. Wie die Kriminologin Coretta Phillips gezeigt hat, erfordert die Operationalisierung des Konzepts des institutionellen Rassismus einen mehrstufigen Rahmen (Mikro-, Meso- und Makroebene), der die Beziehungen zwischen sozialer Interaktion, organisatorischer Funktion und übergreifenden gesellschaftlichen Normen und Strukturen untersucht.⁶

Diese vermeintlich unbedeutende Fehlüberlegung baut in Wirklichkeit auf einem – aus der Sicht der Sozialwissenschaften – bedeutend weitreichenderem Missverständnis auf: dem epistemologisch-methodologischen Individualismus. Aus dieser Sicht geht das Individuum der Gesellschaft voraus, und die Entscheidungen und Urteile, die es trifft, können unabhängig von ihrem sozialen Kontext betrachtet werden. Auch wenn der derzeitige Konsens in den Sozialwissenschaften die Rolle individueller Entscheidungen und Urteile anerkennt, wird doch ein radikaler Individualismus dieser Art seit Durkheim abgelehnt, da er die Entstehung und Funktionsweise der Gesellschaft selbst nicht erklärt.

Massin scheint zu behaupten, dass Rassismus in erster Linie, wenn nicht gar ausschliesslich, eine individuelle Haltung oder ein individuelles Verhaltensmuster ist, ungeachtet von dem, was die Sozialwissenschaft (in Anlehnung an Durkheim und Mauss) als «Institutionen» bezeichnet. Es stellt sich somit die Frage, woher diese individuellen Haltungen und Muster überhaupt kommen. Wären sie nur persönlicher Natur, würden die Menschen willkürlich Vorurteile und diskriminierendes Verhalten an den Tag legen: Die einen würden Menschen mit kurzen Beinen verachten, anderen wäre es unangenehm, mit jemandem in einem Raum zu sein, der grosse Ohren hat. Individuelle Vorurteile sind aber nicht willkürlich: Vorlieben und Abneigungen spiegeln die kumulierte Geschichte kollektiver Repräsentationen und Praktiken wider. Seit der Kolonisierung durch die Euro-Amerikaner im 18., 19. und 20. Jahrhundert ist «Rasse» das grundlegende System, das zur Vorstellung und Darstellung von Unterschieden zwischen sozialen Gruppen verwendet wird. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Rassismus zuallererst ein kognitives und emotionales soziales System ist und erst in zweiter Linie ein individuelles Phänomen.

Systemischer Rassismus in der Schweiz

Viele von Massins Referenzen und Beispielen stammen aus den USA, meine Gegenbeispiele auch. Ungleichheiten aufgrund von «Rasse» und Ethnie sind jedoch in den verschiedenen nationalen Kontexten aufgrund der unterschiedlichen historischen Beziehungen zu Sklaverei, Kolonialismus und Migration unterschiedlich ausgeprägt. Die Schweiz hat keine direkte Geschichte der Sklaverei oder des Kolonialismus, obwohl viele ihrer historisch wohlhabenden Familien beides finanziert haben (siehe *Tangram* 47). Minderheitenbevölkerungen sind im Wesentlichen das Ergebnis von Zuwanderungswellen, die Mitte des 20. Jahrhunderts einsetzten.⁷ Sie werden zwar oft rassifiziert (wie die Italiener in den 1950er-Jahren, die als ethnisch ver-

schieden von der inländischen Bevölkerung betrachtet wurden), die Hautfarbe ist aber nur einer der Faktoren, die zu einer potenziell diskriminierenden Stereotypisierung führen: Nationalität, Religion und eine ungenau definierte «ethnische Herkunft» sind ebenfalls wichtige Kriterien. Daraus lässt sich schliessen, dass sowohl unbewusste als auch systemische Formen der Diskriminierung in erster Linie im Systeminnern selbst vorhanden sind, das seit jeher zwischen willkommenen und nicht willkommenen zuwandernden Menschen unterscheidet und mit der Hautfarbe oder mit der euphemistisch als «kulturell» bezeichneten Distanz begründet wird. Systemische Diskriminierung gibt es aber auch in der täglichen Arbeit der Gemeinde- und Kantonsverwaltungen, wenn zum Beispiel «bikulturelle» Ehen verstärkt auf «Echtheit» geprüft werden,⁸ oder auf dem Arbeitsmarkt, wo Hautfarbe und ethnisch markierte Familiennamen statistisch mit der relativen Wahrscheinlichkeit korrelieren, eine Stelle zu bekommen.⁹

Internalisierter Rassismus – ein Aspekt, der fehlt

Dies bringt uns zu einer weiteren Ursache für die anhaltenden Rassenungleichheiten, die Massin aufgrund seiner individualistischen Sichtweise nicht erkennt, nämlich zum internalisierten Rassismus. Gestützt auf W. E. B. Du Bois, Frantz Fanon und andere Forschende of Color, weist die Soziologin Karen Pyke in einem inzwischen klassischen Artikel auf die Realität der «Verrinnerlichung der rassistischen Unterdrückung der rassifizierten Menschen» hin.¹⁰ Weitere Forschungen haben gezeigt, dass internalisierter Rassismus bei rassifizierten Minderheiten nicht nur zu einem verminderten Selbstwertgefühl und geringeren Erwartungen und Leistungen führt, sondern auch zu gesundheitlichen Problemen, Gewalt und Depressionen. Internalisierter Rassismus ist eine Bürde, die rassifizierte Menschen in allen Lebenslagen tragen, unabhängig davon, ob die Umstände ausdrückliche rassistische Haltungen spiegeln oder

nicht. Wird beispielsweise einer Angehörigen einer rassifizierten Gruppe ein Arbeits- oder Mietvertrag verweigert, erhält sie nicht einfach nur die Stelle oder die Wohnung nicht, sie muss auch die – schmerzliche und stigmatisierende – Frage aushalten, ob es an ihrem rassifizierten Status liegt oder nicht.

Vor diesem Hintergrund muss die Vorstellung Massins, dass rassifizierte Minderheiten Rassismus «falsch wahrnehmen» können, überdacht werden. Denn unter bestimmten Umständen können rassifizierte Personen die Absichten ihrer weissen Gesprächspartner durchaus missverstehen, genauso wie sie die Ergebnisse einer institutionellen Interaktion falsch interpretieren können. Diese harmlosen Ereignisse ändern jedoch nichts an der systemischen Tatsache, dass Rassismus potenziell jederzeit auftreten kann. Die Realität kennen und erleben weisse Menschen einfach nicht. Weisse Menschen mögen aus anderen Gründen benachteiligt sein, aber sie sind nicht mit internalisiertem Rassismus belastet. Dies ist nur ein Aspekt dessen, was man als «weisses Privileg» bezeichnet.

Diese Realität wird in Massins Analyse ausgeblendet. Er ist vielmehr der Meinung, dass internalisierter Rassismus keinesfalls eine Konsequenz von als belastend erlebten Erfahrungen rassifizierter Menschen ist, sondern auf eine Art das schlichte Produkt der Diskussion über systemischen Rassismus. Ich zitiere: «Die Identitätspolitik (der Wokeismus) vermittelt rassifizierten Minderheiten die Botschaft, dass sie systemisch diskriminiert sind. Diese Botschaft ist falsch, so meine Argumentation. Und sie ist auch schädlich, denn sie verhindert, dass *die grundlegenden Ursachen von Rassenungleichheiten*¹¹ aufgedeckt werden, sie führt Angehörige rassifizierter Minderheiten zu der falschen und entmutigenden Annahme, dass sie den feindlichen Kräften eines Systems ausgesetzt sind, das sich ganz gegen sie wendet, und sie verleitet sie dazu, die Chancen zu unterschätzen, die ihnen dieses System bie-

tet.» Abgesehen von der Frage, worauf sich Massin betreffend «die grundlegenden Ursachen von Rassenungleichheiten» bezieht, kann ich nur antworten, indem ich auf meinen ersten Punkt zurückkomme. Die überwiegende Mehrheit der Anti-Rassismus-Aktivistinnen und -Aktivisten ist zum Schluss gekommen, dass Rassismus nur zu bekämpfen ist, wenn man von der Erfahrung der rassifizierten Menschen ausgeht. So gesehen ist Rassismus zwar nicht immer und überall tatsächlich vorhanden, aber potenziell. Und diese Potentialität selbst ist diskriminierend. Es bedeutet auch, dass die individualistische Sichtweise, die das Leben unabhängig von der Hautfarbe als ein offenes Feld frei nutzbarer Chancen sieht, nicht der Realität entspricht, die rassifizierte und ethnische Minderheiten in den euro-amerikanischen Gesellschaften erleben.

Fazit

Ich kann an dieser Stelle meine Einwände gegen Olivier Massins Argumentation nicht weiter ausführen. Dazu gehören eine Tendenz zur Radikalisierung von Gegensätzen statt zur Suche nach Nuancen («*beim Thema Rassismus stehen sich zwei radikal gegensätzliche Denkschulen gegenüber*»), eine verkürzte Darstellung dessen, was er «Identitätspolitik» nennt,¹² eine falsche Beschreibung der Auswirkungen von Affirmative Action in den USA¹³ und ein Missverständnis des Konzepts des «situierten Wissens».¹⁴

Abschliessend möchte ich jedoch auf den Wert seines Beitrags hinweisen. Der Austausch mit Olivier hat mir geholfen, genauer über diese schwierigen Fragen nachzudenken. Und genaues Nachdenken wird in der heutigen polarisierten Zeit immer wichtiger. Der Kampf gegen Rassismus hat Resultate gebracht und kann es auch weiterhin tun, doch dies erfordert kontinuierliche Anstrengungen, insbesondere von Seiten der Weissen. Dies ist keine deterministische oder pessimistische Sichtweise. Sie erkennt einfach die Tatsache an, dass man, um

mehr als nur das Produkt seines sozialen Kontextes zu sein, darüber nachdenken muss, inwiefern man selbst auch das Produkt seines sozialen Kontextes ist. Um Rassismus zu überwinden, muss man nicht nur darüber nachdenken, was es bedeutet, eine Person of Color zu sein, sondern auch darüber, was es bedeutet, weiss zu sein.

Ellen Hertz, Professorin für Anthropologie,
Universität Neuchâtel.
Ellen.Hertz@unine.ch

- ¹ Olivier führt an dieser Stelle keine Literatur an, verweist aber später auf das Instrument, das häufig zur Messung unbewusster rassistischer Haltungen verwendet wird: den Impliziten Assoziationstest (IAT). Er weist zu Recht darauf hin, dass der IAT stark umstritten ist und zu widersprüchlichen Ergebnissen führt. Dies ist weder ein Beweis noch ein Gegenbeweis dafür, dass rassistische Haltungen rückläufig sind; es zeigt lediglich, dass sie schwer zu messen sind.
- ² www.news.un.org > Independent UN expert says 'tsunami of hate' targeting minorities must be tackled
- ³ www.ohchr.org > Press releases > Office of the High Commissioner for Human Rights > UN report records piecemeal progress in combating systemic racism against people of African descent, insists on urgent need for transformative change
- ⁴ Zu den Daten und der Methodendiskussion siehe: www.ekr.admin.ch > Publikationen > Nationales Monitoring. Natürlich könnte dieser Anstieg darauf zurückzuführen sein, dass rassifizierte Minderheiten zunehmend bereit sind, Vorfälle zu melden: Eine positive Entwicklung, wenn man bedenkt, dass Schweigen eher die Norm ist.
- ⁵ Siehe www.nea.org > The Racist Beginnings of Standardized Testing
- ⁶ Phillips, C. (2011). «Institutional Racism and Ethnic Inequalities: An Expanded Multilevel Framework», *Journal of Social Policy* Bd. 1, Nr. 1, S. 173–192.
- ⁷ Piguet, E. (2013). *Einwanderungsland Schweiz. Fünf Jahrzehnte halb geöffnete Grenzen*. Lausanne: Presses polytechniques et universitaires romandes.
- ⁸ Lavanchy, A. (2015). «Glimpses into the Hearts of Whiteness». In: Purtschert, P., Fischer-Tiné, H. (Hrsg.) *Colonial Switzerland*. Palgrave Macmillan.
- ⁹ Fibbi, R., Ruedin, D., Stünzi, R., Zschirnt, E. (2021). «Hiring discrimination on the basis of skin colour? A correspondence test in Switzerland». *Journal of Ethnic and Migration Studies*, Bd. 48, Nr. 7, S. 1515–1535.
- ¹⁰ Pyke, K. D. (2010). «What is Internalized Racial Oppression and Why Don't We Study It? Acknowledging Racism's Hidden Injuries». *Sociological Perspectives*, Bd. 53, Nr. 4, S. 551–572.
- ¹¹ Kursivsetzung von Ellen Hertz.
- ¹² Für eine nützliche Einführung siehe Appiah, K. W. (2019). *Identitäten. Die Fiktionen der Zugehörigkeit*. Berlin: Hanser Berlin.
- ¹³ Siehe www.naacp.org > resources > Affirmative Action in Education Matters for Equity, Opportunity, and the Nation's Progress. Für eine breitere Perspektive siehe Warikoo, N. 2022. *Is Affirmative Action Fair? The Myth of Equity in College Admissions*. New York: Wiley.
- ¹⁴ Siehe Schulze, M., Bühler, N., Hertz, E. (2023). «Ethnographier en féministe: l'art des conséquences». *ethnographiques.org*, Nr. 44 [online].

Notre identité
individuelle
serait
constituée
par la position
que nous
occupons
dans les
structures de
pouvoir
oppressives

Razzismo e wokismo

Nelle nostre democrazie liberali, vi sono due visioni contrapposte del razzismo: alcune persone ne celebrano il livello storicamente basso, altre ne denunciano l'onnipresenza. Dopo aver presentato l'ideologia nota come «wokismo», questo articolo respinge la tesi secondo cui tutte le disparità razziali sono dovute al razzismo.

Olivier Massin

Nelle nostre democrazie liberali, vi sono due scuole di pensiero radicalmente opposte sul tema del razzismo. Secondo gli ottimisti, il razzismo e la schiavitù sono una costante nella storia dell'umanità e le nostre democrazie rappresentano l'eccezione più eclatante, poiché per prime hanno identificato e combattuto questi due flagelli. Ma non solo: se ne sono praticamente liberate. La schiavitù è stata quasi interamente estirpata, il razzismo è ai minimi storici e la società manifesta un'apertura e un interesse per le altre culture come mai prima d'ora. Secondo i pessimisti, invece, questa visione è frutto dell'ignoranza, se non dell'ipocrisia: lungi dall'essere la più tollerante della storia, la nostra società è impregnata, anche a livello strutturale, di un razzismo dilagante e persistente, eredità di una triste storia di cui non si parla volentieri. Onnipresenti, le disparità razziali – di reddito, di salute e nell'accesso al lavoro, all'educazione, all'alloggio, alla cultura, alla giustizia e agli impieghi di responsabilità – sono sintomo dell'ampiezza delle discriminazioni implicite e sistemiche in atto nella nostra società.

Sono un cauto ottimista: il razzismo è ancora presente nella nostra società, ma la situazione è decisamente migliorata rispetto al passato. Ritengo che la tesi dell'onnipresenza del razzismo si basi su ipotesi contestabili dal punto di vista empirico e concettuale.

Il mito del «mito del wokismo»

Secondo una teoria corrente, il wokismo sarebbe solamente un mito, un panico morale promosso dai conservatori per denigrare le idee progressiste. La realtà è un po' diversa: il wokismo è una vera e propria ideologia, ma siccome il termine ha assunto una connotazione peggiorativa, coloro che vi si riconoscono, naturalmente, non vogliono essere etichettati come tali. Aniché parlare di wokismo, sarebbe quindi opportuno parlare di «politica dell'identità», un'espressione che ha il vantaggio di essere accettata sia dai detrattori che dai sostenitori di questa ideologia. Una volta stabilito che il wokismo e la politica identitaria esistono, possiamo provare a fornirne una definizione.

Il wokismo è un'ideologia politica recente, che si aggiunge alle tre ideologie politiche finora dominanti nelle nostre democrazie liberali: il liberalismo, il socialismo e il conservatorismo. Le ideologie politiche sono notoriamente difficili da definire e il wokismo non fa eccezione. Tuttavia, possiamo identificare tre tesi fondamentali che lo caratterizzano e che saranno presentate sinteticamente di seguito.

1. L'onnipresenza dell'oppressione

Secondo la politica dell'identità, *le nostre democrazie liberali sono costruite su relazioni di oppressione onnipresenti e nascoste*, che permeano tutte le situazioni della vita quotidiana, anche quel-

le all'apparenza più innocue. Occorre quindi rendersene conto e «risvegliare» la propria attenzione (da cui il termine *woke*). L'idea che la nostra società sia pervasa da relazioni di oppressione si trova già nel pensiero di Marx. Per il filosofo tedesco, queste relazioni hanno tuttavia carattere economico: è lo sfruttamento dei lavoratori da parte dei capitalisti a consentire l'oppressione latente e onnipresente. Per contro, la politica identitaria sostiene che l'oppressione latente sia caratterizzata innanzitutto da un insieme di discriminazioni sociali e simboliche. Non è l'onnipresenza dello sfruttamento a rendere la nostra società fondamentalmente ingiusta, bensì quella del razzismo, del sessismo, della transfobia, dell'eteronormatività, dell'abilismo, della grassofobia ecc. L'onnipresenza di discriminazioni nascoste spiegherebbe le disparità persistenti tra vari gruppi. Ad esempio, il fatto che le minoranze razziali siano sottorappresentate tra le persone diplomate sarebbe il risultato di discriminazioni razziali latenti.

2. L'identità come costruito sociale

La seconda tesi riguarda l'aspetto identitario del wokismo, motivo per cui si parla di politica *identitaria*: *la nostra identità individuale sarebbe costituita dalla posizione che occupiamo nelle strutture di potere oppressive* citate sopra. I sostenitori della politica identitaria si oppongono al cosiddetto «essenzialismo», che consiste nell'assegnare alle perso-

ne caratteristiche universali immutabili, generalmente di tipo biologico. Piuttosto, la nostra identità sarebbe un costrutto sociale: possiamo essere oppressori od oppressi in virtù di caratteristiche quali sesso, genere, orientamento sessuale, razza, peso, capacità ecc. Queste relazioni di oppressione non si limitano a sommarsi. Secondo la teoria dell'intersezionalità sviluppata da Kimberlé Crenshaw, esse si rafforzano e si modificano a vicenda per costituire identità individuali (p. es. donna nera senza disabilità).

Questa seconda tesi consente di capire perché offese che prima sembravano di poco conto vengono invece considerate gravi dai sostenitori del wokismo: perché intaccano l'identità stessa delle persone oppresse. Alcuni esempi sono il *misgendering*, ossia il rivolgersi o riferirsi a qualcuno usando il genere sbagliato, l'appropriazione culturale o la celebrazione di grandi figure storiche implicate anche soltanto in maniera marginale nella schiavitù o nel colonialismo: queste pratiche tangono l'identità di minoranze emarginate e pertanto relativizzarne l'importanza equivarrebbe a convalidare le strutture di oppressione esistenti.

3. La superiorità dell'esperienza delle vittime

La terza tesi alla base della politica dell'identità è la seguente: *unicamente le persone che ne sono vittima possono conoscere, per esperienza diretta, le relazioni di oppressione*. In opposizione alle concezioni «tecnoscientifiche», «maschiliste», e «disincarnate» dell'oggettività, la filosofa femminista Donna Haraway sostiene in un autorevole articolo (1988) una «visione femminista dell'oggettività», che consiste in un'«epistemologia del punto di vista». Secondo Haraway, non c'è un punto di vista neutrale e «soltanto le prospettive parziali promettono una visione oggettiva». Più precisamente, il punto di vista delle persone oppresse conferisce loro un vantaggio epistemico: soltanto loro possono conoscere l'estensione delle strutture di oppressione che permeano

la nostra società. La tesi della superiorità dell'esperienza delle vittime suggerisce che sia impossibile sentirsi vittima del razzismo senza esserlo. Se l'esperienza diretta delle persone oppresse è investita di un'autorità superiore, il razzismo percepito viene automaticamente considerato razzismo.

Il wokismo e l'ampliamento della definizione di razzismo

Come difendere l'idea di un razzismo onnipresente, se molti studi mostrano che gli atteggiamenti razzisti sono a un livello storicamente basso? Secondo i sostenitori della politica identitaria, il razzismo non si limita agli atteggiamenti assunti consciamente dalle persone, bensì occorre ampliarne la definizione per includervi due forme di razzismo finora trascurate.

La prima è il razzismo individuale *inconscio*. Anche se non abbiamo l'impressione di essere razzisti, è possibile che pensiamo e agiamo sulla base di stereotipi razzisti inconsci. Quest'ipotesi si fonda su un metodo sperimentale introdotto nel 1998: il test di associazione implicita, che, ad esempio, mostra come tendiamo ad associare più rapidamente i volti di persone nere a parole con una connotazione negativa e i volti di persone bianche a parole con una connotazione positiva. Sulla base di questa conferma scientifica, l'idea dei pregiudizi inconsci si è rapidamente affermata come fattore centrale per spiegare le disparità razziali, tanto che molte istituzioni pubbliche e private, anche in Svizzera, offrono una «formazione sui pregiudizi impliciti».

La seconda forma di razzismo da includere nella definizione è la teoria del razzismo *sistemico* (talvolta definito anche *strutturale o istituzionale*). L'idea centrale, che risale a Stokely e Hamilton (1967), è che non soltanto le persone, ma anche le istituzioni, possano essere razziste. Assodato che istituzioni quali l'apartheid o la schiavitù sono razziste in quanto risultato di atteggiamenti razzisti, la novità dell'idea di razzismo sistemico

risiede tuttavia nel fatto che determinate istituzioni sono razziste anche in assenza di un atteggiamento razzista, esplicito o implicito. Affinché un'istituzione sia etichettata come razzista, è sufficiente che abbia conseguenze più negative su determinate minoranze razziali che sul resto della popolazione (Shelby, 2016; Taylor, 2016). Persino se tutti smettesse di avere atteggiamenti razzisti, consci o inconsci, il razzismo sistemico potrebbe quindi ancora esistere.

Sulla base di questo doppio ampliamento della nozione di razzismo, i sostenitori della politica dell'identità affermano, innanzitutto, che il razzismo corrompe le nostre democrazie liberali malgrado una diminuzione degli atteggiamenti esplicitamente razzisti. Inoltre, ritengono che *tutte le disparità razziali siano il frutto del razzismo conscio, inconscio o istituzionale*. Come sostiene Kendi (2016), se si crede davvero che i gruppi razziali siano uguali, allora si crede anche che le disparità razziali debbano essere il risultato della discriminazione razziale.

Disparità razziali senza razzismo

L'idea che la maggior parte delle disparità razziali possano essere spiegate tramite una definizione ampliata del razzismo è tuttavia opinabile per tre ragioni.

In primo luogo, il ricorso categorico ai pregiudizi inconsci o impliciti per spiegare le disparità razziali che troviamo in alcune pubblicazioni e istituzioni di lotta contro le discriminazioni contrasta con la posizione, molto più prudente (per non dire talvolta scettica), che da una ventina d'anni la letteratura scientifica dimostra nei confronti dei test di associazione implicita utilizzati proprio per individuare la presenza di tali pregiudizi (cfr. in particolare Machery, 2022; Jussim *et al.* in corso di stampa). Ad oggi, non vi è consenso su che cosa misurino esattamente questi test (a parte il tempo di risposta), né sulla loro affidabilità o capacità di prevedere i comportamenti. In particolare, tre argomentazioni indeboliscono l'idea che misurino siste-

maticamente il razzismo implicito. La prima è che questi test spesso riflettono la nostra conoscenza degli stereotipi culturali piuttosto che la nostra approvazione degli stessi. Si può infatti capire una battuta sui belgi senza condividere lo stereotipo su cui si basa. La seconda è che questi test possono riflettere la nostra conoscenza delle disparità effettive, piuttosto che degli stereotipi. Per esempio, il fatto di associare più rapidamente i volti di persone nere a parole con una connotazione negativa può indicare che siamo a conoscenza del fatto che le condizioni di vita delle persone nere sono, in media, più difficili di quelle delle persone bianche. I due esempi non implicano un atteggiamento negativo nei confronti delle persone interessate e pertanto non rientrano nella definizione di razzismo. Queste due argomentazioni sono in parte confermate dalla terza. Infatti, se i test misurassero effettivamente una forma di razzismo implicito, ci si aspetterebbe che fossero correlati a comportamenti discriminatori. Spesso, però, non è così: un punteggio elevato in questo tipo di test non è un buon indicatore di discriminazione razziale. Di conseguenza, i pregiudizi impliciti potrebbero spiegare soltanto una parte delle disparità razziali. Non si tratta di negare il fatto che i pregiudizi impliciti talvolta possano riflettere forme di razzismo implicito, ma allo stato attuale delle ricerche, l'ipotesi secondo cui i pregiudizi impliciti sarebbero un fattore decisivo per spiegare le disparità razziali è lungi dall'essere dimostrata.

In secondo luogo, la nozione di razzismo sistemico si scontra con difficoltà di ordine concettuale. Insistendo soltanto sugli *effetti* delle strutture istituzionali e omettendo qualsiasi riferimento all'atteggiamento degli *agenti*, finisce per etichettare come razzisti fenomeni che chiaramente non lo sono. L'esempio delle politiche di «azione positiva» (dette anche di «discriminazione positiva») illustra bene questo concetto. C'è un'ampia letteratura sugli effetti negativi inattesi di questo tipo di politiche, che parrebbero essere più dannose che benefiche per le

persone che dovrebbero sostenere (cfr. in particolare Sander e Taylor, 2012; Fryer e Loury, 2005; Riley, 2016). Per esempio, il fatto di facilitare l'accesso a università prestigiose a studenti neri li metterebbe in una situazione di sovraccarico (*mismatch*) e li renderebbe più soggetti all'abbandono. È plausibile supporre che almeno una parte degli effetti negativi descritti dalla letteratura sia reale. Ne consegue che, sulla base della definizione di razzismo sistemico, le politiche di azione positiva siano sistematicamente razziste. Una tesi assurda, dato che l'obiettivo di queste politiche, per quanto fallimentari, è di migliorare le opportunità delle minoranze razziali (politiche, del resto, spesso promosse dagli stessi sostenitori della nozione di razzismo sistemico). Ignorando gli atteggiamenti degli *agenti* per concentrarsi sugli *effetti* delle istituzioni, il razzismo sistemico perde qualunque legame con il significato originario di razzismo.

In terzo luogo, nemmeno una definizione ampliata di razzismo consente di spiegare tutte le disparità razziali. In realtà, queste derivano anche da fattori culturali, demografici o geografici che non possono essere ragionevolmente considerati come forme di discriminazione (Sowell, 2019). Pertanto, il trasferimento di capitale culturale (all'interno di una famiglia, di una comunità o di un Paese) è un fattore importante di disparità, in quanto ha un impatto diverso sulle competenze e le preferenze delle persone appartenenti a gruppi distinti. Inoltre, il fatto che la popolazione immigrata sia più giovane di quella autoctona, spesso utilizzato per spiegare la loro sovrarappresentazione nelle statistiche della criminalità, può anche spiegare il loro reddito medio inferiore. Infine, oltre a incontrare ostacoli linguistici nel Paese di accoglienza, alcune persone immigrate non hanno potuto beneficiare di una formazione specialistica nel loro Paese d'origine che avrebbe consentito loro di ambire a un impiego qualificato.

A questo punto occorre fare un'osservazione importante. Relativizzare il peso delle discriminazioni tra le cause delle disparità razziali non significa affatto accettare lo status quo. Le discriminazioni, e più in generale le ingiustizie, non sono gli unici flagelli della nostra società. Un'epidemia, un sisma, una crisi economica, proprio come alcune disparità, non sono ingiustizie, ma necessitano comunque di una risposta da parte nostra. Non tutto quello che è negativo è anche ingiusto, così come non tutte le disparità razziali sono causate dal razzismo.

«Chi vive per combattere un nemico ha interesse a non eliminarlo», scriveva Nietzsche. Per quanto cruciale, la lotta contro il razzismo non deve portare a vedere il razzismo dove non c'è e neppure a tacere i notevoli progressi in materia o a nascondere i fattori non discriminatori alla base delle disparità razziali. La politica identitaria (il wokismo) trasmette alle minoranze razziali il messaggio secondo cui sono sistematicamente discriminate. Nel presente articolo ho illustrato come questo messaggio sia sbagliato. Ma è anche deleterio, poiché impedisce di identificare le cause fondamentali delle disparità razziali e fa credere alle persone che appartengono a minoranze razziali di essere in balia delle forze ostili di un sistema che rema loro contro. Un'idea errata e scoraggiante, che le spinge a sottostimare le opportunità che il sistema può offrire loro. Non diamo prova né di lucidità né di virtù nel vedere razzismo ovunque: nell'interesse della verità e delle minoranze, accontentiamoci di scovarlo dove si annida davvero.

Olivier Massin è professore di filosofia generale all'Istituto di filosofia dell'Università di Neuchâtel.
olivier.massin@unine.ch

NOTA:

Ringrazio sentitamente Sylvie Jacquat e Stéphane Cariello per i loro preziosi suggerimenti e la mia collega Ellen Hertz per aver accettato di controbattere.

BIBLIOGRAFIA A PAGINA 84

Razzismo interiorizzato e privilegio bianco: le lacune dell'analisi di Olivier Massin

Ellen Hertz

Vorrei ringraziare Olivier Massin per il suo contributo ponderato, documentato e rispettoso alla discussione sul razzismo e sulla sua evoluzione nel mondo contemporaneo. Non sono d'accordo con molte delle sue argomentazioni, ma prima di esaminarle vorrei unirmi a lui nel sottolineare che negli ultimi decenni sono stati fatti progressi nella lotta contro il razzismo. Va tuttavia rammentato che questi progressi sono frutto del coraggio e dell'intelligenza delle persone razzializzate stesse, non della carità o della lucidità mentale della società bianca. Anzi, molte persone bianche hanno resistito strenuamente. Per esempio sappiamo che Martin Luther King, nel corso della sua vita, stroncata da un attentato, è stato spesso additato come «estremista». Secondo me, questo fatto invita a prendere molto sul serio quello che gli attivisti dicono oggi, poiché, se la storia recente sta seguendo una traiettoria positiva, lo dobbiamo soprattutto ai loro contributi intellettuali e politici.

Il razzismo è «ai minimi storici»?

Passiamo ai fatti. Possiamo concordare con Olivier Massin quando afferma che nelle nostre democrazie liberali «il razzismo è ai minimi storici»? Se diamo retta ai media, una delle crisi principali che colpiscono le democrazie liberali dei nostri giorni è l'aumento del nazionalismo bianco e la stigmatizzazione delle minoranze razzializzate. In questo contesto, l'affermazione di Olivier Massin ha il pregio di indurci a un esame accurato dei dati. Ebbene, al momento i dati non gli danno

ragione: anche se la situazione è diversa da un Paese all'altro, recentemente il relatore speciale delle Nazioni Unite sulle questioni delle minoranze ha messo in guardia da uno «tsunami di odio²», sui social media, contro le minoranze. Inoltre, l'Alto Commissariato delle Nazioni Unite per i diritti umani ha registrato soltanto un «progresso frammentario» nella lotta per garantire la parità di trattamento alle persone di origine africana³.

In Svizzera, la Commissione federale contro il razzismo ha registrato un aumento del 10, 12 e 23 per cento degli episodi denunciati rispettivamente nel 2021, 2022 e 2023⁴. Queste cifre non includono i casi segnalati che sono stati giudicati chiaramente non correlati alla discriminazione razziale. Quindi non si tratta soltanto di «razzismo percepito» (una nozione che affronterò più avanti), ma di episodi giudicati razzisti da parte di esperti indipendenti.

Su che cosa si fonda il concetto di «razzismo sistemico»?

Olivier Massin afferma che il razzismo è attualmente ai minimi storici per mettere in discussione quella che lui sostiene essere la nuova ideologia della «politica dell'identità» o del «wokismo». Nello specifico, si oppone alla «definizione ampliata» di razzismo proposta dall'«ideologia wokista» che guarda oltre gli atti razzisti intenzionali o inconsci e analizza anche forme sistemiche di razzismo. Per dirla con le sue parole, il principio essenziale del wokismo è che «le nostre demo-

cratie liberali sono costruite su relazioni di oppressione onnipresenti e nascoste».

Qui e altrove nell'articolo, l'argomentazione di Olivier Massin si basa sulla radicalizzazione o sullo stravolgimento della posizione dei suoi avversari. L'errore, qui, è confondere *sistemico* con *sistematico*. Se un autore etichetta una forma di razzismo come sistemica non sta dicendo che tutte le interazioni, le politiche e le decisioni istituzionali siano determinate dal razzismo. Inoltre, il razzismo sistemico non è «nascosto», semplicemente non è osservabile nel discorso o nelle interazioni sociali. Il concetto è stato introdotto (prima del cosiddetto «wokismo») per spiegare discrepanze di lunga data nei livelli di reddito, educazione e salute tra persone bianche e persone razzializzate malgrado politiche *a prima vista* non razziste. Per identificare il razzismo sistemico occorre utilizzare la correlazione statistica al fine di individuare le disparità razziali di queste politiche.

Un classico esempio tratto dal contesto statunitense sono i test attitudinali standardizzati che vengono impiegati per determinare l'ammissione degli studenti all'università. Dopo averli analizzati, la *National Education Association* è giunta alla conclusione che questi test, se elaborati secondo visioni del mondo e riferimenti culturali tipici di persone bianche, producono risultati attitudinali svantaggiosi per le minoranze razziali o etniche che non hanno familiarità o non sono a loro agio con questi modi di pensare⁵.

I test non sono stati concepiti di proposito per svantaggiare le minoranze non bianche né sono basati su opinioni inconsciamente razziste. Sono semplicemente etnocentrici e pertanto costituiscono uno strumento poco adatto a misurare il talento di giovani menti in una società in cui le politiche e i programmi non dovrebbero promuovere la visione del mondo di un gruppo specifico a discapito di altri.

Come dimostra questo esempio, il concetto di razzismo sistemico ci permette di approfondire la nostra comprensione dei meccanismi del razzismo. Tuttavia, la maggior parte degli specialisti, compresi i numerosi ricercatori «woke» citati da Olivier Massin, concorderebbero con lui quando afferma che il razzismo non «consente di spiegare tutte le disparità razziali». Nello specifico, occorre prendere in considerazione almeno altri due sistemi di classificazione potenzialmente discriminatori, ovvero quelli basati su classe e genere, ma potrebbero entrare in gioco anche altri criteri quali l'età, le abilità fisiche o l'orientamento sessuale. Come sottolinea lo stesso Massin, la teoria dell'intersezionalità è stata sviluppata appositamente per studiare le interazioni tra questi fattori. Constatato che occorre esaminare molteplici fattori per spiegare le disparità razziali non indebolisce in alcun modo la tesi secondo cui il razzismo può assumere un carattere «sistemico» per il fatto di essere intrinseco agli strumenti e alle modalità organizzative dei programmi e delle istituzioni politiche.

I limiti dell'individualismo metodologico

L'analisi di Olivier Massin ha il pregio di mettere in evidenza i vari postulati epistemologici e strumenti metodologici necessari per studiare il razzismo, rispettivamente, intenzionale, inconscio e sistemico. In breve, il primo può essere studiato analizzando i discorsi e osservando le interazioni sociali, il secondo può essere oggetto di un tentativo di misurazione tramite esperimenti o test psicologici e il terzo richiede analisi stati-

stiche per identificare le correlazioni (ma non necessariamente le cause). L'errore di Olivier Massin consiste nel non tenere sufficientemente conto di queste differenze di livello. Come dimostrato dalla criminologa Coretta Phillips, l'applicazione del concetto di razzismo istituzionale richiede un «approccio multilivello» (micro, meso e macro), che esamina le relazioni tra interazione sociale, funzione organizzativa e norme e strutture sociali trasversali⁶.

Questo errore apparentemente di poco conto deriva, in realtà, da una confusione molto più importante dal punto di vista delle scienze sociali: l'individualismo epistemologico-metodologico. Secondo questo paradigma, l'individuo prevale sulla società e le scelte e i giudizi formulati dai singoli possono essere studiati in maniera indipendente dal contesto sociale in cui si trovano. Sebbene vi sia oggi un consenso nelle scienze sociali sul ruolo delle scelte e dei giudizi individuali, l'ipotesi di un individualismo radicale di questo tipo è stata respinta fin dai tempi di Durkheim per la sua incapacità di spiegare le origini e il funzionamento della società stessa.

Olivier Massin sembra sostenere che il razzismo sia primariamente o esclusivamente un atteggiamento individuale o uno schema di comportamento avulso da quelle che gli scienziati sociali (sulla scia di Durkheim e Mauss) chiamano «istituzioni». La domanda da porsi è quindi la seguente: qual è l'origine di questi atteggiamenti e schemi di comportamento individuali? Se fossero semplicemente di natura personale, la gente manifesterebbe pregiudizi e atteggiamenti discriminatori in maniera aleatoria: ad alcuni darebbero fastidio le persone con le gambe corte, altri eviterebbero di stare vicino alle persone dalle orecchie grandi. Ma il pregiudizio individuale non è frutto del caso: le preferenze e le avversioni riflettono le rappresentazioni e le pratiche collettive consolidate nel corso della storia. Fin dalla colonizzazione euro-americana tra il XVIII e il XX

secolo, il sistema fondamentale utilizzato per immaginare e rappresentare le differenze tra gruppi sociali è stato basato sulla «razza». In breve, il razzismo in quanto sistema cognitivo ed emozionale è innanzitutto un fenomeno sociale e soltanto in seguito individuale.

Il razzismo sistemico in Svizzera

Molti esempi e riferimenti di Olivier Massin provengono dagli Stati Uniti, proprio come i miei contro-esempi. Ma le disparità razziali ed etniche assumono forme diverse in Paesi diversi per via delle differenze nei legami storici con la schiavitù, il colonialismo e la migrazione. La Svizzera non ha legami diretti con la schiavitù o la colonizzazione, sebbene molte famiglie svizzere benestanti abbiano finanziato entrambe (cfr. *TANGRAM* 47). Le minoranze in Svizzera sono sostanzialmente il frutto di ondate d'immigrazione cominciate a metà del XX secolo⁷. I gruppi minoritari che si stabiliscono nel Paese sono spesso razzializzati (p. es., negli anni 1950, gli italiani erano considerati etnicamente distinti dagli abitanti nativi), ma il colore della pelle è soltanto uno dei fattori alla base di stereotipi potenzialmente discriminatori; altri criteri rilevanti sono la nazionalità, la religione e una non meglio precisata «origine etnica». Di conseguenza, le forme di discriminazione inconscie e sistemiche trovano le loro radici in primo luogo nella politica migratoria stessa, che storicamente distingue tra immigrati benvenuti e non benvenuti in base a criteri correlati al colore della pelle o a quella che viene eufemisticamente chiamata «distanza culturale». Tuttavia, anche il funzionamento ordinario dell'amministrazione comunale o cantonale non è immune dalla discriminazione sistemica: per esempio, i matrimoni cosiddetti «misti» sono soggetti a un esame più approfondito per verificarne l'«autenticità»⁸ o, sul mercato del lavoro, il colore della pelle e i cognomi da cui traspare l'origine etnica sono statisticamente correlati alla probabilità relativa di essere assunti⁹.

Il razzismo interiorizzato: una prospettiva mancante

Questo ci porta a un'altra causa di disparità razziali persistenti che l'approccio individualista di Olivier Massin gli impedisce di identificare: il razzismo interiorizzato. Basandosi sui lavori di W. E. B. Du Bois, Frantz Fanon e altri accademici razzializzati, in un articolo ormai divenuto un classico, la sociologa Karen Pyke mette in luce «l'interiorizzazione dell'oppressione razziale da parte delle persone razzialmente subordinate»¹⁰. Successive ricerche hanno dimostrato che il razzismo interiorizzato non soltanto intacca l'autostima e peggiora le aspettative e il rendimento delle minoranze razzializzate, ma si traduce anche in problemi di salute, violenza e depressione. Il razzismo interiorizzato è un fardello che le persone razzializzate devono portare in tutte le occasioni, a prescindere che siano o meno lo specchio di atteggiamenti razzisti espliciti. Per esempio, per chi appartiene a una categoria razzialmente subordinata, vedersi rifiutare un lavoro o un contratto di affitto non significa soltanto un'occasione mancata: significa anche doversi chiedere se il proprio status razziale non abbia giocato un ruolo. Un'esperienza dolorosa e stigmatizzante.

Alla luce di queste considerazioni, occorre riesaminare l'idea espressa da Olivier Massin che le minoranze razziali possano «frintendere» il razzismo. Certamente, in determinate circostanze, le persone razzializzate possono equivocare le intenzioni dei loro interlocutori bianchi o mal interpretare i risultati di un'interazione con le istituzioni. Questi eventi innocui, tuttavia, non cambiano il fatto sistemico che il razzismo può manifestarsi in ogni momento – una realtà semplicemente estranea alle persone bianche. Esse, infatti, potranno magari essere svantaggiate per altri motivi, ma non devono portare il fardello del razzismo interiorizzato. Questo è soltanto uno degli aspetti che caratterizzano il privilegio bianco.

L'analisi di Olivier Massin non tiene conto di questa realtà: l'autore ritiene infatti che, lungi dall'essere la conseguenza di esperienze dolorose vissute dalle persone razzializzate, il razzismo interiorizzato sia in qualche modo il semplice prodotto della discussione stessa sul razzismo sistemico. Detto con parole sue: «La politica identitaria (il wokismo) trasmette alle minoranze razziali il messaggio secondo cui sono sistematicamente discriminate. Nel presente articolo ho illustrato come questo messaggio sia sbagliato. Ma è anche deleterio, poiché impedisce di identificare le *cause fondamentali delle disparità razziali*¹¹ e fa credere alle persone che appartengono a minoranze razziali di essere in balia delle forze ostili di un sistema che rema loro contro. Un'idea errata e scoraggiante, che le spinge a sottostimare le opportunità che il sistema può offrire loro». Tralasciando la questione di quali siano le «cause fondamentali delle disparità razziali» cui fa riferimento Olivier Massin, posso soltanto rispondere tornando alla mia argomentazione iniziale: la stragrande maggioranza degli attivisti antirazzisti è giunta alla conclusione che, per poter combattere il razzismo, occorre partire dall'esperienza delle persone razzializzate. Ciò non significa che il razzismo sia presente ovunque e sempre. Significa che lo è *potenzialmente*. Ed è proprio questa potenzialità a essere discriminatoria. Significa inoltre che la visione individualistica, secondo cui la vita è una sequenza di opportunità da cogliere – a prescindere dal colore della pelle – non corrisponde alla realtà vissuta dalle minoranze razziali ed etniche nelle società euro-amicane.

Conclusione

Per ragioni di spazio non posso sviluppare ulteriormente le mie obiezioni alle argomentazioni di Olivier Massin, tra le quali includerei una tendenza a radicalizzare opinioni divergenti anziché ricercare le sfumature («vi sono due scuole di pensiero radicalmente opposte sul tema del razzismo»), un'illustrazione parziale di quella da lui definita «politica dell'identità»¹², una descrizione fuorviante

degli effetti delle politiche di azione positiva negli Stati Uniti¹³ e una comprensione errata del concetto di «saperi situati» di Donna Haraway¹⁴.

Tuttavia, vorrei concludere reiterando il valore del contributo di Olivier Massin. Partecipare a questo dibattito mi ha costretto a riflettere in modo più approfondito su questi temi complessi, e una riflessione approfondita sarà sempre più necessaria in periodi storici polarizzati come quello attuale. La lotta contro il razzismo ha ottenuto risultati e può continuare a ottenerne, a condizione che le persone bianche continuino a fare la loro parte. Non ho una visione deterministica o pessimistica, semplicemente riconosco che, se vogliamo essere più del prodotto del nostro contesto sociale, dobbiamo riflettere sul fatto che siamo anche il prodotto del nostro contesto sociale. Per superare il razzismo, occorre pensare non soltanto a che cosa significhi essere una persona non bianca, ma anche a che cosa significhi essere una persona bianca.

Ellen Hertz è professoressa di antropologia all'Università di Neuchâtel.
Ellen.Hertz@unine.ch

- ¹ Qui Olivier Massin non cita alcuna letteratura, ma più avanti fa riferimento allo strumento usato più frequentemente per misurare gli atteggiamenti razzisti impliciti: il test di associazione implicita. A giusto titolo sottolinea che il test è oggetto di accesi dibattiti e produce risultati contrastanti. Questo non conferma né smentisce il fatto che gli atteggiamenti razzisti stiano diminuendo. Dimostra semplicemente che sono difficili da misurare.
- ² www.news.un.org > Independent UN expert says tsunamis of hate targeting minorities must be tackled
- ³ www.ohchr.org > Press releases > Office of the High Commissioner for Human Rights > UN report records piecemeal progress in combating systemic racism against people of African descent, insists on urgent need for transformative change
- ⁴ Per maggiori informazioni sui dati e sulla metodologia, cfr. www.ekr.admin.ch > Pubblicazioni > Monitoraggio nazionale. Naturalmente, questo aumento potrebbe essere riconducibile a una maggiore tendenza da parte delle minoranze razzializzate a denunciare i fatti, ma si tratta di uno sviluppo positivo, se si considera che solitamente vengono sottostimati.
- ⁵ www.nea.org > The Racist Beginnings of Standardized Testing.
- ⁶ Phillips, C. (2011). "Institutional Racism and Ethnic Inequalities: An Expanded Multilevel Framework". *Journal of Social Policy* vol. 1, n° 1, pp. 173-192.
- ⁷ Piguet, E. (2013). *Immigration en Suisse. Soixante ans d'entrouverture*. Lausanne: Presses polytechniques et universitaires romandes.
- ⁸ Lavanchy, A. (2015). "Glimpses into the Hearts of Whiteness". In: Purtschert, P., Fischer-Tiné, H. (eds.) *Colonial Switzerland*. Palgrave Macmillan, London.
- ⁹ Fibbi, R., Ruedin, D., Stünzi, R., & Zschirnt, E. (2021). "Hiring discrimination on the basis of skin colour? A correspondence test in Switzerland". *Journal of Ethnic and Migration Studies*, vol. 48, n° 7, pp. 1515-1535.
- ¹⁰ Pyke, K. D. (2010). "What is Internalized Racial Oppression and Why Don't We Study It? Acknowledging Racism's Hidden Injuries". *Sociological Perspectives*, vol. 53, n° 4, pp. 551-572.
- ¹¹ Il corsivo è di Ellen Hertz.
- ¹² Per una buona introduzione, cfr. Appiah, K. W. (2018). *The Lies that Bind: Rethinking Identity*. New York: Liveright / W. W. Norton.
- ¹³ Cfr. www.naacp.org > resources > Affirmative Action in Education Matters for Equity, Opportunity, and the Nation's Progress. Per una prospettiva più ampia, cfr. Warikoo, N. 2022. *Is Affirmative Action Fair? The Myth of Equity in College Admissions*. New York: Wiley.
- ¹⁴ Cfr. Schulze, M., Bühler, N., Hertz, E. (2023). "Ethnographier en féministe : l'art des conséquences". *ethnographiques.org*, n° 44 [online]

L'enjeu
est de

savoir
qu'il

peut

prétendre

imposer

ses valeurs

Der zähe Einsatz für eine antirassistische Politik in einer zunehmend polarisierten Gesellschaft

Als Michele Galizia 1995 mit der institutionellen Antirassismuserbeit begann, war das eine exotische Herausforderung: «Rassismus» irritierte, polarisierte. In seinem Beitrag zeigt der Autor auf, wie zäh der Einsatz für die Anerkennung von Rassismus als gesellschaftliches Phänomen war – und ist. Wie angesichts helvetischer Langsamkeit das Aufbegehren der direkt Betroffenen verständlich ist und wie die Polarisierung kultiviert wird, um sich gegen eine inklusivere, gerechtere Gesellschaft zu wehren.

Michele Galizia

1970 fand die fremdenfeindliche Überfremdungs-Initiative von James Schwarzenbach zwar knapp keine Mehrheit, sie hinterliess jedoch eine zutiefst polarisierte Gesellschaft. Der Film «Die Schweizermacher» (1978) erfasst auf tragisch-komische Art die fremdenfeindliche Stimmung der Mehrheitsgesellschaft und der helvetischen Institutionen; der neue Film von Samir «Die wundersame Verwandlung der Arbeiterklasse in Ausländer» liefert die Dokumentarbilder dazu. Die quer durch alle politischen Lager etablierte Vorstellung von zwei sich gegenüberstehenden Menschengruppen – Schweizer/-innen und Ausländer/-innen – galt als selbstverständlich, wurde kaum hinterfragt. Vor diesem Hintergrund hatte 1981 die Mitenand-Initiative für eine offenere Ausländerpolitik keine Chance, sie wurde haushoch abgelehnt. Die Initiative forderte eine Politik, «die davon ausgeht, dass der Ausländer ein Mensch gleichen Rechts und gleicher sozialer Ansprüche wie der Schweizer ist», ohne dass Ausländer gezwungen sind, ihre kulturelle Identität aufzugeben.

In der Folge verzichteten die etablierten linken Parteien auf visionäre emanzipatorische Projekte und beschränkten sich auf – erfolglose – Abwehrscharmützel

der Verschärfungen des Migrations- und Asylrechts. Die Gewerkschaften öffneten sich dafür langsam für Migranten, und den zivilgesellschaftlichen Organisationen stand ein langer, zäher Kampf für eine offenere Gesellschaft bevor.

Polarisierende Hetze

In den 1980er-Jahren bestimmte zunehmend die Asylpolitik die Haltung gegenüber Ausländerinnen und Ausländern und Migration. Zwar hatte die fremdenfeindliche Propaganda immer auch mit dem Fremdländischen der Italiener und weiterer «Südländer» argumentiert, sie zu «rassifizieren» versucht. Doch mit den Tamilinnen und TAMILen, die nach Ausbruch des Bürgerkriegs auf Sri Lanka 1983 Schutz suchten, war es erstmals eine grössere Gruppe aus dem globalen Süden, die aufgrund ihres Äusseren ausdrücklich rassistisch ausgegrenzt werden konnte.

Die rechte Hetze gegen «Asylanten» und der rechtspopulistische Drall etablierter bürgerlicher Parteien waren Wasser auf die Mühlen der in diesen Jahren immer aktiveren rechtsextremen Szene – dem «kleinen Frontenfrühling»: Menschen wurden öffentlich beschimpft, zusammengeschlagen, terrorisiert, es brannten Kreuze und Asylheime. Allein zwischen

1989 und 1990 wurden mindestens sieben Menschen ermordet, fünf von ihnen TAMILen.

Und wie wirksam der auch heute tief-sitzende, subtile Antisemitismus der Schweizer Gesellschaft war, zeigte die Reaktion auf den klammheimlichen Abtransport einer Eisenplastik des Künstlers Schang Hutter zum Gedenken an die Shoah vor dem Bundeshaus durch die damalige Freiheits-Partei: keine einhellige Verurteilung, sondern eine polarisierende Debatte, ob dies eventuell akzeptierbar war, sei doch die Plastik drei Meter neben dem vorgesehenen Standort aufgestellt worden.

Gleichzeitig trug der Widerstand gegen die polarisierende Hetze dazu bei, sich auf zivilgesellschaftlicher Ebene politisch zu organisieren. Erste Demonstrationen gegen Rassismus fanden statt. Die AG Mitenand initiierte zusammen mit anderen Organisationen eine landesweite Petition «Für eine offene Asylpolitik». Die neue *Bewegung für eine offene und solidarische Schweiz (BODS)* stellte in der Charta 1986 fest: «Wir fühlen uns nicht bedroht von ein paar tausend Türken und TAMILen, sondern von einer Politik, die die Demokratie aushöhlt und die Menschenrechte missachtet.»

Tamilinnen und TAMILen selber kamen in der aufgeheizten Berichterstattung zur «Tamilenfrage» allerdings noch selten zu Wort.

Das im selben Jahr ergriffene Referendum gegen eine zweite Verschärfung des Asylgesetzes der Berner Flüchtlingskoalition war das erste Referendum in der Geschichte der Schweizer Demokratie, das keine etablierte Gruppierung, sondern eine Basisbewegung einreichte – es scheiterte.

2000 schlossen sich die BODS, die Asylkoordination und weitere Kreise zur *Solidarité sans frontières* zusammen, die in ihren Statuten erstmals rassistische Diskriminierung als Konzept thematisierte: «Wir wenden uns gegen die Diskriminierung von Menschen aufgrund ihrer Herkunft, ihrer Hautfarbe, ihres Geschlechts, ihrer Weltanschauung, ihrer sozialen Lage.» «Rassismus» wurde nicht beim Namen genannt, obwohl an der Gründungsveranstaltung der implizite Rassismus der Schweizer Ausländerpolitik angesprochen wurde. Man zögerte selbst in diesen Kreisen, den Begriff zu verwenden, zu gross war die Befürchtung, man ecke damit an. Gleichzeitig wurde das Konzept noch sehr auf die psychologischen und moralischen Aspekte von Einzelfällen angewendet. Man redete zwar über Vorurteile, Anfeindungen, Diskriminierung, weniger aber darüber, woher sie kommen, wie sie gesellschaftlich verankert sind – und mit dem Konzept des strukturellen Rassismus war man noch nicht vertraut.

Beitritt zur Antirassismuskonvention

Beim Beitritt zum Übereinkommen zur Beseitigung jeder Form von rassistischer Diskriminierung von 1994 glaubte das politische Establishment, dass dies die Schweiz kaum betreffe. Man dachte an den Rassismus und Antisemitismus der Nazis, an das zerbröckelte Apartheidsregime und allenfalls an ein paar ewiggestrige Rechtsextremisten.

Die für den Beitritt nötige Antirassismustrafnorm wurde von einer Mehrheit der Stimmenden (rund 54 Prozent) angenommen, in der Überzeugung, dass sie wohl selten zur Anwendung kommen werde und auch die zur aktiven Prävention gebildete Eidgenössische Kommission gegen Rassismus (EKR) – eine weitere Voraussetzung zum Beitritt – beunruhigte nicht, die Mehrheitsgesellschaft fühlte sich kaum betroffen.

Der erste öffentliche Auftritt der Kommission nur ein Jahr nach deren Einsetzung war dann ein Paukenschlag: Die EKR kritisierte das «Drei-Kreise-Modell» der Ausländerpolitik als rassistisch. Damit machte sie klar, dass Rassismus ein gesellschaftliches Problem ist. Obwohl sie damit strukturellen Rassismus benannte, beschränkte sie sich in der Folge aber weitgehend auf ein individuelles Verständnis von Rassismus – weil weniger polarisierend.

Integration als einseitige Leistung

In den 2000er-Jahren etablierte sich nach und nach eine nationale Integrationspolitik mit Verantwortlichen in allen Kantonen und vielen Gemeinden. Integrationspolitik wurde vorerst von den Städten vorangetrieben. Auf Bundesebene war es die Eidgenössische Ausländerkommission (heute Migrationskommission), die ab 2001 Integrationsprojekte förderte und finanziell unterstützte. Mit der Institutionalisierung im Bundesamt für Migration (heute Staatssekretariat für Migration) ab 2008 und der erweiterten finanziellen Unterstützung von Projekten auf Kantons- und Gemeindeebene etablierten sich auch in allen Kantonen entsprechende Strukturen. Fachpersonen und Organisationen der Zivilgesellschaft fanden finanzielle Unterstützung, die Zusammenarbeit mit Migrant*innenvereinen institutionalisierte sich. Doch die flächendeckende Institutionalisierung musste von allen, auch den vorwiegend bürgerlich dominierten kantonalen Gremien akzeptiert werden. Das war nur durch einen grundlegenden Begriffswandel möglich:

Integration wurde immer mehr als einseitige Leistung der Zugewanderten verstanden und nicht mehr, wie ursprünglich intendiert und in Abgrenzung zu «Assimilation», als Prozess, der von beiden Seiten, der aufnehmenden Gesellschaft und den Zugewanderten, gemeinsam zu entwickeln ist.

Die pragmatische Integrationspolitik trug dazu bei, dass in breiten Teilen der Öffentlichkeit Migration und Integration entdramatisiert betrachtet wurden. Doch das rief die Rechte auf den Plan, am polarisierendsten die SVP. Mit ihren Kampagnen zur Verschärfung des Asylrechts, gegen weniger diskriminierende Einbürgerungsverfahren, gegen die Erweiterung der Personenfreizügigkeit und mit der Lancierung der Ausschaffungs- und Masseneinwanderungsinitiative beschwor sie willentlich eine zunehmend rassistisch geprägte Fremdenfeindlichkeit: schwarze Raben und schwarze Schafe, die das weisse Idyll stören, dunkle Hände, die nach dem Schweizer Pass greifen, pauschalisierende Kriminalisierung aller «Kosovaren» als Mörder, Minarette als die Schweizer Fahne durchbohrende Raketen. Die Sujets solcher Plakate fanden dankbare Nachahmer bei den rechtsextremsten Parteien und Gruppierungen in ganz Europa.

Trotz der zunehmend rassistischen Kampagnen der Rechten blieb die Auseinandersetzung mit dem Konzept «Rassismus» eine zähe Herausforderung.

Struktureller Rassismus als Tabu

Trotz der zunehmend rassistischen Kampagnen der Rechten blieb die Auseinandersetzung mit dem Konzept «Rassismus» eine zähe Herausforderung. Die Mechanismen rassistischer Diskriminierung in den verschiedenen Bereichen mussten erst noch erarbeitet und auf die Schweizer Realität angewendet werden.

Als Beispiel dafür, wie sehr die Begriffe «Rassismus», «Diskriminierung» und selbst «Menschenrechte» polarisieren, sei der Lehrplan21 erwähnt. In ersten Versionen war die Behandlung von «Rassismus» als Schulthema vorgesehen; später durfte «nur» noch von «Diskriminierung» die Rede sein; dann hiess es allgemein «Menschenrechte». Aber selbst bei der Verwendung dieses Begriffs wurde befürchtet, dass er nicht den Segen aller kantonalen Erziehungsdirektionen finden würde. Heute wird «Politik, Demokratie und Menschenrechte» hinter der Bildung für Nachhaltige Entwicklung (BNE) versteckt. Diskriminierung wird als zwischenmenschliches Phänomen verstanden, die strukturelle Dimension von Diskriminierung (und Rassismus), die zur Hierarchisierung und Differenzierung von Menschen beiträgt und so gesellschaftliche Machtverhältnisse prägt, wird nicht angesprochen.

Auch bei den von der Fachstelle für Rassismusbekämpfung (FRB) unterstützten Projekten wurde damals Rassismus meistens auf individueller Ebene angegangen, gerne in Form von Begegnungen, Gesprächen, gemeinsamem Essen. Rassismus vorzuwerfen oder rassistisches Verhalten und Diskriminierung zu thematisieren, war schwierig, weil «polarisierend». Selbst Zugewanderte pflegten die Schizophrenie: In Interviews sprach kaum jemand spontan von Diskriminierungs- und Rassismuserfahrungen, selbst wenn evidente Erlebnisse beschrieben wurden.

Erste Ansätze einer postmigrantischen Gesellschaft

Im neuen Jahrtausend trat die zweite Migrationsgeneration, die sogenannten Secondos und Secondas auf die politische Bühne – als Subjekt, mit Ansprüchen und der Forderung, in der Politik mitzusprechen, zu wählen und gewählt zu werden: «Wir haben vielleicht nicht alle dieselbe Geschichte, aber das Land, in dem wir leben, gehört uns allen.» Doch der Aufruf verpuffte im etablierten poli-

tischen System weitgehend. Zwar sind sie auf den Listen der linken Parteien präsent und mit assimilationistischen Argumenten auch auf jenen der Rechten, doch gewählt werden sie selten, oft gar von der Liste gestrichen.

In Kultur, Werbung und Sport kam Diversität zunehmend an. Wenn auch gerade in der Werbung eher von «Tokenism» gesprochen werden muss: Kaum eine Werbung verzichtet heute auf schwarze und ostasiatisch aussehende Models. Die beworbenen Unternehmen glänzen allerdings selten mit einer Diversitätspolitik, die sowohl deren eigene Strukturen als auch Produktion und Verteilung ihrer Produkte umfasst.

Die ab 2008 publizierten Berichte des Netzwerkes der Beratungsstellen für Rassismuskritik DoSyRa trugen dazu bei, anhand von Einzelfällen, Rassismus in der Schweiz glaubhaft nachzuweisen. Darauf beruft sich auch der von der FRB herausgegebene regelmässig erscheinende Monitoringbericht, der unter Einbezug der Ergebnisse der repräsentativen Datenerhebungen des Bundesamts für Statistik eine umfassende Darstellung von Diskriminierung und Rassismus als gesamtgesellschaftliche Problematik anstrebt.

Doch die Politik weigert sich weiterhin weitgehend, Rassismus als Problem anzugehen. Polizeiliche Übergriffe können noch immer nicht von unabhängigen Stellen überprüft werden; Alltagsrassismus bleibt für Betroffene gelebte Realität; struktureller Rassismus und Diskriminierung auf dem Wohnungsmarkt, in der Schule, bei der Jobsuche und auch im Gesundheits- oder Justizwesen sind nach wie vor an der Tagesordnung.

Eine breite Bewegung bildet sich

Für migrantische Menschen der jüngeren Generation steht das im Widerspruch zur herrschenden Assimilationslogik. Das erklärt, warum die Frage «Woher kommst du?» für diese Generation als derart verletzend empfunden wird: Wenn die Frage

immer noch, nach all den Anstrengungen von ihnen und ihren Eltern, gestellt werden kann – was haben sie dann falsch gemacht? Oder eben eher: Was läuft da falsch? Die Folgerung ist klar: Sie müssen akzeptieren, dass sie immer noch «anders» sind, sie müssen eine postmigrantische inkludierende Gesellschaft fördern und fordern.

Doch «anders sein» ist keine für sich sprechende, schlagkräftige Kategorie. Die Erkenntnis muss spezifisch ausgelebt und politisch umgesetzt werden. Folgerichtig meldeten sich neue Stimmen unterschiedlicher Positionen. Die Bewegung wurde bunter, lauter, sichtbarer und eben auch spezifischer: Schwarze Frauen, Verdingkinder, migrantische Transpersonen, versklavte Hausangestellte ...

Das 2012 erschienene Buch «Postkoloniale Schweiz» von Purtschert & Co. markierte einen Wendepunkt. Schwarze Frauen organisierten sich und traten ab 2016 als Bla*Sh öffentlich auf, Afrolitt fördert Schwarze Literatur, das politische Kunstprojekt Die ganze Welt in Zürich (2015) verlangt eine städtische *Citizenship*: Aufenthaltsfreiheit, Diskriminierungsfreiheit und Gestaltungsfreiheit – eine Forderung, die in einigen Städten mit der City Card umgesetzt wird. Die Bewegung wurde facettenreicher, verspielter, humorvoller: *Rassismuskritisches* Humorfestival, Late Night Shows. Der Salon Bastarde formuliert es folgendermassen: «Der Salon ist eine kulturpolitische Intervention, um heimisch zu werden in einer Schweiz des Ausschlusses und des alltäglichen Rassismus. Der Salon bietet allen Menschen mit Migrationshintergrund und/oder People of Color sowie allen Interessierten und Verbündeten (einen) Raum für Kritik, Spass und Utopie.»

Das Collectif Afrosuisse setzt sich seit 2009 für die gesetzliche Verfolgung von Rassismuskritik ein. Die 2016 gegründete Allianz gegen Racial Profiling ermächtigt Menschen, sich mit Rassis-

mus auseinanderzusetzen und eigene Initiativen zu ergreifen, und beobachtet gerichtliche Verfahren. So konnte aufgrund eines bis an den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) weitergezogenen Prozesses Racial Profiling in der Schweiz erstmals gerichtlich sanktioniert werden.

Der Berner Rassismus Stammtisch oder das Institut Neue Schweiz INES ermöglichen eine breite, von migrantischen Stimmen getragene Auseinandersetzung, «um sich aus dem Denken in <Wir> und <Ihr> zu lösen und gesellschaftspolitische Visionen zu entwickeln.» Bücher und Filme von jungen Schwarzen finden vermehrt Aufmerksamkeit, der Doyen der afroamerikanischen Literatur, James Baldwin, aber auch Vincent O. Carter erleben ein Revival. Theater setzen anti-rassistische Stücke auf die Spielpläne und versuchen das, was sie in den letzten Jahrzehnten versäumt haben, eiligst nachzuholen. Die kritische Auseinandersetzung mit der Schweizer Beteiligung am Kolonialismus ist nicht mehr nur eine Forschungsfrage, sondern betrifft die Gestaltung unserer Städte (Monumente, Strassen- und Häusernamen) bis hin zu Tourismusangeboten (Führungen).

Viele Schwarze in der Schweiz, die bis anhin nicht aktiv waren, fühlten sich durch BLM angesprochen und darin bestärkt, den alltäglichen Rassismus nicht mehr tatenlos hinzunehmen, sondern öffentlich anzuprangern.

Aufbruch mit Black Lives Matter

Als 2020 nach dem Mord von George Floyd die Black Lives Matter-Bewegung (BLM) die ganze Welt erfasste, konnte sie in der Schweiz auf dieser breiten Basis aufbauen. Um rassistische Diskriminierung anzuprangern, gingen trotz Corona Tausende auf die Strasse. Die Proteste richteten sich nicht nur gegen

Rassismus von Ordnungskräften, sondern gegen die ganze Bandbreite diskriminierender Verhaltensweisen in der Schweiz. Nicht zuletzt hat Corona selber die Ungleichheiten aufgezeigt, die es in unserer Gesellschaft gibt.

Viele Schwarze in der Schweiz, die bis anhin nicht aktiv waren, fühlten sich durch BLM angesprochen und darin bestärkt, den alltäglichen Rassismus nicht mehr tatenlos hinzunehmen, sondern öffentlich anzuprangern. Den Reden der jungen People of Color (PoC) merkte man oft an, dass sie sich zum ersten Mal an eine «weisse» Öffentlichkeit wagten. Die Erleichterung, endlich «sichtbar» zu werden, war spürbar. Der Mut und die Wut, die diese Selbstermächtigung entfachte, waren mit Händen zu greifen.

Das erschreckte zwar nur jene, die sich bis dahin um eine Auseinandersetzung mit der Problematik drückten. Doch die starken Worte und Forderungen, die oft auch ausschliessende Tendenzen beinhalten, haben der BLM-Bewegung auch einige Kritiken eingebracht. Drei Punkte seien hier angesprochen: Die Übernahme des US-Diskurses, Wokeness, identitäre Verirrungen.

In einer ersten Phase wurden Parolen vielfach aus dem US-Diskurs mit wenig Anpassung an die Schweizer Realität übernommen. US-amerikanische Diskriminierungsstrukturen mit ihren Rückgriffen auf die Sklaverei sind nicht unmittelbar auf die Schweiz übertragbar, wo Rassismus eher mit der fremdenfeindlichen Grundstimmung in der helvetischen Gesellschaft zu tun hat – mit jenem Wahn, in dem sich das Land seit über 100 Jahren «überfremdet» glaubt. Darüber hinaus kommen im Gegensatz zu den USA die hierzulande «verhockten» Vorurteile ziemlich prosaisch daher, ausgrenzendes Verhalten ist selten offen und aggressiv, sondern eher unbewusst und verdeckt.

Wokeness, als Bewusstsein der eigenen Position in der Gesellschaft im Hinblick

auf eine zu schaffende bessere, gerechtere Welt, ist zur Cancel Culture und Political Correctness, dem Ende der Meinungsfreiheit, umgedeutet worden. Einer Meinungsfreiheit allerdings, die nie für alle gleich gegolten hat, die deswegen aber um so echauffierter verteidigt wird. Woke Forderungen werden mit den totalitären Ideologien, mit dem «Newspeech» von George Orwell gleichgesetzt.

Sie können tatsächlich erschöpfend sein, die Diskussionen über Schreibweisen, Etikettierungen von öffentlichen Räumen, Umbenennung historisch gewachsener Bezeichnungen. Aber die Kultivierung der Empörung über diese Auswüchse muss auch als Strategie gesehen werden, die eigentlichen Probleme nicht anzugehen. Denen, die sich auf deren Lächerlichmachen einschies- sen und die dahinter liegenden Absichten und Anliegen geringschätzen, sei entgegengehalten: «Wenn etwas aggressiver Mainstream wird und Minderheiten zu einer Gefahr aufgebauscht werden, dann ist eh klar: Da muss man nicht mit den Antiwoken witzeln, sondern dagegenhalten.» (Psychoanalytiker Peter Schneider im Interview mit der WOZ, 8. August 2024)

Kollektive Identität ist eine stille Ressource, solange sie nicht politisiert wird. Ihre emanzipative Dynamik beruht aber auch bei den vergleichsweise harmlosen Auseinandersetzungen in der Schweiz auf ihrem kämpferischen Eifer. Kampf ist notwendigerweise spezifisch, erst durch das Sichtbarmachen der Differenzen, der unterschiedlichen Identitäten und der Lebenswelten, in denen sie entstehen, können neue Perspektiven und politische Forderungen entstehen. Allerdings können identitäre Ansprüche auf Ausschliesslichkeit und Exklusivität zersetzend wirken – und bemühend: wenn etwa darüber gestritten wird, wer für wen sprechen, wer wen repräsentieren oder in Film und TV darstellen darf.

Doch die Betrachtung der Geschichte und der gesellschaftlichen Verhältnisse aus anderen, identitären Sichtweisen ist

erhellend und befreiend. Und dies nicht nur für die Angehörigen der betroffenen Minderheiten, auch für Angehörige der Mehrheitsgesellschaft, die sich dadurch über die bislang unbewusste Vorherrschaft von «weissen» Normen klar werden. Das geht natürlich nicht konfliktlos und kann der Rechten in die Hände spielen, die solche Forderungen gezielt polemisiert und gegen die Fordernden verwendet, um die Mehrheitsgesellschaft zu empören. Die Überhöhung solcher «Triggermomente» durch die Medien, vor allem aber durch die Zündschnurdynamik der sozialen Medien, stärkt die aggressiven Abwehrhaltungen, ja den Backlash.

BLM wirkt weiter

Die BLM-Bewegung war ein Aufbruch – das Mobilisierungspotenzial für eine selbstbewusste, pluralistische Gesellschaftliche bleibt. In den letzten Jahren haben sich die Aktivistinnen und Aktivisten viel Wissen angeeignet, haben sich quer über Differenzen hinweg ausgetauscht: Die Klimajugend interessiert sich für postkoloniale Analysen, Antirassismuskollektive befassen sich mit Diskriminierung von behinderten Menschen. Man löst sich aus der haarspalterischen Selbstzerfleischung und der Kultivierung der Konfliktgärtchen, spricht anders über Solidarität, geht neue Bündnisse ein und lenkt die Energie in konstruktive Bahnen.

Die Zusammenführung von unterschiedlichen identitären Visionen als Teil einer humanistischen, gesamtgesellschaftlichen Sichtweise ist eine Voraussetzung für eine postmigrantische Gesellschaft. Ein menschenrechtlich basiertes, humanistisches Verständnis fordert einen empathischen Umgang aller Gesellschaftsmitglieder. Aufeinander zugehen, gemeinsam kämpfen für eine humanere, diskriminierungsfreie Gesellschaft kann, gerade wenn die Widersprüche und Unterschiede besonders krass sind, schmerzhaft sein. Voraussetzung ist das Anerkennen der Schmerzen und Traumata der anderen. Einseitige Par-

teinahmen ohne differenzierte und eingehende Auseinandersetzung mit den historischen und gesellschaftlichen Zusammenhängen tragen, je weiter das Geschehen von der eigenen Realität entfernt ist, nur zu bitteren und unversöhnlichen Auseinandersetzungen bei.

Integration gelingt besser, wenn man im Streit ist. Solidarität heisst nicht nur strategische Bündnisse mit «Alliierten» einzugehen, sondern auch, sich selbst ebenso wie die Gesellschaft im gemeinsamen Kampf zu verändern, sich auf einen offenen Prozess der Transformation einzulassen, der in der Lage ist, bestehende Polarisierungen zu überwinden – mit Lebensfreude und ohne den Humor zu vergessen. Das geht, wenn man die starken Argumente der jeweils anderen Seite ernst nimmt als die schwachen. Die anstrengende Konsequenz ist allerdings, dass das erst einmal *mehr* Ansprüche produziert, die nicht elegant ideologisch und schon gar nicht elegant machtpolitisch auflösbar sind, sondern ausgehalten werden müssen.

Es gibt in unserer Gesellschaft nun mal Konflikte, es gibt Rassismus, eine postmigrantische Gesellschaft ist (noch) Utopie.

Polarisierung als Strategie der Rechten

Die ununterbrochene Klage über die «Polarisierung» der schweizerischen Politik suggeriert, dass es zwei gleichwertige Pole gibt. Sie zwingt die Leute, zu meinen, sie müssten sich für das eine oder andere Lager entscheiden. Das ist bedrohlich, denn die sogenannte «politische Mitte» ist heute gefährlich nach rechts gerutscht: Fremdenfeindliche Argumente der Rechten werden von den Mitteparteien wie selbstverständlich übernommen, Menschenrechte infrage gestellt. Als Beispiel sei eine Umfrage zu Polarisation von 2023 genannt, die in allen grossen Medien breit rezipiert wurde: «Links, urban, gebildet –

und intolerant» oder «Studie entlarvt Linke als intoleranter und engstirniger als Rechte». Was nicht gesagt wurde, ist, dass damit auch die grundrechtliche Intoleranz gegenüber Gruppen und Positionen gemeint ist, welche die demokratische, rechtsstaatliche Ordnung infrage stellen – also die Ablehnung von demokratiefeindlichen, die Grundrechte und Menschenrechte verletzenden und die Gewaltenteilung infrage stellenden Argumenten. Aus rechtsstaatlicher Sicht sind die beiden Pole keineswegs gleichwertig, und «Intoleranz» bedeutet beidseits nicht dasselbe.

Es gibt in unserer Gesellschaft nun mal Konflikte, es gibt Rassismus, eine postmigrantische Gesellschaft ist (noch) Utopie. Das widerspricht dem Selbstverständnis der Schweiz, wo man nach der Auseinandersetzung im Parlament gemeinsam ein Bier trinken gehen will.

Die Rechte hat von Beginn weg, mit Verweis auf die «Meinungsfreiheit», gegen die Verurteilung von Rassismus gekämpft. Sie hat die Polarisierung kultiviert, als politische Strategie, um nicht über gesellschaftliche Konflikte zu sprechen, um Privilegien und ausschliessliche und ausschliessende identitäre Ansprüche zu verteidigen und zu legitimieren, um sich gegen die Notwendigkeit zu wehren, zu einer postmigrantischen Gesellschaft beizutragen.

Die von der Rechten vorangetriebene Polarisierung hinderte selbst progressive Organisationen daran, offen gesellschaftliche Strukturen zu kritisieren, die Rassismus tragen und fördern. Erst die Bewegung der Betroffenen selber vor und mit BLM hat diese tief in der Schweizer Gesellschaft verankerte Abwehr gegen das Thema aufgebrochen – jetzt wird sie der «Polarisierung» bezichtigt. Ein Vorwurf, der heute tatsächlich gefährlicher als bisherige Auseinandersetzungen ist: Weil die akribische Kultivierung dieser Polarisierung von rechts tiefe Wurzeln geschlagen hat und die sozialen Medien und das oft ver-

zweifelte Ringen um Aufmerksamkeit der etablierten Medien sie bedrohlich anfechten.

Was tun? Die Worte des Altmeisters Antonio Gramsci sind (leider) noch immer gültig: «Die alte Welt liegt im Sterben, die neue ist noch nicht geboren. Es ist die Zeit der Monster. Diese Zeit bringt immer moralische Unordnung mit sich, und wir müssen Menschen schaffen, die umsichtig und geduldig sind und sich nicht über jede Narrheit aufregen.»

*Michele Galizia hat die Geschäftsstelle der EKR mitaufgebaut und 20 Jahre die FRB geleitet.
michele.galizia@bluewin.ch*

HINWEIS

Er dankt den Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartnern, die zur Erarbeitung dieses Textes beigetragen haben: Monique Eckmann, Claudia Kaufmann, Rohit Jain, Tarek Naguib, Alex Sutter.

Un engagement résolu contre le racisme dans une société de plus en plus polarisée

Lorsque Michele Galizia a commencé à travailler sur la lutte contre le racisme à un niveau institutionnel en 1995, le défi semblait exotique : la question du « racisme » irritait et polarisait. Dans sa contribution, l'auteur montre les efforts obstinés qui ont été et qui restent nécessaires pour faire reconnaître le racisme comme un phénomène social. Face aux lenteurs helvétiques, la révolte des personnes directement concernées est compréhensible, d'autant que certains acteurs cultivent la polarisation pour faire obstacle à une société plus juste et plus inclusive.

Michele Galizia

En 1970, l'initiative xénophobe « contre l'emprise étrangère » lancée par James Schwarzenbach ne réussit pas à obtenir la majorité, mais laissa derrière elle une société profondément polarisée. Le film *Les Faiseurs de Suisses* (1978) saisit de manière tragi-comique les sentiments xénophobes qui animaient alors la majeure partie de la société et des institutions suisses. Le réalisateur Samir vient de consacrer à cette période un documentaire intitulé *La Transformation merveilleuse de la classe ouvrière en étrangers*. La vision de deux groupes humains se faisant face – les Suisses et les étrangers – était alors considérée comme allant de soi et n'était guère remise en question, quels que soient les camps politiques. L'initiative « Être solidaires en faveur d'une nouvelle politique à l'égard des étrangers », soumise au vote en 1981, n'avait dans ce contexte aucune chance de succès et fut rejetée haut la main. Elle demandait de reconnaître que les étrangers sont des êtres humains jouissant des mêmes droits, notamment sociaux, que les Suisses, sans que ces derniers doivent renoncer à leur identité culturelle.

Faisant le constat de cet échec, les partis de gauche établis renoncèrent par la

suite à proposer des projets émancipateurs et visionnaires et se contentèrent de s'opposer – sans succès – aux durcissements du droit d'asile et de la migration. En revanche, les syndicats s'ouvrirent lentement aux travailleurs immigrés, et les organisations de la société civile menèrent un long et difficile combat en faveur d'une société plus ouverte.

Une agitation polarisante

Dans les années 1980, les attitudes à l'égard des étrangers et de l'immigration furent de plus en plus déterminées par la politique d'asile. La propagande xénophobe dénonçait certes depuis longtemps le caractère étranger des Italiens et autres « gens du Sud », qu'elle cherchait à « racialisier ». Ce n'est toutefois qu'avec l'arrivée des Tamouls, après le déclenchement de la guerre civile au Sri Lanka en 1983, qu'un groupe significatif du « Sud global » fut explicitement exclu de manière raciste sur la base de son apparence.

La haine de la droite contre les « requérants d'asile » et le populisme de partis bourgeois établis apportèrent de l'eau au moulin de l'extrême droite et contribuèrent à un renouveau des mouve-

ments frontistes pendant cette période. Des personnes furent publiquement insultées, frappées, terrorisées ; des croix et des centres d'hébergement pour requérants d'asile furent incendiés. Rien qu'entre 1989 et 1990, au moins sept personnes furent assassinées, dont cinq Tamouls.

Un événement illustra l'influence de l'antisémitisme subtil, mais aujourd'hui encore profondément ancré dans la société suisse : l'enlèvement en catimini, par le Parti de la liberté de l'époque, d'une sculpture en fer commémorant la Shoah devant le Palais fédéral. Le retrait de cette œuvre de l'artiste Schang Hutter ne provoqua pas de condamnation unanime, mais seulement une controverse visant à déterminer si l'action pouvait être qualifiée d'acceptable au motif que la sculpture avait été placée à trois mètres de l'emplacement prévu.

Parallèlement, la résistance à cette agitation polarisante permit à la société civile de s'organiser sur le plan politique. Des premières manifestations contre le racisme eurent lieu. Avec d'autres organisations, la communauté de travail « Être solidaires » lança une pétition nationale « pour une véritable politique d'asile ».

Dans sa charte de 1986, le nouveau Mouvement pour une Suisse ouverte, démocratique et solidaire (MODS) écrivait : « Nous ne nous sentons pas menacés par quelques milliers de Turcs et de Tamouls, mais par une politique qui sape la démocratie et ne respecte pas les droits de l'homme. » Les Tamouls eux-mêmes n'eurent toutefois que rarement l'occasion de s'exprimer dans les reportages enflammés consacrés alors à la « question tamoule ».

La même année, une coalition bernoise lança un référendum contre un nouveau durcissement de la loi sur l'asile. Si la loi fut finalement acceptée en votation populaire, c'était la première fois dans l'histoire de la démocratie suisse qu'un référendum était déposé par un mouvement social et non par un groupe établi.

En 2000, le MODS, la Coordination asile et d'autres acteurs réunirent pour former Solidarité sans frontières, qui abordait pour la première fois la discrimination raciale en tant que concept dans ses statuts : « Nous nous opposons à la discrimination des personnes en raison de leur origine, de la couleur de leur peau, de leur sexe, de leurs convictions, de leur situation sociale. » Si le terme « racisme » n'était pas mentionné, le racisme implicite de la politique suisse des étrangers avait été évoqué lors de la réunion pour la fondation du mouvement. Même dans ces milieux, on hésitait encore à utiliser ce terme, par crainte de choquer. De plus, le terme de « racisme » était alors surtout appliqué aux aspects psychologiques et moraux des situations interpersonnelles. On parlait certes de préjugés, d'attitudes hostiles et de discrimination, mais moins de leur origine et de leur ancrage dans la société. Et le concept de racisme structurel n'était pas encore bien connu.

Adhésion à la Convention contre le racisme

Lorsque la Suisse adhéra à la Convention internationale sur l'élimination de toutes les formes de discrimination raciale en 1994, la classe politique pensait que la

Suisse n'était guère concernée. On associait alors la problématique au racisme et à l'antisémitisme des nazis, à la fin du régime de l'apartheid ou, tout au plus, aux quelques éternels extrémistes de droite.

Une majorité de votants (plus de 54 %) accepta l'introduction de la norme pénale contre le racisme, condition nécessaire pour l'adhésion à la convention. Ils étaient convaincus qu'elle serait rarement appliquée et que la Commission fédérale contre le racisme (CFR) – autre condition préalable à l'adhésion créée pour pratiquer une prévention active – ne dérangerait pas une société qui ne sentait majoritairement guère concernée.

La première intervention publique de la CFR, un an seulement après sa création, fit l'effet d'un coup de tonnerre : la commission dénonça le caractère raciste du « modèle des trois cercles » de la politique des étrangers, indiquant clairement que le racisme était un problème de société. Si la CFR avait ainsi souligné la problématique du racisme structurel, elle se limita par la suite en grande partie à une compréhension individuelle du racisme, jugée moins polarisante.

L'intégration comme processus unilatéral

Les années 2000 furent marquées par la mise en place progressive d'une politique d'intégration à l'échelle nationale, avec la désignation de délégués dans tous les cantons et de nombreuses communes. Cette politique d'intégration fut d'abord impulsée par les villes. Au niveau fédéral, c'est la Commission fédérale des étrangers (aujourd'hui Commission fédérale des migrations) qui encouragea et soutint financièrement des projets d'intégration à partir de 2001. Avec le processus d'institutionnalisation au sein de l'Office fédéral des migrations (aujourd'hui Secrétariat d'État aux migrations) à partir de 2008 et l'extension du soutien financier aux projets cantonaux et communaux, des structures furent établies dans tous les cantons. Des spécialistes et des

organisations de la société civile purent ainsi compter sur un soutien financier, et la collaboration avec les associations de migrants s'institutionnalisa. Pour être acceptée par l'ensemble des parties, y compris par les instances cantonales à dominante bourgeoise, ce processus à grande échelle ne fut toutefois possible qu'au prix d'un changement fondamental de la façon de concevoir l'intégration. Celle-ci fut de plus en plus souvent comprise comme un effort unilatéral de la part des immigrés et non plus, comme cela avait été envisagé à l'origine par opposition à l'« assimilation », comme une démarche que les deux parties – la société d'accueil et les immigrés – devraient entreprendre ensemble.

Malgré des campagnes de plus en plus racistes de la droite, la réflexion sur le concept de « racisme » resta un défi.

Si la mise en place d'une politique d'intégration pragmatique contribua à dédramatiser l'immigration et l'intégration auprès d'une grande partie de l'opinion publique, la droite monta néanmoins au créneau. L'UDC le fit de manière particulièrement polarisante, en menant des campagnes pour le durcissement du droit d'asile, contre des procédures de naturalisation moins discriminatoires et contre l'extension de la libre circulation des personnes, ainsi qu'en lançant les initiatives « pour le renvoi des étrangers criminels » et « contre l'immigration de masse ». En agissant ainsi, elle convoqua délibérément une xénophobie de plus en plus empreinte de racisme : corbeaux et moutons noirs venant perturber une idylle blanche, mains basanées s'emparant d'un passeport suisse, criminalisation de tous les « Kosovars », minarets transperçant le drapeau suisse comme des missiles. Les motifs de ces affiches firent des émules parmi les partis et les groupes d'extrême droite de toute l'Europe.

Le tabou du racisme structurel

Malgré des campagnes de plus en plus racistes de la droite, la réflexion sur le concept de « racisme » resta un défi. Il fallait encore préciser les mécanismes de la discrimination raciale dans les différents domaines et les appliquer aux réalités suisses.

Pour illustrer à quel point les notions de « racisme », de « discrimination » et même de « droits humains » pouvaient diviser, on peut citer le « Lehrplan 21 » en Suisse alémanique. Les premières versions du plan d'études prévoyaient d'aborder la thématique du « racisme » à l'école ; un peu plus tard, il était « uniquement » question de « discrimination », avant que l'on en vienne à parler, de manière plus générale, de « droits humains ». Même en utilisant ce terme, on craignait de ne pas obtenir la bénédiction de toutes les directions cantonales de l'instruction publique. Aujourd'hui, le thème « Politique, démocratie et droits humains » est dissimulé derrière l'appellation « éducation en vue d'un développement durable (EDD) ». La discrimination est comprise comme un phénomène interpersonnel ; la dimension structurelle des discriminations (et du racisme), qui contribue à hiérarchiser et différencier les personnes et qui façonne les rapports de force au sein de la société, n'est pas abordée.

Pourtant, dans une large mesure, les responsables politiques refusent encore de considérer le racisme comme un problème.

Même dans les projets soutenus à cette époque par le Service de lutte contre le racisme (SLR), le racisme était le plus souvent abordé au niveau individuel, volontiers sous forme de rencontres, de discussions ou de repas en commun. Par peur de « polariser », il était difficile de dénoncer des manifestations concrètes de racisme ou de s'attaquer à des comportements racistes ou discriminatoires particuliers. Même les migrants

entretenaient une certaine schizophrénie en la matière : lors des entretiens, rares étaient ceux qui parlaient spontanément de leurs expériences de discrimination et de racisme, alors même que leurs témoignages allaient manifestement dans ce sens.

Les prémisses d'une société post-migratoire

À l'aube du nouveau millénaire, les immigrants de la deuxième génération, ceux que l'on appelle les « secondos » et « secondas », firent leur entrée sur la scène politique. Ils portèrent leurs revendications et l'exigence de pouvoir s'exprimer, voter et être élus : « Nous n'avons peut-être pas la même histoire, mais le pays dans lequel nous vivons nous appartient à toutes et tous. » Cet appel resta toutefois en grande partie lettre morte dans le système politique établi. Les « secondos » figurent certes sur les listes des partis de gauche et, avec des arguments assimilationnistes, sur celles de la droite, mais ils sont rarement élus, et sont même souvent rayés des listes.

La diversité est de plus en plus présente dans la culture, la publicité et le sport. Cependant, dans le domaine de la publicité, il faut plutôt parler de « tokénisme » : si presque toutes les publicités font aujourd'hui appel à des mannequins noirs ou d'apparence asiatique, les entreprises concernées brillent rarement par une politique de diversité qui s'étende aussi bien à leurs propres structures qu'à la production et à la distribution de leurs produits.

Les rapports publiés à partir de 2008 par le Réseau de centres de conseil pour les victimes de racisme ont contribué à mettre en évidence de manière crédible l'existence du racisme en Suisse sur la base de cas individuels. Les rapports de monitoring publiés régulièrement par le SLR s'appuient également sur ces données. En intégrant les résultats des enquêtes représentatives de l'Office fédéral de la statistique, ils visent à présenter la discrimination et le racisme

comme une problématique qui concerne l'ensemble de la société.

Pourtant, dans une large mesure, les responsables politiques refusent encore de considérer le racisme comme un problème : les violences policières ne peuvent toujours pas être examinées par des services indépendants ; le racisme au quotidien reste une réalité pour les personnes concernées ; quant au racisme structurel et à la discrimination, ils sont toujours monnaie courante sur le marché du logement, à l'école, lors de la recherche d'un emploi et dans les domaines de la santé et de la justice.

Un vaste mouvement prend forme

Pour les jeunes issus de la migration, cette réalité vient contredire le discours dominant de l'assimilation. Cela explique pourquoi la question « D'où viens-tu ? » est perçue comme si blessante pour les membres de cette génération : qu'ont-ils donc fait de mal pour que cette question continue de leur être posée, malgré tous leurs efforts et ceux de leurs parents ? Ou plutôt : qu'est-ce qui ne fonctionne pas ? La conclusion est claire : ils doivent accepter leur « différence » et promouvoir et revendiquer ainsi une société post-migratoire inclusive.

La « différence » n'est toutefois pas une catégorie parlante et percutante en soi. Elle doit être vécue de manière spécifique et mise en œuvre sur le plan politique. C'est pourquoi de nouvelles voix se sont fait entendre et ont exprimé des positions variées. Le mouvement est devenu plus coloré, plus bruyant, plus visible et aussi plus spécifique : femmes noires, enfants placés de force, personnes trans migrantes, esclaves domestiques, etc.

La parution en 2012 du livre *Postkoloniale Schweiz*, dirigé par Patricia Purtschert, Barbara Lüthi et Francesca Falk, a marqué un tournant. À partir de 2016, des femmes noires se sont organisées et ont affiché leur présence dans l'espace public au sein du collectif Bla*Sh ; Afro-litt a promu la littérature noire ; le projet

d'art politique Die Ganze Welt à Zurich (2015) a revendiqué une « citoyenneté urbaine » caractérisée par la liberté de séjour, le droit de vivre dans un environnement non discriminatoire et le droit de participer à la vie collective, une revendication que certaines villes ont mise en œuvre en introduisant les « city cards ». Le mouvement est également devenu plus diversifié, ludique et humoristique : festival d'humour critique sur le racisme à Zurich, Late Night Show postmigratoire en Suisse alémanique. Le Salon Bastarde formule son ambition comme suit : « Le Salon est une intervention culturelle et politique visant à créer un environnement familier dans une Suisse où l'exclusion et le racisme quotidien sont omniprésents. Il offre à toutes les personnes issues de la migration, aux personnes racisées (people of color) et à toutes les parties intéressées et alliées un espace de critique, de plaisir et d'utopie! »

Depuis 2019, le Collectif Afrosuisse milite en faveur de la poursuite des délits racistes par la loi. Créée en 2016, l'Alliance contre le profilage raciste encourage les personnes à s'informer sur la question du racisme et à prendre leurs propres initiatives ; elle suit également les procédures judiciaires. C'est ainsi qu'à la suite d'une procédure portée devant la Cour européenne des droits de l'homme, un tribunal a pu sanctionner pour la première fois un cas de profilage racial en Suisse.

L'association Berner Rassismus Stamm-tisch et l'Institut Nouvelle Suisse (INES) contribuent à un large débat porté par des voix migrantes « afin de s'affranchir de la pensée en "nous" et "vous" et de développer des visions sociopolitiques ». Les livres et les films de jeunes Noirs attirent de plus en plus l'attention ; le doyen de la littérature afro-américaine, James Baldwin, mais aussi Vincent O. Carter, font l'objet d'un regain d'intérêt. Les théâtres inscrivent des pièces antiracistes à leur programme et s'empressent de rattraper ce qu'ils n'ont pas fait au cours des dernières décennies. Le regard critique sur la contribution

de la Suisse au colonialisme n'est plus uniquement un sujet de recherche, mais concerne également l'aménagement de nos villes (monuments, noms de rues et de maisons) ou les offres touristiques (visites guidées).

Un nouveau départ avec Black Lives Matter

Après le meurtre de George Floyd en 2020, le mouvement Black Lives Matter (BLM) s'est répandu dans le monde entier et a pu s'appuyer sur cette large base en Suisse. Malgré la pandémie, des milliers de personnes sont descendues dans les rues pour dénoncer la discrimination raciale. Les protestations n'étaient pas uniquement dirigées contre le racisme des forces de l'ordre, mais contre toute la gamme des comportements discriminatoires en Suisse. Enfin, la pandémie elle-même a mis en évidence les inégalités existantes dans notre société.

Le mouvement BLM a sensibilisé de nombreux Noirs en Suisse qui n'étaient jusqu'alors pas engagés et les a encouragés à ne plus accepter le racisme quotidien sans réagir et à le dénoncer publiquement. Les discours des jeunes noirs montraient souvent que c'était la première fois qu'ils osaient s'adresser à un public « blanc ». Le soulagement d'être enfin « visibles » était palpable ; le courage et la colère déclenchés par cette affirmation de soi, manifestes.

Bien sûr, ces évolutions n'ont effrayé que les personnes qui avaient jusqu'ici évité de réfléchir à cette question. Cependant, les paroles et les revendications fortes, qui ont parfois tendance à exclure plutôt qu'à rassembler, ont aussi valu au mouvement BLM un certain nombre de critiques. Trois points peuvent être abordés ici : la reprise du discours américain, le « wokisme » et les dérives identitaires. Dans un premier temps, les revendications ont souvent été reprises telles quelles du discours américain, sans réel effort pour les adapter aux réalités suisses. Or les structures de discrimi-

nation américaines, qui font écho à la période de l'esclavage, ne sauraient être transposées directement au contexte suisse, où le racisme est plutôt lié à l'état d'esprit xénophobe d'une société qui vit depuis plus d'un siècle dans l'illusion d'être confrontée à une « emprise étrangère ». En outre, à la différence des États-Unis, les préjugés « enracinés » en Suisse sont assez prosaïques ; les comportements d'exclusion sont rarement ouverts et agressifs, mais plutôt inconscients et cachés.

Le « wokisme », initialement défini comme la conscience de sa propre position dans la société pour œuvrer à un monde meilleur et plus juste, a été assimilé à la culture de l'annulation (cancel culture) et au politiquement correct, et donc perçu comme une menace pour la liberté d'expression ; une liberté d'expression qui est d'ailleurs défendue avec d'autant plus d'ardeur qu'elle n'a jamais été égale pour tous. Les revendications woke sont associées aux idéologies totalitaires, à la « novlangue » de George Orwell.

L'identité collective est une ressource qui reste silencieuse tant qu'elle n'est pas politisée.

Il est vrai que les discussions sur l'écriture inclusive, le changement de nom des espaces publics ou le refus d'employer certains termes hérités du passé peuvent être fatigantes. Cependant, l'indignation face à ces dérives doit aussi être considérée comme une stratégie pour ne pas s'attaquer aux véritables problèmes. Aux personnes qui tournent en dérision et méprisent les intentions et les préoccupations présentes au cœur de cette démarche, il faut répondre : « Lorsqu'un discours agressif devient dominant et érige les minorités en danger, il est clair que nous ne devrions pas rire avec les adversaires du wokisme, mais nous opposer à eux. » (entretien avec le psychanalyste Peter Schneider dans la WOZ, 8 août 2024)

L'identité collective est une ressource qui reste silencieuse tant qu'elle n'est pas politisée. Sa dynamique émancipatrice repose sur sa ferveur combative, même dans les conflits relativement inoffensifs que connaît la Suisse. La lutte revêt nécessairement un caractère spécifique : ce n'est qu'en rendant visibles les différences, la diversité des identités et les environnements dans lesquels elles se créent que de nouvelles perspectives et revendications politiques peuvent émerger. Cependant, les revendications qui insistent sur le caractère exclusif et unique d'une identité peuvent également avoir un effet corrosif et épuisant, par exemple lorsque des personnes se disputent pour déterminer qui peut parler au nom de qui, qui peut les représenter ou les incarner dans un film ou à la télévision.

Le fait d'appréhender l'histoire et les conditions sociales en adoptant la perspective d'autres identités n'en reste pas moins éclairant et libérateur, non seulement pour les membres des minorités concernées, mais aussi pour ceux de la société majoritaire, qui prennent ainsi conscience de la domination des normes «blanches». Bien sûr, une telle démarche peut provoquer des conflits et faire le jeu de la droite, qui utilise ces revendications à des fins polémiques pour choquer la société majoritaire. La surenchère des médias, et plus encore des réseaux sociaux, autour de tels événements renforce les attitudes défensives et agressives, voire les retours de balancier.

Le mouvement BLM se poursuit

Le mouvement BLM a été un sursaut : le potentiel de mobilisation pour une société assumant sa pluralité demeure. Au cours des dernières années, les militants ont acquis beaucoup de connaissances et échangé leurs expériences au-delà de leurs différences : les jeunes engagés dans la lutte pour le climat s'intéressent aux analyses postcoloniales, les collectifs antiracistes se préoccupent de la discrimination des personnes en situation de handicap. Ils cessent de se perdre

à la fois dans un nombrilisme chicanier et dans des querelles de clocher pour parler différemment de la solidarité, former de nouvelles alliances et orienter les énergies vers des approches constructives.

Les jugements unilatéraux sans analyse différenciée et approfondie des contextes historiques et sociaux ne font que contribuer à des conflits douloureux et irréconciliables.

La convergence des différentes perspectives identitaires dans une vision humaniste et globale de la société est un préalable indispensable à une société post-migratoire. Une compréhension humaniste basée sur les droits fondamentaux requiert une approche empathique de tous les membres de la société. Aller vers l'autre et lutter ensemble pour une société plus humaine et sans discrimination peut être une expérience douloureuse, surtout lorsque les antagonismes et les différences sont particulièrement flagrants. Une condition est de reconnaître la douleur et les traumatismes des autres. Les jugements unilatéraux sans analyse différenciée et approfondie des contextes historiques et sociaux ne font que contribuer à des conflits douloureux et irréconciliables. Ils le font d'autant plus lorsque les événements viennent contredire la façon dont on se représente la réalité.

La réussite de l'intégration passe aussi par la confrontation. La solidarité ne consiste pas seulement à nouer des ententes stratégiques avec des «alliés», mais aussi à se transformer soi-même et la société dans une lutte commune, à s'engager dans un processus qui transcende les polarisations existantes, dans la joie de vivre et avec un sens de l'humour. Tout cela n'est envisageable que si l'on prend les arguments forts de l'autre partie plus au sérieux que les arguments

faibles. La conséquence désagréable de cette approche est qu'elle produit dans un premier temps encore plus de revendications qu'il n'est pas possible de résoudre de manière élégante sur le plan idéologique et encore moins sur le plan de la confrontation politique.

La polarisation comme stratégie de la droite

Les lamentations incessantes sur la « polarisation » de la politique suisse laissent entendre qu'il existerait deux pôles sur un même plan. Elles conduisent les gens à penser qu'ils doivent choisir un camp ou un autre. Cette situation représente une menace, car le prétendu « centre politique » a aujourd'hui dangereusement glissé vers la droite : les partis du centre reprennent comme si de rien n'était les arguments xénophobes et remettent en question les droits humains. On peut citer, à titre d'exemple, la façon dont les grands médias ont rendu compte, en 2023, d'une enquête portant sur la polarisation, avec des titres comme « De gauche, urbain, éduqué... et intolérant » ou « Une étude tacle la gauche urbaine bien-pensante ». Ces articles ne précisaient pas que l'« intolérance » en question comprenait aussi celle dirigée contre les groupes et les positions qui remettent en question l'ordre démocratique et l'État de droit, c'est-à-dire contre les arguments anti-démocratiques qui ne respectent pas les droits fondamentaux et la séparation des pouvoirs. Du point de vue de la défense de l'État de droit, les deux pôles n'ont donc rien d'équivalents, et l'« intolérance » ne signifie pas la même chose d'un côté et de l'autre.

Notre société reste marquée par les conflits et le racisme. Une société post-migratoire est (encore) une utopie. Cette conclusion va à l'encontre de l'image que la Suisse se fait d'elle-même, celle d'un pays où l'on peut se retrouver autour d'une bière après s'être opposés au Parlement.

Dès le début, la droite a lutté contre la condamnation du racisme en invoquant la « liberté d'expression ». Elle a cultivé la polarisation comme stratégie politique pour ne pas parler des conflits sociaux, pour défendre et légitimer des privilèges et des revendications identitaires à visée excluante, ainsi que pour s'opposer à la nécessité de contribuer à une société post-migratoire.

Cette polarisation a même empêché des organisations progressistes de critiquer ouvertement les structures sociales qui véhiculent et encouragent le racisme. Alors que seul le mouvement des personnes concernées elles-mêmes, avant et avec BLM, a pu briser cette réaction défensive profondément ancrée dans la société suisse, c'est lui qui se voit aujourd'hui accusé de « polarisation ». Ce reproche est encore plus dangereux que dans le cas des débats politiques précédents, car la polarisation encouragée par la droite a pris profondément racine et est dangereusement attisée par les réseaux sociaux et par la lutte souvent désespérée des médias établis pour accaparer l'attention.

Que faire dans cette situation ? Les paroles du vieux maître Antonio Gramsci sont (malheureusement) toujours valables : « Le vieux monde se meurt, le nouveau monde tarde à apparaître et dans ce clair-obscur surgissent les monstres. Cette période apporte toujours un désordre moral, et nous devons créer des gens prudents et patients, qui ne s'indignent pas à chaque folie ».

*Michele Galizia a participé à la création du secrétariat de la CFR et a dirigé le SLR pendant 20 ans.
Michele.galizia@bluewin.ch*

NOTE

Michele Galizia remercie les interlocuteurs et interlocutrices qui ont contribué à la rédaction de ce texte : Monique Eckmann, Claudia Kaufmann, Rohit Jain, Tarek Naguib et Alex Sutter.

Un impegno tenace al servizio di una politica antirazzista in una società vieppiù polarizzata

Quando, nel 1995, inizia a lavorare nella lotta istituzionale al razzismo, Michele Galizia si trova di fronte a una sfida esotica: il «razzismo» era qualcosa che irritava e polarizzava. Nel suo contributo, l'autore illustra la tenacia che ci è voluta, e ancora ci vuole, per far riconoscere il razzismo come fenomeno sociale; che la ribellione delle persone direttamente interessate è comprensibile, considerata la lentezza svizzera, e che alcuni coltivano la polarizzazione per opporsi a una società più inclusiva e più giusta.

Michele Galizia

Nel 1970, l'iniziativa popolare xenofoba «contro l'inforestierimento» presentata da James Schwarzenbach viene respinta di misura, ma lascia dietro di sé una società profondamente polarizzata. Il film «I fabbricassvizzeri» del 1978 coglie in maniera tragicomica il clima xenofobo che pervadeva la società maggioritaria e le istituzioni della Svizzera di allora; nel suo recente documentario «La prodigiosa trasformazione della classe operaia in stranieri» il regista Samir ci fornisce le immagini di quell'epoca. L'idea, presente in tutti gli schieramenti politici, di due gruppi di persone contrapposti – gli svizzeri e gli stranieri – era considerata normale e non veniva praticamente messa in discussione. In questo contesto, l'iniziativa popolare «Essere solidali, per una nuova politica degli stranieri» – i cui promotori chiedono «alla politica di considerare lo straniero come un uomo con pari diritti e pari esigenze sociali alla stregua del cittadino svizzero», senza che quest'ultimo sia costretto a rinunciare alla propria identità culturale – non ha praticamente alcuna possibilità di successo e viene respinta a larga maggioranza nella votazione del 1981.

Dopo queste sconfitte, i partiti di sinistra rinunciano a progetti emancipatori visionari e si limitano a tentare di contrastare, invano, l'inasprimento della legislazione sull'immigrazione e l'asilo. I sindacati dal canto loro si aprono lentamente alle persone immigrate e per le organizzazioni della società civile ha inizio una lunga e difficile battaglia per una Svizzera più aperta.

Campagne polarizzanti

Negli anni 1980, la politica in materia di asilo ha un impatto crescente sull'atteggiamento della società nei confronti delle persone straniere e della migrazione. Da tempo la propaganda xenofoba dell'epoca pone l'accento sulla natura «forestiera» degli italiani e di altri «meridionali» nel tentativo di «razzializzarli». Tuttavia, il primo grande gruppo del «Sud globale» a essere esplicitamente emarginato per motivi razziali a causa dell'aspetto fisico è quello delle persone tamil, che si rifugiano in Svizzera dopo lo scoppio della guerra civile nello Sri Lanka nel 1983.

Le campagne diffamatorie della destra contro gli «asilanti» e la svolta populista dei partiti borghesi affermati portano acqua al mulino dell'estrema destra, sempre più attiva in questi anni. È il periodo della piccola «primavera dei fronti», durante la quale vengono pubblicamente insultate, picchiate e terrorizzate persone e viene appiccato il fuoco a croci e centri per richiedenti l'asilo. Soltanto tra il 1989 e il 1990 sono assassinate almeno sette persone, cinque delle quali tamil.

Un fatto che la dice lunga sull'influenza del sottile e ancora oggi radicato antisemitismo della società svizzera è la reazione alla rimozione, nottetempo, da parte dell'allora Partito della libertà di una scultura in ferro dell'artista Schang Hutter collocata davanti a Palazzo federale per commemorare la Shoah. Nessuna condanna unanime, unicamente un dibattito polarizzante sull'eventua-

le liceità di un simile gesto, visto che la scultura è stata spostata tre metri più in là della posizione autorizzata.

Allo stesso tempo, l'opposizione contro le campagne diffamatorie polarizzanti induce la società civile a organizzarsi politicamente. Hanno così luogo le prime proteste contro il razzismo. Insieme ad altre organizzazioni, la comunità di lavoro *AG Mitenand* («Essere solidali») indice una petizione a livello nazionale per una politica dell'asilo aperta. Il nuovo movimento per una Svizzera aperta e solidale *Bewegung für eine offene und solidarische Schweiz (BODS)* dichiara nel suo documento programmatico del 1986 (*Charta 86*) di non sentirsi minacciato da qualche migliaio di turchi e tamil, bensì da una politica che mina la democrazia e ignora i diritti umani. Tuttavia, nei servizi giornalistici pieni di fervore sulla «questione tamil», le persone tamil stesse hanno raramente l'occasione di esprimersi.

Il referendum del 1986 – fallito – contro un ulteriore inasprimento della legge sull'asilo, indetto dalla coalizione dei rifugiati di Berna *Berner Flüchtlingskoalition*, è il primo nella storia della democrazia svizzera a essere stato presentato da un movimento di base piuttosto che da un gruppo affermato.

Nel 2000, il movimento BODS, l'associazione *Asylkoordination* e altre cerchie uniscono le forze dando vita alla nuova organizzazione *Solidarité sans fron-*

tières che, per la prima volta, tematizza il concetto di discriminazione per motivi razziali nel proprio statuto. L'organizzazione dichiara infatti di opporsi alla discriminazione delle persone basata sull'origine, il colore della pelle, il sesso, la visione del mondo e la situazione sociale. Il termine «razzismo» non viene menzionato esplicitamente, anche se durante l'incontro istitutivo si fa riferimento al razzismo implicito della politica svizzera degli stranieri. Perfino in questi ambienti si esita a utilizzarlo per paura di urtare determinate sensibilità. Se utilizzato, il termine è impiegato soprattutto in relazione agli aspetti psicologici e morali di singoli casi. Si parla più di pregiudizi, ostilità e discriminazione che non dell'origine di questi fenomeni e del loro radicamento nella società. Resta inoltre vieppiù sconosciuto il concetto di «razzismo strutturale».

L'adesione alla convenzione contro il razzismo

Quando, nel 1994, la Svizzera aderisce alla Convenzione internazionale sull'eliminazione di ogni forma di discriminazione razziale, l'establishment politico ritiene che il nostro Paese non sia toccato dal problema: l'associazione d'idee più frequente è con il razzismo e l'antisemitismo dei nazisti, il regime dell'apartheid oramai in declino o, tutt'al più, con una manciata di estremisti di destra reazionari.

La norma penale contro la discriminazione richiesta per l'adesione alla convenzione viene accettata dalla maggioranza dei votanti (oltre il 54 %) nella convinzione che, probabilmente, sarebbe stata applicata raramente. Non desta preoccupazione nemmeno la Commissione federale contro il razzismo (CFR) – istituita per prevenire attivamente la discriminazione razziale, un altro requisito per l'adesione – poiché la società maggioritaria ritiene che il fenomeno non la riguardi.

Il primo intervento pubblico della CFR, a un anno appena dalla sua istituzione, suscita però grande scalpore: la commis-

sione bolla come razzista il «modello dei tre cerchi» alla base della politica degli stranieri dell'epoca. Di punto in bianco c'è chi dichiara che il razzismo è un problema sociale. Sebbene lo intenda in senso «strutturale», la CFR preferisce in seguito utilizzare il termine riferendolo maggioritariamente a una dimensione individuale, perché meno polarizzante.

L'integrazione quale sforzo unilaterale

Negli anni 2000 si afferma progressivamente una politica nazionale di integrazione con delegati in tutti i Cantoni e in molti Comuni, portata avanti inizialmente dalle Città. A livello federale, è allora la Commissione federale degli stranieri (oggi Commissione federale della migrazione) a promuovere e sostenere finanziariamente dal 2001 progetti di integrazione. Con l'istituzionalizzazione di questo compito in seno all'Ufficio federale della migrazione (oggi Segreteria di Stato della migrazione) dal 2008 e il potenziamento degli aiuti finanziari per progetti a livello cantonale e comunale, vengono create le strutture corrispondenti in tutti i Cantoni. Esperti e organizzazioni della società civile ricevono così un sostegno finanziario e la collaborazione con le associazioni dei migranti viene istituzionalizzata. Tuttavia, per poter funzionare, questo processo di istituzionalizzazione a livello nazionale deve essere accettato da tutti, compresi gli organi cantonali a prevalenza borghese. L'accettazione passa anche attraverso un cambio di paradigma per quanto concerne la terminologia: l'integrazione viene sempre più intesa come sforzo unilaterale che le persone migranti sono chiamate a compiere. Un'accezione lontana da quella originaria, pensata in opposizione all'«assimilazione», che preconizza un processo basato sull'impegno congiunto della società di accoglienza e delle comunità immigrate.

L'affermazione di una politica di integrazione pragmatica contribuisce a sdrammatizzare la migrazione e l'integrazione agli occhi di ampi settori dell'opinione pubblica. Nel contempo, però, chiama

sulla scena la destra, in particolare l'Unione democratica di centro (UDC) che, con le sue campagne per l'inasprimento della legislazione sull'asilo, contro procedure di naturalizzazione meno discriminatorie, contro l'estensione della libera circolazione delle persone e con le sue iniziative per l'espulsione degli stranieri e contro l'immigrazione di massa, si fa apertamente portavoce di una xenofobia sempre più razzista. Pecore e corvi neri che disturbano l'idillio bianco, mani scure che cercano di impossessarsi del passaporto svizzero, criminalizzazione generalizzata di tutti i «kosovari» quali assassini, minareti rappresentati come missili che trafiggono la bandiera svizzera: sono soggetti di manifesti dell'UDC che trovano numerosi seguaci tra i partiti e i gruppi di estrema destra di tutta Europa.

Il tabù del razzismo strutturale

Nonostante campagne sempre più razziste condotte dalla destra, riflettere sul concetto di «razzismo» rimane una sfida non da poco, anche perché i meccanismi della discriminazione razziale presente nei diversi settori non sono ancora stati individuati e ricondotti alla realtà svizzera.

Un esempio di quanto siano polarizzati all'epoca i concetti di «razzismo», «discriminazione» e persino «diritti umani» lo fornisce il cosiddetto *Piano di studio 21*. Nelle prime versioni, il «razzismo» figura tra i temi da trattare a scuola, in seguito è questione «unicamente» di «discriminazione» e infine genericamente di «diritti umani». Persino l'uso di questo termine fa temere di non riuscire a incontrare il favore di tutte le direzioni scolastiche cantonali. Oggi l'educazione alla politica, alla democrazia e ai diritti umani è ridotta a una componente dell'educazione allo sviluppo sostenibile. Ne consegue che la discriminazione è intesa come fenomeno interpersonale e la sua dimensione strutturale (come anche quella del razzismo) – che contribuisce a gerarchizzare e operare differenze fra le persone e, quindi, a configurare i rapporti di potere nella società – non viene tematizzata.

Anche nei progetti sostenuti all'epoca dal Servizio per la lotta al razzismo (SLR), il razzismo è affrontato soprattutto a livello individuale, sovente sotto forma di incontri, discussioni e pasti condivisi. Criticare il razzismo o denunciare comportamenti razzisti o discriminatori è difficile perché «polarizzante». Questa sorta di schizofrenia colpisce anche le persone migranti: nelle interviste, quasi nessuno parla spontaneamente di esperienze di discriminazione e razzismo, benché le storie vissute che vengono raccontate ne siano la prova.

La politica, tuttavia, rifugge ancora in larga misura dall'affrontare il razzismo in quanto problema.

Primi timidi passi verso una società post-migratoria

Nel nuovo millennio, irrompe sulla scena politica la seconda generazione di persone con retroterra migratorio, i cosiddetti *secondos* e *secondas*, con esigenze e rivendicazioni proprie quali l'aver voce in capitolo nella politica o il poter votare ed essere eletti. Perché, come affermano, se è vero che ciascuno ha la propria storia, è anche vero che il Paese in cui vivono appartiene a tutti – e quindi anche a loro – e, soprattutto, che sono qui per restare. Le rivendicazioni, tuttavia, restano perlopiù lettera morta nel sistema politico consolidato. Sebbene siano presenti nelle liste dei partiti di sinistra e, con argomentazioni assimilazioniste, anche in quelle di destra, raramente i *secondos* e le *secondas* vengono eletti, anzi sovente sono addirittura stralciati dalle liste.

La diversità diventa sempre più popolare nella cultura, nello sport e nella pubblicità, anche se in quest'ultimo settore bisognerebbe parlare piuttosto di *tokenismo*. Benché quasi nessuna pubblicità rinunci oggi a modelle e modelli neri e dai tratti asiatici, le aziende reclamizzate brillano raramente per una politica della diversità

applicata alle loro strutture e alla produzione e distribuzione dei loro prodotti.

I rapporti pubblicati dal 2008 dalla Rete svizzera di consulenza per le vittime del razzismo contribuiscono a fornire prove attendibili del razzismo in Svizzera sulla base di singoli casi segnalati. Su questi dati si fonda anche il SLR per il suo monitoraggio pubblicato a cadenza regolare, in cui integra e analizza inoltre i risultati delle indagini rappresentative dell'Ufficio federale di statistica, fornendo così periodicamente un quadro completo della discriminazione e del razzismo quale problema per la società nel suo complesso.

La politica, tuttavia, rifugge ancora in larga misura dall'affrontare il razzismo in quanto problema: gli abusi di potere della polizia, ad esempio, non vengono indagati da organi indipendenti; il razzismo quotidiano rimane una realtà per le persone che ne sono vittima; il razzismo strutturale e la discriminazione sul mercato dell'alloggio, a scuola, nella ricerca di un lavoro e anche nel sistema sanitario e giudiziario continuano a essere all'ordine del giorno.

La nascita di un movimento di ampia portata

Per le persone con retroterra migratorio della generazione più giovane, questa realtà è in contraddizione con la logica dominante dell'assimilazione e spiega perché la domanda «Da dove vieni?» abbia per loro un tono così offensivo: in che cosa hanno sbagliato se, malgrado i loro sforzi e quelli dei loro genitori, questa domanda continua a essere posta: o meglio: che cosa sta andando storto? La conclusione è chiara: devono accettare di essere sempre ancora «diversi» e continuare a promuovere e rivendicare una società post-migratoria inclusiva.

«Essere diversi» non è tuttavia una categoria chiaramente definita e con una propria forza d'urto. Questa consapevolezza deve essere vissuta in modo specifico e attuata sul piano politi-

co. Ecco perché si levano nuove voci a difesa di posizioni diverse. Il movimento diventa più variopinto, più roboante, più visibile e, appunto, anche più specifico: donne nere, vittime di collocamenti coatti, persone trans migranti, personale domestico schiavizzato...

Il libro sulla Svizzera postcoloniale «Postkoloniale Schweiz», edito da Purtschert et al. nel 2012, segna una svolta. Le donne nere si organizzano e dal 2016 si presentano in pubblico come rete *Bla*Sh*, la piattaforma *Afrolitt* promuove la letteratura nera, il progetto d'arte politico «Die Ganze Welt in Zürich» («Tutto il mondo a Zurigo», 2015) rivendica una *cittadinanza urbana*: libertà di soggiorno, libertà dalla discriminazione e libertà di partecipazione alla vita collettiva – una rivendicazione che alcune città soddisfanno con l'introduzione della «City Card». Il movimento diventa anche più sfaccettato, più giocoso, più ludico: festival umoristico critico sul razzismo, late-night show postmigratori. Il *Salon Bastarde* si autodefinisce come «intervento politico-culturale per diventare di casa in una Svizzera di esclusione e razzismo quotidiano e offrire a tutte le persone con retroterra migratorio e/o di colore, come pure alle parti interessate e agli alleati (uno) spazio per la critica, il divertimento e l'utopia!».

Dal 2009, il *Collectif Afrosuisse* si batte per il perseguimento legale dei casi di razzismo. L'Alleanza contro la profilazione razziale, fondata nel 2016, incoraggia le persone a confrontarsi con il razzismo e a prendere iniziative proprie e monitora i procedimenti giudiziari. In seguito a una procedura portata dinanzi alla Corte europea dei diritti dell'uomo, un caso di profilazione razziale in Svizzera è stato per la prima volta sanzionato da un tribunale.

L'associazione *Berner Rassismus Stammtisch* o l'Istituto Nuova Svizzera promuovono un ampio dibattito sostenuto da voci migranti «per uscire da uno schema di pensiero dicotomico *noi-voi*

ed elaborare visioni sociopolitiche comuni». Libri e film di giovani persone nere riscuotono sempre più interesse e tornano in auge il decano della letteratura afroamericana James Baldwin, ma anche Vincent O. Carter. I teatri si affrettano a recuperare ciò che hanno ommesso di fare negli ultimi decenni inserendo nella loro programmazione opere antirazziste. La riflessione critica sul coinvolgimento della Svizzera nel colonialismo non è più soltanto un tema di ricerca, ma ha ripercussioni anche sul volto delle nostre città (monumenti, nomi di vie ed edifici) e persino sull'offerta turistica (visite guidate).

Un nuovo inizio con il movimento Black Lives Matter

In seguito all'assassinio di George Floyd nel 2020, il movimento *Black Lives Matter* (BLM) si diffonde in tutto il mondo trovando da subito un ampio sostegno in Svizzera. Nonostante il coronavirus, migliaia di persone si riversano nelle piazze per denunciare la discriminazione razziale. Le proteste non sono rivolte soltanto contro il razzismo delle forze dell'ordine, ma contro l'intera gamma di comportamenti discriminatori in Svizzera. Non da ultimo, la pandemia stessa mette in evidenza le disparità presenti nella nostra società.

Il movimento BLM fa breccia in numerose persone nere in Svizzera, che non erano mai state attive in precedenza, e le incoraggia a non accettare più passivamente il razzismo quotidiano, ma a denunciarlo pubblicamente. Dai discorsi che pronunciano si capisce che molte persone giovani nere osano per la prima volta rivolgersi a un pubblico «bianco». Il sollievo di essere finalmente «visibili» è palpabile, il coraggio e la rabbia che questa nuova consapevolezza scatena sono manifesti.

Questa evoluzione tuttavia spaventa soltanto chi, in precedenza, ha evitato di affrontare il problema. Le parole e le rivendicazioni forti, che spesso tendono anche ad assumere toni di esclusio-

ne, valgono però al movimento anche non poche critiche. A questo proposito è opportuno citare tre punti: l'allineamento al discorso statunitense, il *wokismo* e le derive identitarie.

In una prima fase, sono spesso ripresi gli slogan del discorso statunitense senza praticamente alcun adattamento alla realtà svizzera. Le strutture di discriminazione statunitensi, che affondano le loro radici nella schiavitù, non possono però essere direttamente trasposte al contesto svizzero, dove il razzismo ha più che altro a che vedere con la xenofobia di fondo della società elvetica, che da oltre 100 anni vive nell'assurda convinzione di essere «invasa dagli stranieri». Inoltre, a differenza degli Stati Uniti, i pregiudizi «incrostatosi» in Svizzera sono piuttosto prosaici: i comportamenti di esclusione sono raramente palesi e aggressivi, ma piuttosto inconsci e nascosti.

Il wokismo, inizialmente inteso come la consapevolezza della propria posizione nella società per impegnarsi in favore di un mondo migliore e più giusto, viene assimilato alla cultura della cancellazione e al politicamente corretto, e visto come la fine della libertà d'opinione. Una libertà d'opinione che non è però mai stata uguale per tutti e che proprio per questo viene difesa con ancora più fervore. Le rivendicazioni *wake* vengono equiparate alle ideologie totalitarie e alla *neolingua* di George Orwell.

L'identità collettiva è una risorsa silenziosa fintanto che non viene politicizzata.

Le discussioni sulla scrittura inclusiva, sull'etichettatura degli spazi pubblici, sulla sostituzione di denominazioni ereditate dal passato possono essere davvero estenuanti. Ma la costante indignazione per questi eccessi deve anche essere vista come una strategia per non affrontare i veri problemi. A chi si limita a prendersene gioco e sminuirne le

intenzioni e le preoccupazioni soggettive occorre ribattere che: «Se qualcosa diventa aggressivamente di tendenza e le minoranze vengono additate come un pericolo, allora è chiaro: non dobbiamo ridere con i detrattori del wokismo, ma tenergli testa» (intervista allo psicoanalista Peter Schneider pubblicata l'8 agosto 2024 sulla WOZ).

L'identità collettiva è una risorsa silenziosa fintanto che non viene politicizzata. La sua dinamica emancipatoria si fonda sul suo fervore militante, anche nelle controversie relativamente innocue condotte in Svizzera. La lotta ha un carattere necessariamente specifico; soltanto rendendo visibili le differenze, le diverse identità e i mondi in cui nascono, possono emergere nuove prospettive e rivendicazioni politiche. Tuttavia, le rivendicazioni identitarie di esclusività e di unicità possono risultare stucchevoli e scomodanti: ad esempio quando si litiga su chi può parlare a nome di chi, chi può rappresentare chi o chi può calarsi nei panni di chi in un film o alla televisione.

Tuttavia, guardare la storia e le condizioni sociali da prospettive e identità diverse è illuminante e liberatorio, non soltanto per i membri delle minoranze interessate, ma anche per quelli della società maggioritaria, che in questo modo prendono coscienza del dominio finora inconsapevole delle norme «bianche». Naturalmente, questo processo non è scevro da conflitti e può fare il gioco della destra, che usa queste rivendicazioni a fini meramente polemici e contro chi le avanza per indignare la società maggioritaria. L'eccessiva focalizzazione dei media su questi «battibecchi», ma soprattutto l'«effetto miccia» dei social media non fanno che rafforzare gli atteggiamenti aggressivi di difesa e le controveazioni violente.

Il perdurare degli effetti del movimento BLM

Il movimento BLM non è stato che un inizio: il potenziale di mobilitazione per una società sicura di sé e plurali-

sta perdura. Negli ultimi anni, gli attivisti hanno acquisito molte conoscenze e condiviso le loro idee al di là delle differenze: i giovani impegnati nella lotta per il clima si interessano delle analisi postcoloniali, i collettivi antirazzisti si preoccupano della discriminazione delle persone con disabilità. Invece di dilaniarsi su questioni di lana caprina e di coltivare il proprio orticello, si parla in modo diverso di solidarietà, si stringono nuove alleanze e si convoglia l'energia in canali costruttivi.

Far confluire diverse prospettive identitarie in una visione umanistica e olistica rappresenta una premessa essenziale per una società post-migratoria. Una comprensione umanistica basata sui diritti umani richiede un'interazione empatica tra tutti i membri della società. Andare gli uni verso gli altri e lottare insieme per una società più umana e non discriminante può essere un processo doloroso, soprattutto se le contraddizioni e le differenze sono particolarmente evidenti. Un prerequisito è pertanto quello di riconoscere il dolore e i traumi degli altri. Prendere posizione in modo unilaterale, senza un esame differenziato e approfondito dei contesti storici e sociali, tanto più se gli eventi sono lontani dalla propria realtà, non fa che contribuire ad alimentare dispute aspre e inconciliabili.

L'integrazione riesce meglio se ci si confronta. Solidarietà non significa soltanto stringere coalizioni strategiche con «alleati», ma soprattutto cambiare sé stessi e la società in una lotta comune, impegnarsi in un processo aperto di trasformazione in grado di trascendere le polarizzazioni – con gioia di vivere e senso dell'umorismo. Questo processo è possibile soltanto se si prendono più sul serio gli argomenti forti, rispetto a quelli deboli, della controparte. La conseguenza faticosa di questo approccio è, tuttavia, che produce innanzitutto maggiori contraddizioni che non possono essere risolte in modo elegantemente ideologico e certamente non in modo elegante in termini di politica del potere, ma devono essere accettate.

No, la nostra società non è scevra da conflitti e dal razzismo e una società post-migratoria è (ancora) un'utopia.

La polarizzazione come strategia della destra

Le incessanti lamentele sulla «polarizzazione» della politica svizzera suggeriscono che ci sono due poli equivalenti e inducono le persone a credere di doversi per forza schierare da una parte o dall'altra. È una tendenza pericolosa, perché il cosiddetto «centro politico» è oggi scivolato pericolosamente a destra: i partiti di centro riprendono senza battere ciglio gli argomenti xenofobi della destra e mettono in discussione i diritti umani. A titolo di esempio si può citare il modo in cui tutti i principali media hanno riportato i risultati di un sondaggio sulla polarizzazione condotto nel 2023: «Di sinistra, urbani, istruiti... e intolleranti» o «Lo studio rivela che le persone di sinistra sono più intolleranti e di mentalità più ristretta di quelle di destra». Hanno però ommesso di precisare che l'intolleranza è riferita anche in relazione a gruppi e posizioni che mettono in discussione l'ordine democratico dello Stato di diritto, vale a dire contro argomenti antidemocratici che non rispettano i diritti fondamentali e i diritti umani e che mettono in discussione la separazione dei poteri. Dal punto di vista della difesa dello Stato di diritto, i due poli non sono affatto equivalenti e «intolleranza» non significa la stessa cosa per le due parti.

No, la nostra società non è scevra da conflitti e dal razzismo e una società post-migratoria è (ancora) un'utopia. Questa affermazione è in contraddizione con l'immagine che la Svizzera ha di sé, ossia di un Paese in cui ci si ritrova volentieri a bere una birra dopo essersi scontrati in Parlamento.

Fin dall'inizio, la destra ha lottato contro la condanna del razzismo invocando la «libertà d'opinione» e coltivato la pola-

rizzazione come strategia politica per non parlare di conflitti sociali, per difendere e legittimare privilegi e rivendicazioni identitarie esclusive ed escludenti e per opporsi alla necessità di contribuire a una società post-migratoria.

La polarizzazione coltivata dalla destra ha impedito persino a organizzazioni progressiste di criticare apertamente strutture sociali che sostengono e promuovono il razzismo. Soltanto il movimento delle persone direttamente interessate, pre- e post-BLM, è riuscito a incrinare l'atteggiamento profondamente radicato nella società svizzera di rigetto per questo tema – e pensare che adesso viene tacciato di fare opera di «polarizzazione»! Quest'accusa è ancora più pericolosa delle precedenti controverse politiche, perché la polarizzazione coltivata con grande acribia dalla destra ha messo radici profonde e viene attizzata in modo minaccioso dai social media e dai media affermati che lottano disperatamente per accaparrarsi l'attenzione.

Che cosa fare? Le parole del vecchio maestro Antonio Gramsci rimangono (purtroppo) di attualità: *«Il vecchio mondo sta morendo. Quello nuovo tarda a comparire. E in questo chiaroscuro nascono i mostri. Ogni collasso porta con sé disordine intellettuale e morale. Bisogna creare gente sobria, paziente, che non disperi dinanzi ai peggiori orrori e non si esalti a ogni sciocchezza.»*

*Michele Galizia ha partecipato all'istituzione della segreteria della CFR e diretto per 20 anni il SLR.
michele.galizia@bluewin.ch*

NOTE

L'autore tiene a ringraziare le persone che hanno contribuito alla redazione del presente contributo: Monique Eckmann, Claudia Kaufmann, Rohit Jain, Tarek Naguib, Alex Sutter.

Bonnes Pratiques

«Wir müssen an den Strukturen arbeiten, die Polarisierung speisen»

Polarisierung führt dazu, dass eine Gruppe mit Macht die andere Seite besiegen will. Doch statt «Power-over»- sollten «Power-with»-Prozesse gestärkt werden. Die Anwältin und Mediatorin Nora Refaeil plädiert dafür, Bedingungen zu schaffen, die kollaborative Ansätze ermöglichen.

Das Interview führte Theodora Peter

Als Mediatorin vermitteln Sie zwischen Konfliktparteien. Kann die Mediation angesichts zunehmender Polarisierung zur Förderung der Dialogfähigkeit in der Gesellschaft beitragen?

Nora Refaeil: Zunächst zu den Begriffen: Mediation ist ein Verfahren, bei dem ein neutraler Dritter bei der Beilegung von Streitigkeiten zwischen zwei oder mehreren Parteien hilft. Mediation kommt dann zum Zuge, wenn ein Dialog nicht mehr möglich ist. Die Rolle des Mediators besteht darin, die Kommunikation zwischen den Parteien zu erleichtern, ihnen dabei zu helfen, sich auf die wirklichen Streitpunkte zu konzentrieren und Optionen zu entwickeln, die den Interessen oder Bedürfnissen aller betroffenen Parteien entsprechen, um den Konflikt zu lösen. Die Frage der Allparteilichkeit allerdings hat im letzten Jahrzehnt eine neue Dimension erhalten, insbesondere im Zusammenhang mit Fragen des strukturellen Sexismus und Rassismus. Bei einem derart krassen Ungleichgewicht stellt sich die Frage, ob es diese Allparteilichkeit gibt und ob sie sinnvoll ist.

Polarisierung wiederum ist der Prozess, der dazu führt, dass Menschen Partei ergreifen. Einzelpersonen oder Gruppen von Menschen nehmen zunehmend extreme Positionen ein und heben sich mehr und mehr voneinander ab. Es entsteht eine «Wir-gegen-sie»-Rhetorik,

die sowohl gemeinsame als auch individuelle Interessen untergräbt, anstatt sie zu fördern. Diese Gruppen definieren sich dann über ihre Gegnerschaft zu einem gemeinsamen Feind. Vertrauen und Respekt nehmen ab, und es entstehen verzerrte Wahrnehmungen und vereinfachte Stereotype. Die Parteien nehmen immer starrere Positionen ein und weigern sich, sich auszutauschen. Es wird also weniger verhandelt und mehr gekämpft. Es geht um den Sieg über den anderen, auch wenn dabei nicht nur gesellschaftliche Normen wie die Fairness verletzt, sondern durch Gewaltausübung auch Regeln gebrochen werden.

Zu einem Konfliktlösungsrepertoire gehören Deeskalation, aktives Zuhören, Dialog, Ermächtigung von Gruppen mit geringerer Macht.

Bei Polarisierung geht es somit darum, mit Macht die andere Seite zu besiegen. Es findet ein «Power-over» statt und nicht ein «Power-with». Deshalb ist es wichtig, Bedingungen zu schaffen, die kollaborative Ansätze ermöglichen. Dabei geht es darum, ein gemeinsames Verständnis des Problems zu erlangen und eine gemeinsame Vision des Ziels zu entwickeln. Das erlaubt, demokratische

Gesellschaften erfolgreich zu machen. Im Rahmen meiner Arbeit erlebe ich oft, dass das, was wir als Polarisierung auf einer gesellschaftlichen Ebene wahrnehmen, die Ansichten, Erwartungen und Haltungen auf einer interpersonellen Ebene oder zwischen Gruppen beeinflusst. Die Polarisierung wirkt sich somit direkt auf unseren Alltag aus.

Wie können die Erfahrungen und Methoden aus der Mediationsarbeit ganz konkret genutzt werden? Gibt es dazu Beispiele sowie Ideen für gesellschaftliche Initiativen?

Es ist wichtig, dass wir in diesem Zusammenhang unterscheiden, wie stark polarisiert die Menschen sind und auf welcher Ebene (interpersonell, gruppenübergreifend, gesellschaftlich) der Konflikt stattfindet. Geht es um interpersonelle Konflikte oder um gesellschaftliche Polarisierung? Je nach Ebene braucht es andere Formen von Interventionen.

Mediation hat viele verschiedene Entwicklungen durchgemacht – von der klassischen Win-win-Mediation bis hin zur transformativen Mediation und darüber hinaus. Deshalb würde ich Mediation weiterdenken und von einem Konfliktlösungsrepertoire sprechen: gemeint sind Deeskalation, aktives Zuhören, Dialog, Ermächtigung von Gruppen mit geringerer Macht. Um jedoch auf einer breiteren

Ebene wirksam zu sein, sind Ansätze aus der Friedensförderung sowie System- und Komplexitätsdenken notwendig. Je nachdem, auf welcher Stufe wir uns bewegen, sind Elemente aus all diesen Disziplinen wichtig, um einen Schritt in eine positive Richtung zu gehen.

Anders gesagt: Je komplexer die Thematik, desto komplexer die notwendigen Interventionen: Wir müssen somit an den Strukturen arbeiten, die das Problem der Polarisierung speisen wie auch an den Attraktoren, die das Problem aufrechterhalten. Der Schlüssel zum Ausweg aus der politischen Polarisierung und der politischen Verachtung der anderen Seite liegt also darin, zu lernen, wie man Attraktoren sowohl auf der zwischenmenschlichen als auch auf der gesellschaftlichen Ebene aufbrechen und ihnen entkommen kann.

In Bezug auf das Thema Rassismus bedeutet dies, an den Faktoren zu arbeiten, die das Problem des Ausschlusses, des mangelnden Zugangs, der mangelnden Repräsentation und weiteren Ungerechtigkeiten aufrechterhalten. Auf der anderen Seite stellen wir die Frage, welche Systemfaktoren notwendig sind, um einen gerechten Wandel herbeizuführen. Das trifft sowohl auf Konflikte im Zusammenhang mit Rassismus und Ausschluss wie auch auf die Themen Klimawandel, Gesundheit und Politik zu. Diese Art der Arbeit geht weit über die klassische Mediation hinaus, ist aber notwendiger Teil eines Konfliktregelungsprozesses.

Ein konkretes Beispiel bezieht sich auf ein EU-Projekt: Dabei werden via Mediation Methoden zur Entscheidungsfindung für die Klimawandelanpassung bereitgestellt oder bei Konflikten zu diesem Thema Konfliktregelungsverfahren angeboten.

Die Polarisierung geht oft mit einem Rückzug in die eigene «Bubble» einher. Wie und wo können Räume geschaffen werden, in denen gegnerische Lager in einen konstruktiven Austausch kommen und gegenseitiges Verständnis aufbauen?

Meine Erfahrung ist, dass man allzu schnell meint, darauf hinwirken zu müssen, die verschiedenen «Bubbles» in einen vermeintlich konstruktiven Austausch zu bringen. Das funktioniert meistens nicht. Es geht vielmehr darum, zunächst in den jeweiligen Lagern mit den Menschen und ihren Ansichten, Haltungen und Werten zu arbeiten. Das braucht Zeit, ist aber ein wichtiger Prozess.

Nora Refaeil ist Anwältin und Expertin für Mediations- und Transformationsprozesse. Sie ist Vizepräsidentin der EKR. nora.refaeil@gmail.com

« Nous devons nous attaquer aux structures qui favorisent la polarisation »

La polarisation conduit un groupe à vouloir en dominer un autre. Au lieu d'opposer ses forces, la société devrait chercher à les unir. Pour Nora Refaeil, avocate et médiatrice, il faut créer des conditions propices à des approches collaboratives.

Entretien réalisé par Theodora Peter

En tant que médiatrice, vous intervenez dans les conflits. Face à la polarisation croissante, la médiation peut-elle renforcer la capacité à dialoguer de la société ?

Nora Refaeil : Avant toute chose, penchons-nous sur les deux notions dont il est ici question. La médiation est un processus par lequel un tiers neutre aide deux parties (ou plus) à résoudre un conflit. Elle intervient lorsque le dialogue est rompu. Le rôle du médiateur est d'aider les parties à communiquer en focalisant leur attention sur les véritables points de désaccord et en cherchant des solutions qui tiennent compte des intérêts de chacun afin de trouver une issue au conflit. La question de l'impartialité a toutefois pris une nouvelle dimension ces dix dernières années, notamment avec le discours sur le sexisme et le racisme structurels. Ces deux phénomènes créent un tel déséquilibre qu'on peut se demander si la médiation peut et doit rester impartiale lorsqu'ils interviennent.

La polarisation est le processus qui conduit à prendre parti. Elle se manifeste lorsque des personnes adoptent, individuellement ou collectivement, des positions de plus en plus extrêmes et qu'un fossé se creuse entre elles. Il en résulte une rhétorique du « nous contre les autres », qui menace les intérêts communs et individuels au lieu de les défendre. Chaque groupe se défi-

nit par son opposition à un ennemi commun, qu'il réduit à des stéréotypes en déformant la réalité. La confiance et le respect mutuels baissent ; les positions se durcissent jusqu'à empêcher tout dialogue. Le débat laisse place au conflit. Chacun veut l'emporter, même si cela suppose de violer des normes sociales comme l'honnêteté et d'enfreindre les règles par des actes de violence.

La polarisation se solde donc par un bras de fer au sein de la société, qui se retrouve à opposer ses forces au lieu de les unir. C'est pourquoi il est important de créer les conditions propices à des approches collaboratives, qui passent par une définition commune du problème et des objectifs à atteindre. Le succès des sociétés démocratiques en dépend.

Dans le cadre de mon travail, je constate que ce que nous percevons comme une « polarisation de la société » influence les opinions, les attentes et les attitudes entre les personnes et entre les groupes. La polarisation a donc un impact direct sur notre quotidien.

Comment pouvons-nous utiliser concrètement les méthodes et les expériences de la médiation ? Y a-t-il des exemples et des idées d'initiatives ?

Il est important dans ce contexte de déterminer le degré de polarisation et de

savoir à quel niveau se situe le conflit. S'agit-il d'un problème entre personnes, entre groupes, ou plus largement d'une polarisation de la société ? Les moyens à mettre en œuvre dépendent de ces paramètres.

Je parlerais d'un répertoire d'approches, parmi lesquelles on peut citer la désescalade, l'écoute active, le dialogue, ou encore le coaching des groupes dominés.

Avec le temps, la médiation s'est considérablement diversifiée et couvre aujourd'hui un spectre allant de la recherche classique d'une solution « gagnant-gagnant » à la médiation transformative en passant par d'autres méthodes. C'est pourquoi je considérerais la médiation au sens large et parlerais plutôt d'un répertoire d'approches, parmi lesquelles on peut citer la désescalade, l'écoute active, le dialogue, ou encore le coaching des groupes dominés. Pour obtenir des effets à plus grande échelle, il est du reste essentiel de miser sur des outils de promotion de la paix, de réfléchir de manière systémique et de tenir compte de la complexité de la question. Selon le niveau où l'on se trouve, il faut puiser dans toutes ces ressources pour faire un pas en avant.

En d'autres termes, plus le sujet est complexe, plus les modes d'intervention le sont. Nous devons nous attaquer aux structures qui favorisent la polarisation et aux éléments qui nourrissent le problème. Pour sortir de la polarisation politique et du mépris politique de l'autre, nous devons apprendre à déjouer ces éléments et à y échapper, tant au niveau interpersonnel que de la société tout entière.

Nora Refaeil est avocate et spécialiste des processus de médiation et de transformation. Elle est vice-présidente de la CFR. nora.refaeil@gmail.com

En ce qui concerne le racisme, cela signifie que nous devons nous pencher sur les facteurs qui nourrissent l'exclusion, les inégalités en matière d'accessibilité ou de représentation ainsi que d'autres injustices. Par ailleurs, il faut identifier les facteurs susceptibles de générer un changement systémique vers plus d'équité. Cela s'applique d'ailleurs aussi bien aux conflits liés au racisme et à l'exclusion qu'aux questions de changement climatique, de santé et de système politique. Ce travail va bien plus loin que la médiation classique, mais il fait partie intégrante du processus de règlement des conflits.

Dans le cadre de sa politique climatique, l'Union européenne s'appuie par exemple sur la médiation pour développer des méthodes qui facilitent la prise de décision et des procédures qui permettent de résoudre les conflits.

La polarisation s'accompagne souvent d'un repli sur soi. Alors comment permettre aux camps opposés d'avoir un échange constructif et de mieux se comprendre ?

D'après mon expérience, on cherche souvent trop vite à instaurer un échange soi-disant constructif entre des groupes opposés. En général, cela ne fonctionne pas. C'est au sein de chaque groupe qu'il faut d'abord intervenir, en entreprenant un travail sur les opinions, les attitudes et les valeurs qui le caractérisent. Cela prend du temps, mais c'est un processus important.

«Dobbiamo lavorare sulle strutture che alimentano la polarizzazione»

La polarizzazione porta un gruppo a usare il potere per sconfiggere l'altra parte. Per contrastare questa logica «power over» andrebbero rafforzati i processi «power with». L'avvocata e mediatrice Nora Refaeil è convinta della necessità di creare condizioni che favoriscano approcci collaborativi.

Intervista a cura di Theodora Peter

Nel Suo ruolo di mediatrice funge da ponte tra parti in conflitto. In un clima di crescente polarizzazione, la mediazione può contribuire a promuovere la capacità di dialogo nella società?

Nora Refaeil: Mi permetta innanzitutto due puntualizzazioni terminologiche: la mediazione è un processo in cui un terzo neutrale accompagna due o più parti nella risoluzione di un conflitto. Vi si ricorre quando il dialogo non è più possibile. Il ruolo del mediatore è quello di facilitare la comunicazione tra le parti, aiutarle a concentrarsi sugli aspetti realmente controversi e trovare opzioni che soddisfino gli interessi o i bisogni di tutte le parti in causa. Nell'ultimo decennio, tuttavia, la questione dell'imparzialità ha assunto una nuova dimensione, specialmente in rapporto al sessismo o al razzismo strutturale. Quando lo squilibrio è così marcato, è opportuno chiedersi se l'imparzialità possa esistere e se abbia un senso.

La polarizzazione, invece, è un processo che porta le persone a schierarsi. Singoli individui o gruppi di persone assumono posizioni sempre più estreme che li allontanano progressivamente gli uni dagli altri. Ci si definisce per la propria opposizione a un nemico comune e viene a crearsi una retorica del «noi contro di loro» che lede gli interessi comuni e individuali anziché promuoverli. La fiducia e il rispetto vengono meno lasciando il

posto a percezioni distorte e stereotipi semplicistici. Le parti adottano posizioni sempre più rigide e rifiutano il dialogo. La lotta prende il sopravvento sulla trattativa. L'obiettivo è vincere, anche se ciò implica infrangere norme sociali come la correttezza o usare la violenza contravvenendo ad altre regole.

La polarizzazione consiste dunque nell'usare il potere per sconfiggere l'altra parte, in una logica di «power over» e non di «power with». Per contrastare il fenomeno è importante creare condizioni che consentano approcci collaborativi. Lo scopo è di arrivare a una comprensione comune del problema e sviluppare una visione condivisa dell'obiettivo da raggiungere. È questa la chiave del successo delle società democratiche.

Nella mia realtà professionale osservo spesso che la polarizzazione percepita a livello sociale influenza le opinioni, le aspettative e i comportamenti a livello interpersonale o intergruppo. La polarizzazione ha quindi un impatto diretto sulla nostra vita quotidiana.

Come si possono utilizzare concretamente le esperienze e i metodi del lavoro di mediazione? Può citare esempi o idee di iniziative sociali?

In questo contesto è importante identificare il grado di polarizzazione delle persone e l'ambito in cui si situa il conflit-

to (interpersonale, intergruppo, sociale). Le forme d'intervento andranno scelte in base a questi aspetti.

Il repertorio di risoluzione dei conflitti comprende la de-escalation, l'ascolto attivo, il dialogo o l'empowerment di gruppi con poco potere.

Nella sua storia, la mediazione ha conosciuto vari sviluppi: dalla classica mediazione win-win si è passati alla mediazione trasformativa e oltre. Personalmente preferisco staccarmi dalla nozione di mediazione e parlare di repertorio di risoluzione dei conflitti, espressione che include la de-escalation, l'ascolto attivo, il dialogo o l'empowerment di gruppi con poco potere. Per ottenere risultati a un livello più ampio, tuttavia, occorrono approcci ispirati a strategie di promozione della pace, al pensiero sistemico e al pensiero della complessità. A seconda del contesto è importante avvalersi di elementi di tutte queste discipline per muoversi in una direzione positiva.

In altre parole, più il tema è complesso, più complessi dovranno essere gli interventi: dobbiamo lavorare sulle strutture che alimentano il problema della polarizzazione, ma anche sugli attrattori che lo perpetuano. La chiave di volta per uscire dalla polarizzazione politica e dal

disprezzo verso l'altra parte consiste nell'imparare a neutralizzare gli attrattori a livello sia sociale che interpersonale.

In riferimento al razzismo ciò significa, da un lato, lavorare sui fattori che perpetuano problemi quali l'esclusione, le lacune nell'accesso o nella rappresentanza e altre ingiustizie e, dall'altro, chiedersi quali fattori sistemici possano indurre un cambiamento equo. Questo vale sia per conflitti legati al razzismo e all'esclusione, sia per temi quali il cambiamento climatico, la salute e la politica. Si tratta di un lavoro determinante nel processo di risoluzione dei conflitti, che va ben oltre la mediazione classica.

Più un tema è complesso, più complessi dovranno essere gli interventi.

A titolo di esempio posso menzionare un progetto dell'Unione europea che si avvale della mediazione per mettere a disposizione metodi e strumenti volti a facilitare il processo decisionale nel contesto dell'adeguamento al cambiamento climatico o la risoluzione di conflitti in questo ambito.

La polarizzazione induce spesso a chiudersi nella propria bolla. Come e dove si possono creare spazi in cui gli schieramenti possano dialogare in modo costruttivo e comprendersi reciprocamente?

Secondo la mia esperienza personale, spesso si pensa di dover intervenire subito per portare le differenti «bolle» a dialogare in un modo che si pensa possa essere costruttivo. Di solito questo approccio non funziona. È più opportuno,

in un primo tempo, agire nei singoli schieramenti, lavorando sulle persone, le loro opinioni, le loro posizioni e i loro valori. Si tratta di un processo che richiede tempo, ma che è fondamentale.

*Nora Refaeil, avvocatessa ed esperta di processi di mediazione e trasformazione, è vicepresidente della CFR.
nora.refaeil@gmail.com*

Vieldeutigkeit in der post-migrantischen Gesellschaft anerkennen

Die heutige Gesellschaft ist multipolarisiert und unsere Identitäten mehrdimensional. Daher lohnt sich die Frage, wie der Zusammenhalt in der Gesellschaft gestärkt werden kann. Hannan Salamat und Dina Wyler über ihre Arbeit im Zürcher Institut für interreligiösen Dialog.

Hannan Salamat und Dina Wyler

Das Zürcher Institut für Interreligiösen Dialog (ZIID) leistet seit vielen Jahren einen kontinuierlichen Beitrag zum gegenseitigen Verständnis und zur Förderung des Zusammenlebens in unserer pluralistischen und mehrperspektivischen Gesellschaft. Lag der Fokus des ZIID anfänglich noch auf der «Erkundung des Anderen», seiner religiösen Rituale und Feiertage, liegt der Schwerpunkt heute auf der grundlegenden Frage, welche Rolle religiöse Pluralität in der Gesellschaft spielt. Aufgrund dieser Entwicklungen stossen wir bei unserer Arbeit immer noch auf ein etwas veraltetes Bild des interreligiösen Dialogs als theologisches Gespräch zwischen einem Rabbi, einem Pfarrer und einem Iman. Diese Gespräche sind wichtig und finden immer noch statt. Unsere Arbeit zielt jedoch auf ein breiteres Publikum ab mit komplexen und vielschichtigen religiösen Identitäten – also auf die post-migrantische Gesellschaft, welche die Schweiz heute ist. Es geht darum, die stereotype Vorstellung von homogenen, nebeneinander existierenden Religionsgemeinschaften zu hinterfragen und einen Dialog zu fördern, der die individuellen religiösen Erfahrungen und Identitäten der Menschen in den Mittelpunkt stellt. Man kann nämlich eine religiöse Identität haben, ohne sich als religiös zu definieren oder Teil einer organisierten Religionsgemeinschaft zu sein. Auch kann diese Identität aufgrund von rassistischen Fremdzuschreibungen Menschen von aussen herangetragen

werden – wie z. B. aufgrund des Aussehens als Muslimin oder Muslim gelesen zu werden.

Wer nicht in solchen intersektionalen Gemeinschaften aktiv ist, läuft eher Gefahr, in partikulares Denken abzudriften.

Projekt «not_your_bubble»

In der Schweiz sind bestehende Projekte oft auf der Ebene der Begegnung angesiedelt, was sicherlich wichtig ist und einen bedeutenden Anfang darstellen kann. Um den strukturellen Herausforderungen von Antisemitismus und antimuslimischem Rassismus entgegenzuwirken, reichen Begegnungen allein jedoch nicht aus. Hier setzt das Projekt «not_your_bubble» des ZIID an. Das Projekt bietet eine Plattform an der Schnittstelle zu Kultur, Politik und Zivilgesellschaft und erschliesst neue Räume für junge, engagierte Menschen, die den öffentlichen Diskurs mitgestalten wollen. Mit unterschiedlichen kulturellen Veranstaltungen werden muslimische, jüdische und postmigrantische Perspektiven sichtbar gemacht, und sie treten selbstbestimmt in den Dialog. Ein Kernanliegen des Projektes ist, Themen selbst zu setzen und aus dem Reaktionsmodus, welche jüdische und muslimische Menschen oftmals erfahren, auszusteigen.

Dabei entstehen Formate wie beispielsweise das «Transalpine Festival», an dem deutsche, österreichische und Schweizer Kunstschaaffende, Initiativen und Kollektive übergreifende Themenschwerpunkte setzten. Mit der Schaffung von neuen Kategorien und der Verschiebung der Perspektive von Differenzen hin zu Ermächtigungen kann der nächste Schritt nach der Identitätspolitik vollzogen werden. Neben Panelgesprächen diente insbesondere Kunst als Medium, um Räume zu schaffen, in denen das binäre Denken überwunden werden kann. Alle Veranstaltungen bezogen sich inhaltlich aufeinander und wurden intersektional konzipiert. Dadurch entstanden gemischte Räume im Publikum, in denen sowohl jüdische als auch muslimische Teilnehmende sass. Solche Erfahrungen zu schaffen ist elementar, um der Polarisierung entgegenzuwirken. Viele Teilnehmende berichteten nach dem Festival, dass sie sich selten in Räumen so sicher gefühlt hätten und dass ihre Perspektiven und Identitäten gesehen und gehört worden seien. Wer nicht in solchen intersektionalen Gemeinschaften aktiv ist, läuft eher Gefahr, in partikulares Denken abzudriften.

Jüdisch-muslimische Allianzen als Projektionsfläche

Nach dem 7. Oktober 2023 riefen die breite Öffentlichkeit und vor allem Medienschaaffende verstärkt nach sichtbaren jüdisch-muslimischen Allianzen

und interreligiösem Frieden. Entsprechend wurden in öffentlichen Diskussionen viel Erwartung und Druck auf den interreligiösen Dialog ausgeübt. Diese Erwartungen stehen jedoch im krassen Widerspruch zu den vorhandenen Ressourcen: So waren in Deutschland im Sommer 2023 öffentliche Gelder für die entsprechende Bildungsarbeit gekürzt worden. Auch in der Schweiz wird diese Arbeit von öffentlicher Seite kaum finanziert. Es genügt eben nicht, erst dann zu fördern, wenn die Not bereits akut ist. Diese Arbeit innerhalb der Communities braucht Zeit und sollte nicht erst in der Krise gefördert und vor allem eingefordert werden. Aufgrund dieser Gegebenheiten gestaltete sich die Suche nach «sichtbaren» Allianzen nach dem 7. Oktober 2023 als Herausforderung – auch in der Schweiz. Gerne zeigt man auf diejenigen Projekte, die zerbrochen oder gescheitert waren. Letztlich führte dieser öffentliche Erwartungsdruck dazu, dass die oftmals noch jungen und fragilen Allianzen erkannten, dass sie sich dem öffentlichen Raum entziehen müssen, um tiefere Wurzeln schlagen zu können und am Positionierungsdruck von aussen nicht zu zerbrechen.

Was in den vergangenen Monaten auf jüdisch-muslimische Themen projiziert wurde, zeigt im Grund die Polarisierung der Gesellschaft und die allgemein fehlende Dialog- und Pluralitätskompetenz. Dialog- und Pluralitätskompetenz bedeutet, Ambiguitäten auszuhalten, Gleichzeitigkeiten anzuerkennen und sich die gegenseitigen Erfahrungen und Perspektiven nicht abzusprechen. Diese Arbeit sollte nicht nur von Communities eingefordert und geübt werden, die vom Nahostkonflikt direkt betroffen sind. Gerade Nicht-Betroffene sollten hier Verantwortung übernehmen und den sozialen Zusammenhalt in der Schweiz unterstützen, statt sich an den oftmals bereits aufgeheizten Debatten zu beteiligen. Denn was häufig vergessen geht: Die enormen Polarisierungen bestehen nicht erst seit dem 7. Oktober 2023, sondern sind schon lange andauernde

Symptome einer Gesellschaft, die zu wenig resilient ist gegenüber Krisen, die Vieldeutigkeit zu wenig anerkennt und wenig Sensibilität gegenüber Narrativen hat, die Minderheiten problematisiert und unter Generalverdacht stellt – kurz gesagt: eine Gesellschaft, die in Entweder-oder-Mustern denkt.

Hannan Salamat, Kulturwissenschaftlerin, kreiert und kuratiert Räume in deutschsprachigen Regionen, die sich mit pluraler Demokratie, Erinnerungskultur, Intersektionalität und Verbundenheit auseinandersetzen. Sie ist seit 2019 bei der Stiftung ZIID. Dina Wyler hat in Zürich und Boston Politikwissenschaften, internationale Beziehungen und Religion studiert. Ihre Schwerpunkte sind Antisemitismus, [jüdischer] Pluralismus und Schweizer Erinnerungskultur.

LINK

Das Zürcher Institut für interreligiösen Dialog (ZIID) ist eine Stiftung, die sich für einen konstruktiven und gesellschaftsorientierten, religiösen und weltanschaulichen Dialog in der Schweiz einsetzt. www.ziid.ch

Vers une société qui assume sa complexité

La société d'aujourd'hui est en proie à une polarisation multiple et nos identités se construisent de manière multidimensionnelle. Ce contexte nous invite à chercher des moyens de renforcer la cohésion sociale. C'est ce à quoi s'emploient Hannan Salamat et Dina Wyler au ZIID, l'Institut zurichois pour le dialogue interreligieux.

Hannan Salamat et Dina Wyler

L'Institut zurichois pour le dialogue interreligieux (*Zürcher Institut für Interreligiösen Dialog* ou ZIID) s'emploie depuis plusieurs années assidument à promouvoir la compréhension mutuelle et le vivre ensemble dans notre société plurielle, aux perspectives les plus diverses. Ses travaux, axés dans un premier temps sur la « découverte » de l'autre, de ses rituels et de ses fêtes religieuses, interrogent aujourd'hui plus fondamentalement le rôle de la pluralité religieuse dans la société. Dans ce tournant, nous nous heurtons encore à une image un peu obsolète du dialogue interreligieux, perçu comme une discussion théologique entre un rabbin, un prêtre et un imam. Ces échanges sont certes importants et ils continuent d'avoir lieu, mais notre travail vise un public plus large, au sein duquel se sont forgées des identités religieuses complexes et plurielles : il s'agit de la société issue de la migration qui représente la Suisse de notre époque. Nous voulons déconstruire les représentations stéréotypées de communautés religieuses homogènes et cloisonnées, et promouvoir un dialogue centré sur les identités et les expériences religieuses individuelles. On peut en effet puiser ses racines dans une religion sans se définir comme religieux soi-même ni faire partie d'une communauté religieuse organisée. On peut aussi se voir affublé d'une étiquette du fait de biais de perception racistes. De nombreuses personnes sont prises par exemple pour des musulmans en raison de leur apparence.

Projet « not_your_bubble »

En Suisse, les projets interreligieux visent souvent à créer un espace de rencontre. Cette approche, qui a toute son importance, constitue aussi un bon point de départ. Toutefois, les rencontres ne sauraient à elles seules contrer les défis structurels posés par l'antisémitisme et le racisme antimusulman. Aussi le ZIID a-t-il décidé d'aller plus loin en montant un projet au carrefour entre culture, politique et société civile, intitulé « not_your_bubble ». Objectif : offrir aux jeunes gens engagés de nouveaux espaces de débat public en organisant des manifestations culturelles qui laissent libre cours aux perspectives des communautés musulmanes, juives et issues de la migration. L'idée centrale est de leur permettre d'engager elles-mêmes le dialogue sur des questions qu'elles ont choisies et de sortir du mode de la réaction, bien connu des communautés musulmane et juive. C'est ainsi qu'est né par exemple le festival Transalpin, qui a conduit de nombreux artistes, porteurs d'initiatives et collectifs de Suisse, d'Allemagne et d'Autriche à aborder des questions transversales. Un événement tel que celui-ci, qui crée de nouvelles catégories et porte l'attention non plus sur les différences mais sur le pouvoir d'agir, permet de s'émanciper de la politique identitaire. En marge des tables rondes, l'espace réservé à la création artistique invitait à s'affranchir du mode de pensée binaire. Conçues de manière intersectionnelle et s'entrecroisant thématiquement, les manifestations

ont favorisé la mixité des groupes de parole, composés de personnes juives et musulmanes. De telles expériences sont fondamentales pour lutter contre la polarisation. De nombreux participants ont affirmé après coup s'être rarement sentis autant en confiance, autant écoutés et autant considérés dans leur identité. En se tenant à l'écart des communautés intersectionnelles, on risque davantage un enfermement de l'esprit.

En se tenant à l'écart des communautés intersectionnelles, on risque un enfermement de l'esprit.

Vers des alliances judéo-musulmanes

Dans le sillage des événements du 7 octobre 2023, l'opinion publique et les médias ont appelé les communautés juive et musulmane à former des alliances visibles et à œuvrer pour la paix interreligieuse. Ces attentes vis-à-vis du dialogue interreligieux sont néanmoins incompatibles avec les ressources à disposition. L'Allemagne a en effet réduit les fonds destinés au travail pédagogique en la matière durant l'été 2023. En Suisse, le financement des pouvoirs publics dans ce domaine est insignifiant. En tout état de cause, les mesures d'urgence ont leurs limites. L'évolution des mentalités au sein des communautés est un travail de longue haleine qui ne devrait pas être encouragé, voire exigé, seulement en temps de crise. En témoigne la difficul-

té de la société, y compris en Suisse, à former des alliances « visibles » depuis le 7 octobre 2023. Dans ces conditions, il était aisé de pointer du doigt les projets abandonnés ou avortés. Pour finir, sous le poids des attentes, de jeunes alliances encore fragiles ont décidé de s'écarter de la sphère publique, le temps pour elles de se consolider.

Tout ce qui s'est cristallisé ces derniers mois autour de la question judéo-musulmane révèle au fond la polarisation de la société ainsi que ses lacunes dans le dialogue et la gestion de la pluralité. Pour progresser, la société doit apprendre à gérer les ambiguïtés, à reconnaître les points de convergence et à ne pas remettre en question les expériences et les perspectives d'autrui. Par ailleurs, ce travail n'incombe pas seulement aux communautés directement concernées par le conflit au Proche-Orient : le reste de la population a aussi un rôle à jouer en se montrant responsable et en soutenant la cohésion sociale en Suisse, au lieu d'enflammer les débats. N'oublions pas que cette polarisation à l'extrême que nous observons ne remonte pas au 7 octobre 2023, mais qu'elle couve depuis longtemps au sein d'une société trop peu résiliente face aux crises ; une société qui ne s'accommode guère des réalités complexes et qui manque de sensibilité dans son appréhension des récits ; une société qui voit les minorités comme une population problématique et suspecte – en bref : une société qui possède une vision très manichéenne du monde.

Hannan Salamat, spécialiste des sciences culturelles et religieuses, crée et organise dans les régions germanophones des espaces dédiés à la réflexion sur la démocratie plurielle, la culture de la mémoire, l'intersectionnalité et le sens de la communauté. Elle a rejoint le ZIID en 2019. Dina Wylér a étudié les sciences politiques, les relations internationales et les sciences religieuses à Zurich et à Boston. Son travail porte essentiellement sur l'antisémitisme, le pluralisme (juif) et la culture de la mémoire en Suisse.

LIEN

L'Institut zurichois pour le dialogue interreligieux (Zürcher Institut für Interreligiösen Dialog ou ZIID) est une fondation qui s'engage pour un dialogue religieux et philosophique à la fois constructif et tourné vers la société. www.ziid.ch

Accettare l'ambiguità nella società post-migratoria

Alla luce dell'odierna società multipolarizzata e delle nostre identità pluridimensionali, vale la pena di riflettere su come si possa rafforzare la coesione sociale. Hannan Salamat e Dina Wyler illustrano il loro lavoro all'Istituto per il dialogo interreligioso di Zurigo.

Hannan Salamat e Dina Wyler

Da molti anni, l'Istituto per il dialogo interreligioso di Zurigo («Zürcher Institut für interreligiösen Dialog» ZIID) fornisce un contributo importante alla comprensione reciproca e alla promozione della convivenza nella nostra società pluralistica e multiprospettica. Se all'inizio era rivolta all'«esplorazione dell'altro» con le sue festività e i suoi riti religiosi, oggi l'attenzione del ZIID è focalizzata sulla questione fondamentale del ruolo della pluralità religiosa in seno alla società. Per via di questa evoluzione, il nostro lavoro deve tuttora fare i conti con l'immagine, un po' obsoleta, del dialogo interreligioso visto esclusivamente come una conversazione teologica tra un rabbino, un prete e un imam. Simili conversazioni sono importanti e continuano ad avere luogo, ma il nostro operato si rivolge a un pubblico più ampio con identità religiose complesse e stratificate, ovvero alla società post-migratoria quale è la Svizzera di oggi. Il nostro obiettivo è stimolare la riflessione sull'idea, stereotipata, di comunità religiose omogenee che coesistono l'una accanto all'altra, e promuovere un dialogo incentrato sulle esperienze e le identità religiose delle singole persone. Si può infatti avere un'identità religiosa senza definirsi religiosi o senza essere parte di una comunità religiosa organizzata. Questa identità può persino essere il frutto di attribuzioni esterne di natura razzista, per esempio l'essere etichettati come musulmani per il proprio aspetto.

Progetto «not_your_bubble»

In Svizzera, i progetti in corso fanno spesso leva sull'incontro, un aspetto sicuramente importante e che può costituire un primo passo significativo. Gli incontri da soli, però, non bastano per contrastare le sfide poste dall'antisemitismo e dal razzismo antimusulmano di natura strutturale. Qui entra in gioco il progetto «not_your_bubble» del ZIID, che offre una piattaforma all'interfaccia tra cultura, politica e società civile e apre nuovi spazi a giovani impegnati desiderosi di plasmare attivamente il dibattito pubblico. Diversi eventi culturali mettono in luce punti di vista di persone musulmane, ebrei e con retroterra migratorio che partecipano in modo autodeterminato al dialogo. Uno dei cardini del progetto è dare a queste persone la possibilità di definire autonomamente i temi e uscire dalla modalità reattiva cui sono sovente confrontate. Ne sono scaturite iniziative come il «Transalpine Festival», in cui artisti e collettivi svizzeri, tedeschi e austriaci stabiliscono temi prioritari di interesse globale. La creazione di nuove categorie e lo spostamento della prospettiva dalle differenze all'emancipazione permettono di compiere il passo successivo alla politica identitaria. Oltre alle tavole rotonde, l'arte è uno degli strumenti principali per la creazione di spazi in cui superare il pensiero binario. Tutti gli eventi organizzati finora erano interconnessi in termini di contenuto e concepiti in modo intersezionale. Sono nati così spazi misti nel pubblico, in cui hanno trovato posto

partecipanti sia ebrei sia musulmani. Esperienze di questo tipo sono essenziali per contrastare la polarizzazione. Dopo il Festival, molti partecipanti hanno riferito di essersi raramente sentiti così al sicuro negli spazi e che la loro prospettiva e la loro identità sono state viste e ascoltate. Chi non è attivo in comunità intersezionali di questo tipo corre un rischio maggiore di scivolare nel pensiero particolarista.

Chi non è attivo in comunità intersezionali di questo tipo corre un rischio maggiore di scivolare nel pensiero particolarista.

Alleanze tra ebrei e musulmani come superficie di proiezione

Dopo il 7 ottobre 2023, l'opinione pubblica e soprattutto i media hanno intensificato gli appelli ad alleanze visibili tra persone ebraiche e musulmane e alla pace interreligiosa. Sono quindi state riposte grandi aspettative nel dibattito pubblico ed esercitate pressioni in favore del dialogo interreligioso – aspettative, tuttavia, in contrasto con le risorse disponibili. Nell'estate del 2023, la Germania ha tagliato i fondi pubblici per l'attività di formazione in questo senso e anche in Svizzera i finanziamenti pubblici sono scarsi. Non basta fornire sostegno quando il bisogno è già acuto: il lavoro in seno alle comunità richiede tempo e

non dovrebbe essere promosso o richiesto soltanto nelle situazioni di crisi. Per queste ragioni, dal 7 ottobre 2023 cercare alleanze «visibili» è diventata un'impresa, anche in Svizzera. Spesso e volentieri si è puntato il dito contro progetti interrotti o falliti. La pressione esercitata da tutte queste aspettative ha costretto le alleanze, non di rado ancora giovani e fragili, a ritirarsi dallo spazio pubblico per consentire alle proprie radici di irrobustirsi e non soccombere alla pressione esterna a prendere posizione.

Quanto è stato proiettato negli ultimi mesi sulle questioni ebraico-musulmane altro non è che lo specchio della polarizzazione della società e della generale mancanza di competenza in materia di dialogo e pluralità, ossia di quella capacità di accettare le ambiguità, accogliere le simultaneità e non misconoscere le esperienze e i punti di vista altrui. Questa capacità non dovrebbe essere prerogativa soltanto delle comunità direttamente colpite dal conflitto in Medio Oriente: anche, e soprattutto, chi non è coinvolto in prima persona dovrebbe dare prova di responsabilità e sostenere la coesione sociale in Svizzera, invece di partecipare a dibattiti sovente già infuocati. Spesso si dimentica infatti che questa fortissima polarizzazione non nasce il 7 ottobre 2023, ma è già da tempo sintomo di una società non abbastanza resiliente nei confronti delle crisi, che non accetta a sufficienza l'ambiguità e si mostra poco sensibile di fronte a narrazioni che fanno delle minoranze un problema e l'oggetto di un sospetto generalizzato. In sostanza di una società che ragiona secondo lo schema divisivo «noi vs. loro».

Studiosa della cultura al ZIID dal 2019, Hannan Salamat crea e cura nelle regioni germanofone spazi che invitano a riflettere sulla democrazia pluralista, sulla cultura della memoria, sull'intersezionalità e sul senso di appartenenza. Dina Wyler ha studiato a Zurigo e Boston scienze politiche, relazioni internazionali e religione, specializzandosi in antisemitismo, pluralismo (ebraico) e cultura svizzera della memoria.

LINK

L'Istituto per il dialogo interreligioso di Zurigo ZIID è una fondazione che si adopera affinché in Svizzera sia portato avanti un dialogo religioso e filosofico costruttivo e incentrato sulla società. www.ziid.ch

Hass und Polarisierung die Stirn bieten

Unter dem Motto «Mensch sein» engagieren sich Schweizer Autorinnen und Autoren gegen Hass, Antisemitismus und Rassismus – mit differenzierten Texten und einer Lesereihe, die sich der Menschlichkeit in all ihren Facetten widmet.

Monica Cantieni

Der 7. Oktober 2023 stellte eine Zäsur dar, wenn es um Ausmass und Bewertung von Gewalt geht. Das Massaker der Hamas an israelischen Zivilpersonen, das blindwütige Morden, die Verschleppungen von Kindern, vergewaltigten Frauen, älteren Menschen und schwer verletzten Männern zeugten von abgrundtiefer Hass. Die Interviews mit verhafteten Hamas-Terroristen, die ihren Blick nie in die Kamera hoben und die die Verantwortung für ihre Taten auf ihre Vorgesetzten schoben, machten sprachlos. Auf die vielfach geteilten Bilder folgten erschreckenderweise auch Solidaritätsbekundungen für den Terrorakt.

Bestürzend auch die Bilder von Menschen verschiedenster Couleur, die auf den Strassen den Terrorakt der Hamas feierten. Europaweit und in den USA. Bestürzend die Aufrufe zu Gewalttaten gegen jüdische Menschen auf rechtsradikalen Telegramkanälen, was bis anhin ohne rechtliche Folgen geblieben ist, sowie die tätlichen Übergriffe, die sich in den vergangenen Monaten häuften.

Bestürzend, aber auch die immens hohen Opferzahlen unter der Zivilbevölkerung in Gaza, darunter viele Kinder. Bestürzend der Umstand, dass den Überlebenden mittlerweile keine Infrastrukturen mehr bleiben, dass Krankenhäuser, Schulen und Universitäten zerstört sind, der Zugang zu Lebensmitteln und Wasser, Internet und gesicherten Informationen extrem limitiert ist. Bestürzend die hohe Zahl von Medienschaffenden, die in der Region ihr Leben verloren.

Ebenso bestürzend, die mit Händen greifbare Verunsicherung bei Jüdinnen und Juden weltweit. Auch bei Menschen nicht weisser Hautfarbe, anderer Herkunft und Religionszugehörigkeiten oder in der queeren Community. Im digitalen Raum wie auf der Strasse sind die Stimmen überwiegend laut und schrill. Mitgefühl – für alle Opfer des Konflikts – oder Differenziertheit im Gespräch sucht man vergeblich.

In Deutschland regten sich bald kritische Stimmen gegen die Hetze. Hier in der Schweiz blieb es weitgehend still. Wir blieben still; auch wir Autorinnen und Autoren, die wir dem Wort verpflichtet sind. Die Stille war keine angenehme. Wir beide fanden, dass sie nicht angebracht ist. Uns jedoch in dieses Schlachtgetümmel undifferenzierter Meinungsäusserungen zu mischen, kam für uns nicht infrage. Wir beschlossen, mit unseren Mitteln vorzugehen: mit sprachlichen, mit literarischen.

Texte brauchen Zeit; dringend benötigte Zeit, um das zur Sprache zu bringen, was allen Täterinnen und Tätern gemein ist: Hass. Hass in seiner Vielfalt. Ob als Hetze, ob als Diffamierung, Beleidigung oder Beschimpfung, ob über digitale Kanäle oder analog, ob als Schmiererei an Wänden, Drohung oder im schlimmsten Fall: als Tat.

Dieser Hass, dem die Reduktion eines Menschen auf seine Religionszugehörigkeit, seine sexuelle Ausrichtung, seine Hautfarbe oder Herkunft in die DNA geschrieben ist, beraubt ihn seiner

Würde, stellt seine Existenzberechtigung in Frage oder verweigert sie ganz. Hass ist zutiefst antidemokratisch und in nicht wenigen Fällen strafrelevant.

Das Projekt «MENSCH SEIN | BEING HUMAN, Autor*innen gegen Hass» will dieser besorgniserregenden Entwicklung entgegenwirken. Die beteiligten Schweizer Schreibenden verwahren sich in aller Deutlichkeit gegen Antisemitismus und Rassismus, gegen Hass und Hassrede. Über die Sprachgrenzen hinweg vernetzt lesen Autorinnen und Autoren 2024/25 in wechselnder Zusammensetzung eigene Texte, die exklusiv für die geplanten Anlässe geschrieben werden.

Als Schreibende gehört es zu unseren Aufgaben, genau zu beobachten, zuzuhören und sprachlich zu reagieren.

Unsere Texte entstehen, ohne dass wir auf viele Fragen, die sich stellen, eine Antwort haben. Wir lesen unsere Texte im Wissen, dass sich die Situation lokal und global wieder verändert hat und weiterhin verändern wird: dass einerseits die Ermordeten nicht wieder lebendig werden, die Geiseln immer noch nicht frei sind, dass jüdische Menschen in Deutschland, aber auch in der Schweiz nicht mehr ohne Weiteres ihre Religion zu erkennen geben können, dass andererseits Muslime weltweit unter Generalverdacht stehen, antisemitisch zu sein. Wir erzählen, wir lesen im Wissen, dass in diesem wie in jedem anderen Konflikt

nur schon eine körperliche oder geistige Beeinträchtigung leicht zum Tod führen kann, dass Menschen auf der Suche nach Wasser, Essen oder ihren Liebsten sterben. Leid aber hat keine Rangordnung.

*Monica Cantieni schreibt Kurzgeschichten und Romane. Sie ist zusammen mit Bettina Spoerri Initiatorin der Lesereihe «Mensch sein – Being Human: Autor*innen gegen Hass».*
www.moniacantieni.com

LINK

www.writersagainsthate.ch

Mit unserem Projekt nehmen wir die Chance wahr, unsere offene, demokratische Gesellschaft zu pflegen und für Menschenrechte und den Schutz von Minderheiten einzustehen. Als Schreibende gehört es zu unseren Aufgaben, genau zu beobachten, zuzuhören und sprachlich zu reagieren. Hass und Polarisierung bieten wir die Stirn. Wir möchten daran erinnern, dass wir Menschen empathische Wesen sind. Wenn es uns gelingt, uns in das Leid von anderen zu versetzen, sind wir befähigt, als Menschen jetzt und auch in Zukunft bedacht und differenziert auf solche Herausforderungen zu reagieren.

L'écriture contre la haine et la polarisation

Sous la devise « Être humain », des écrivains suisses s'engagent contre la haine, l'antisémitisme et le racisme en tentant d'appréhender la complexité de l'humanité par l'écriture et en partageant leurs textes lors de lectures publiques.

Monica Cantieni

Le 7 octobre 2023 a marqué un tournant dans l'ampleur de la violence et les réactions face à celle-ci. Le massacre commis par les terroristes du Hamas sur des civils israéliens dans une rage aveugle était l'expression d'une haine profonde, tout comme l'enlèvement d'enfants, de personnes âgées, de femmes ayant subi des violences sexuelles et d'hommes lourdement blessés. L'attitude et les propos des terroristes captifs, qui refusent de regarder la caméra et rejettent la responsabilité de leurs actes sur leurs chefs, ont provoqué la sidération. Sans parler des démonstrations de solidarité envers les crimes perpétrés à mesure que les photos et vidéos circulaient.

Il y a de quoi être ahuri face aux images d'une foule cosmopolite célébrant ces événements dans les rues d'Europe et des États-Unis. Face aux appels à la violence – à ce jour impunis – contre les personnes d'origine juive sur des canaux Telegram d'extrême droite. Face, enfin, à la recrudescence des agressions physiques observée ces derniers mois.

Que dire encore du nombre incalculable de civils tués à Gaza, parmi lesquels se trouvent tant d'enfants, et du sort des survivants ? Ces derniers n'ont plus rien pour vivre. Les hôpitaux, les écoles et les universités ne sont plus que décombres. Les Gazaouites ont un accès extrêmement limité à l'eau, à la nourriture, à Internet et aux sources fiables d'information. Combien de journalistes sont morts ?

Le sentiment d'insécurité des juifs du monde entier est redevenu palpable. C'est à peine pensable. Les personnes discriminées en raison de leur couleur de peau, de leur origine ou de leur appartenance religieuse ainsi que la communauté queer partagent la même inquiétude. En ligne ou dans la rue, c'est à ceux qui crieront le plus fort. On cherche en vain de la compassion – pour toutes les victimes du conflit – ou de la nuance dans les débats.

En Allemagne, des voix critiques se sont rapidement élevées contre ce climat de haine. La Suisse, elle, s'est tue. Même nous, qui manions les mots et qui en sommes en quelque sorte dépositaires. Ce fut un silence pesant, que Bettina Spoerri et moi-même avons fini par trouver indigne. Il n'était pas question cependant de participer à cet affrontement d'opinions tranchées. Nous avons décidé de puiser dans nos ressources – celles de la langue et de la littérature.

Il faut du temps pour écrire un texte ; ce temps nous manque soudain pour parler de ceux qui commettent des violences et de leur grand dénominateur commun : la haine. La haine dans toute sa laideur. Celle qui se glisse dans l'espace réel ou virtuel sous la forme de campagne de dénigrement, de diffamation, d'humiliation, d'insulte ou de menace. Celle qui, à son paroxysme, pousse à l'acte.

Cette haine, qui réduit très vite un être humain à son appartenance ethnique ou

religieuse, à son orientation sexuelle ou à sa couleur de peau, prive les personnes de leur dignité et remet en question – parfois jusqu'à le nier – leur droit d'exister. La haine est profondément antidémocratique et, dans de nombreux cas, passible de sanctions pénales.

Notre métier nous engage à prendre le pouls du monde, à l'écouter, et à réagir à travers l'écriture.

C'est dans ce contexte qu'est né notre projet BEING HUMAN | WRITERS AGAINST HATE, qui rassemble plusieurs auteurs suisses. Formant un réseau par-delà les frontières linguistiques, nous voulons contrer la tendance inquiétante à l'hostilité en nous opposant ouvertement à l'antisémitisme, au racisme, à la haine et au discours de haine. Dans le cadre d'une série de lectures publiques qui ont débuté en 2024 et se poursuivront en 2025, nous présentons des textes écrits spécialement pour ces rendez-vous.

Nous écrivons même si nous ne pouvons pas répondre à toutes les questions qui se posent. Nous lisons nos textes même si la situation sur place et dans le monde évolue constamment. Nous savons que nous ne ramènerons pas les victimes à la vie, qu'il reste encore des otages à libérer, que les juifs d'Allemagne, mais aussi de Suisse, ne se sentent plus en confiance dans la société et que partout, les musulmans sont soupçonnés d'antisémitisme. Nous racontons, conscients

que, dans ce conflit comme dans tout autre, un handicap physique ou mental peut être fatal et que certains meurent en cherchant de l'eau, de la nourriture ou leurs proches. La souffrance ne connaît pas de hiérarchie.

Alors que les événements nous invitent à redoubler d'efforts pour défendre notre société pluraliste et démocratique et à nous engager pour la protection des droits humains et des minorités, nous voulons répondre présents. Notre métier nous engage à prendre le pouls du monde, à l'écouter, et à réagir à travers l'écriture. Nous voulons faire barrière à la haine et à la polarisation. Nous souhaitons rappeler que tous les êtres humains sont dotés d'empathie. Si nous parvenons à nous mettre à la place de ceux qui souffrent, nous serons plus en mesure de réagir de manière réfléchie et sensible à ce qui nous dépasse.

*Monica Cantieni écrit des nouvelles et des romans. Avec Bettina Spoerri, elle a lancé le projet BEING HUMAN | WRITERS AGAINST HATE.
www.moniacantieni.com*

LIEN

www.writersagainsthate.ch

Tenere testa all'odio e alle polarizzazioni

Con il motto «essere umano», un collettivo di scrittori svizzeri s'impegna contro l'odio, l'antisemitismo e il razzismo con diverse tipologie di testi e una serie di letture dedicate all'umanità in tutte le sue sfaccettature.

Monica Cantieni

Il 7 ottobre 2023 rappresenta un punto di rottura in termini di dimensione e valutazione della violenza. Il massacro di Hamas contro i civili israeliani, le barbare uccisioni e il rapimento di bambini, donne stuprate, persone anziane e uomini gravemente feriti sono tutte espressioni di un odio profondo. Le interviste con i terroristi arrestati di Hamas, che non alzavano mai lo sguardo verso la telecamera e imputavano la responsabilità delle loro azioni ai loro superiori, ci hanno lasciato senza parole. È spaventoso vedere quante manifestazioni di solidarietà per l'attentato terroristico abbiano raccolto le immagini ampiamente condizionate sui social media.

Sconcertanti sono anche le immagini di persone riversatesi nelle strade per festeggiare l'attacco di Hamas, sia in Europa che negli Stati Uniti. Come sconcertanti sono le incitazioni alla violenza contro persone ebrei nei canali Telegram di estrema destra, finora rimaste senza conseguenze legali, così come le aggressioni che si sono moltiplicate negli ultimi mesi.

Sconcertante è inoltre l'elevatissimo numero di vittime tra la popolazione civile di Gaza, tra cui molti bambini. Sconcertante è pure che ai sopravvissuti non resti più niente, visto che infrastrutture come ospedali, scuole e università sono state distrutte, e che l'accesso a cibo, acqua, Internet e informazioni affidabili è estremamente limitato. Sconcertante il grande numero di giornalisti e fotografi che hanno perso la vita nella striscia di Gaza.

Altrettanto sconcertante è che, in tutto il mondo, le persone ebrei non si sentano al sicuro, come anche le persone non bianche, di altre origini, di altre religioni o che si identificano come queer. Sia nello spazio digitale che nelle strade, le persone urlano, le loro voci stridono. In tutto questo ci sono due grandi assenti: la compassione per le vittime del conflitto e la capacità di condurre un dialogo differenziato.

In Germania, le voci critiche contro l'incitamento all'odio si sono levate presto: qui in Svizzera, invece, si è rimasti perlopiù in silenzio. Siamo rimasti in silenzio, anche noi scrittori, che abbiamo le parole come prerogativa. Il silenzio non è confortante e abbiamo capito che non è opportuno. Eppure, prendere parte a questo marasma di opinioni indifferenziate era fuori discussione per noi. Abbiamo perciò deciso di andare avanti con i nostri mezzi: con le parole, con la letteratura.

Per scrivere serve tempo, il tempo necessario per esprimere quello che accomuna tutti gli autori di queste violenze: l'odio. L'odio in tutte le sue forme – che si tratti di incitamento all'odio, diffamazione, insulti o ingiurie, attraverso i canali digitali o nella vita reale, sotto forma di scritte su un muro, di minacce o, nel peggiore dei casi, di un passaggio all'atto.

Questo odio, che ha nel suo DNA il fatto di ridurre un essere umano alla sua religione, al suo orientamento sessuale, al colore della sua pelle o alla sua origine, priva gli esseri umani della loro dignità, mette in dubbio il loro diritto all'esistenza o arriva addirittura a negarlo del tutto. L'odio

è profondamente antidemocratico e in moltissimi casi è penalmente rilevante.

Il progetto «ESSERE UMANO | BEING HUMAN, scrittrici e scrittori contro l'odio» intende contrastare questi sviluppi estremamente preoccupanti. Il collettivo di scrittori svizzeri che ne fanno parte si oppone fermamente all'antisemitismo e al razzismo, all'odio e ai discorsi d'odio. Lavorando in rete oltre le barriere linguistiche, nel 2024/2025 gruppi di scrittori a composizione variabile percorrono il Paese leggendo testi appositamente creati per quest'occasione.

In quanto scrittori, è nostro compito osservare e ascoltare attentamente, nonché reagire attraverso le parole.

I nostri testi nascono senza fornire una risposta ai numerosi interrogativi che si pongono. Li leggiamo nella consapevolezza che, nel frattempo, la situazione a livello locale e globale può essere cambiata e cambierà ancora, che le persone uccise non torneranno a vivere, gli ostaggi non sono ancora stati rilasciati, le persone ebrei in Germania (ma anche in Svizzera) non possono più mostrare apertamente la loro appartenenza religiosa e che le persone musulmane, in qualsiasi angolo del pianeta, sono sospettate di essere antisemite. Raccontiamo e leggiamo nella consapevolezza che in questo e in qualsiasi altro conflitto una menomazione fisica o intellettuale può condurre facilmente alla morte, che le persone muoiono mentre

cercano acqua, cibo o i loro cari. Il dolore, tuttavia, non conosce gerarchie.

Con il nostro progetto cogliamo quindi l'occasione di prenderci cura della nostra società democratica e aperta e di batterci per il rispetto dei diritti umani e la protezione delle minoranze. In quanto scrittori, è nostro compito osservare e ascoltare attentamente, nonché reagire attraverso le parole. Teniamo testa all'odio e alle polarizzazioni e vorremmo ricordare che, in quanto esseri umani, abbiamo il dono dell'empatia. Se riusciamo a metterci nei panni delle altre persone e a comprenderne il dolore saremo in grado, ora e in futuro, di reagire in modo ponderato e differenziato a sfide di questa portata.

Monica Cantieni scrive racconti e romanzi. Insieme a Bettina Spoerri è iniziatrice della serie di letture «Essere umano – Being Human: scrittrici e scrittori contro l'odio». www.monicacantieni.com

LINK

www.writersagainsthate.ch

**Kollektive
Identität
ist eine stille
Ressource,**

**solange sie
nicht
politisiert
wird.**

Tagungsbericht Jugend und Rassismus

An einer Fachtagung der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus (EKR) sind am 26. Juni 2023 mehr als 270 Menschen in Bern zusammengekommen, um über das Thema «Rassismus und Jugend» zu sprechen. Gestützt auf verschiedene Studien und Beobachtungen aus der Praxis warfen die Referentinnen und Referenten der Tagung einen kritischen Blick auf Rassismus im schulischen Umfeld, in Sport und Freizeit sowie im digitalen Raum.

Das Programm der Fachtagung widmete sich drei Bereichen, die den Alltag der unter 18-Jährigen wesentlich prägen: Schule und Ausbildung, Freizeit und Sport sowie digitaler Raum. Expertinnen und Experten, Praktikerinnen und Praktiker sowie Personen aus der Zivilgesellschaft diskutierten über folgende Fragen: Wie nehmen junge Menschen Rassismus wahr, welche Erfahrungen machen sie? Wo liegt die Verantwortung der Institutionen bei der Prävention und Bekämpfung von Rassismus in diesen drei Lebensbereichen?

Die Fachtagung der EKR bot eine grundlegende Plattform, um sich mit diesen wesentlichen Themen auseinanderzusetzen und einen offenen und konstruktiven Dialog aufzubauen. Die Teilnehmenden haben erkannt, wie wichtig diese Bemühungen um eine inklusivere Schweiz sind, in der Vielfalt als ein fundamentales gesellschaftliches Merkmal anerkannt und Rassismus proaktiv bekämpft wird.

Die Beiträge der Konferenz sind in einem Tagungsbericht zusammengefasst, der online zur Verfügung steht. Die Leserinnen und Leser sind eingeladen, die Anre-

gungen und Schlussfolgerungen des Berichts zu nutzen, um Veränderungen in ihrem eigenen Umfeld anzustossen. Der Tagungsband, der online verfügbar ist, enthält die Vorträge der Referenten.

LINK

www.ekr.admin.ch > Aktuell > Veranstaltungen > Fachtagungen

Analyse der Beratungsarbeit

Das von humanrights.ch und der EKR koordinierte Beratungsnetz für Rassismopfer veröffentlichte seinen sechzehnten überregionalen Auswertungsbericht über Rassismuvorfälle aus der Beratungsarbeit in der Schweiz im Jahr 2023.

Der Bericht weist deutlich auf die allgemeine Verbreitung des Phänomens hin, sowohl in individuellen Interaktionen als auch in institutionellen Strukturen. Im Vergleich zum Vorjahr ist ein Anstieg von 708 auf 876 gemeldete Fälle (+ 168 Fälle) zu verzeichnen. Diese Zunahme deutet auf eine grössere Bereitschaft hin, rassistische Handlungen anzuzeigen, belegt aber auch die Auswirkungen der weltpolitischen Ereignisse wie des Kriegs im Nahen Osten, die die rassistische und antisemitische Dynamik in der Schweiz verschärfen.

Die meisten Vorfälle ereigneten sich im Bildungsbereich, am Arbeitsplatz und im öffentlichen Raum. Fremdenfeindlichkeit, Anti-Schwarzer Rassismus, Feindseligkeit gegenüber Menschen aus der arabischen Welt und antimuslimischer Rassismus sind die am häufigsten genannten Diskriminierungsgründe. Der Bericht zeigt, wie dringend strukturelle und institutionelle Veränderungen in Bildung, Politik, Arbeit und Wohnen sind.

Die Beratungsstellen spielen eine entscheidende Rolle, indem sie Opfer und Zeugen Unterstützung anbieten, Handlungsstrategien entwickeln und Behörden und die Öffentlichkeit sensibilisieren. Der Bericht hält jedoch fest, dass die gemeldeten Fälle nur einen Bruchteil der tatsächlichen Vorfälle ausmachen, und er unterstreicht die Notwendigkeit, umfassende Untersuchungen in verschiedenen Bereichen wie Gesundheit, Bildung, Verwaltung und Polizei durchzuführen. Nur so könne man ein vollständigeres Bild des Ausmasses des Problems erhalten. Der Bericht betont auch, wie wichtig es ist, die Perspektive der Opfer stärker einzubeziehen, um die strukturellen und institutionellen Dimensionen von Rassismus zu verstehen.

LINK

www.ekr.admin.ch > Publikationen > Nationales Monitoring

Colloque Les jeunes face au racisme

À l'occasion d'un colloque organisé par la Commission fédérale contre le racisme (CFR), plus de 270 personnes se sont réunies à Berne lundi 26 juin 2023 pour aborder le thème des jeunes face au racisme. Par de diverses études et observations de terrain, les intervenants ont porté un regard critique sur le racisme en milieu scolaire, dans le sport et les loisirs et dans l'espace numérique.

Le programme du colloque s'articulait autour de trois domaines qui déterminent en grande partie le quotidien des moins de 18 ans: l'environnement scolaire, le sport et les loisirs, et l'espace numérique. Experts, praticiens et personnes issues de la société civile ont pu débattre des questionnements suivants: comment la jeunesse perçoit-elle le racisme? Quelles sont leurs expériences? Quelle est la responsabilité des institutions dans la prévention et la lutte contre le racisme dans ces trois domaines de vie?

Cette journée de colloque a fourni une plateforme essentielle pour aborder ces sujets cruciaux et encourager un dialogue ouvert et constructif. Les participants ont reconnu l'importance de poursuivre ces efforts en faveur d'une société suisse plus inclusive, où la diversité est reconnue comme une caractéristique fondamentale et où le racisme est combattu de manière proactive.

Les actes du colloque, disponibles en ligne, rassemblent les exposés des intervenants. Les lecteurs sont invités à utiliser les suggestions et les conclusions du rapport comme levier pour promouvoir le changement autour d'eux et dans leurs groupes.

LIEN

www.ekr.admin.ch > Actualité > Manifestations > Colloques

Analyse du travail de conseil

Le Réseau de centres de conseil pour les victimes du racisme, coordonné par humanrights.ch et la CFR, a publié son seizième rapport d'analyse suprarégionale des cas de discrimination raciale recensés en Suisse par ces centres de conseil en 2023.

Le rapport souligne une prévalence généralisée du phénomène, tant dans les interactions individuelles que dans les structures institutionnelles. Le nombre de cas signalés est en augmentation, passant de 708 en 2022 à 876 en 2023 (+ 168). Cette hausse témoigne d'une plus grande volonté de dénoncer les actes racistes, mais traduit aussi l'impact des événements sociopolitiques tels que la guerre au Proche-Orient, qui exacerbent les dynamiques racistes et antisémites dans notre pays.

La plupart des incidents se sont produits dans les domaines de l'éducation, du travail et de l'espace public. Ils relevaient le plus souvent de la xénophobie, du racisme anti-Noirs, de l'hostilité envers les personnes originaires du monde arabe et du racisme antimusulman. Cela montre qu'il est urgent d'apporter des changements structurels et institutionnels dans les domaines de l'éducation, de la politique, de l'emploi et du logement.

Les centres de conseil jouent un rôle crucial en offrant un soutien aux victimes et aux témoins, en développant des stratégies d'action et en sensibilisant les autorités et le public. Cependant, le rapport relève que les cas signalés ne représentent qu'une fraction des incidents réels et qu'il faudrait mener des recherches approfondies dans divers domaines tels que la santé, l'éducation, l'administration et la police pour obtenir une image plus complète de l'ampleur du problème. Enfin, le rapport souligne

l'importance de prendre davantage en compte la perspective des victimes pour comprendre les dimensions structurelles et institutionnelles du racisme.

LIEN

www.ekr.admin.ch > Publications > Monitoring national

Atti del convegno I Giovani e il razzismo

In occasione di un convegno organizzato dalla Commissione federale contro il razzismo, lunedì 26 giugno 2023 oltre 270 persone si sono riunite a Berna per approfondire il tema del razzismo tra i giovani. Fondandosi su diversi studi e osservazioni empiriche, i relatori hanno analizzato criticamente il razzismo a scuola, nello sport e nel tempo libero e nello spazio digitale.

Il programma del convegno era articolato sui tre ambiti che determinano in gran parte la vita quotidiana di chi ha meno di 18 anni: scuola, sport e tempo libero, spazio digitale. Esperti, operatori sul terreno e rappresentanti della società civile hanno discusso i problemi seguenti: come percepiscono il razzismo i giovani? Che esperienza ne hanno? Qual è la responsabilità delle istituzioni nella prevenzione e nella lotta al razzismo in questi tre ambiti della vita?

Il convegno ha fornito una piattaforma essenziale per approfondire questi temi cruciali e promuovere un dialogo aperto e costruttivo. I partecipanti hanno riconosciuto l'importanza di proseguire nell'impegno per una società svizzera più inclusiva, in cui la diversità sia riconosciuta come una caratteristica fondamentale e il razzismo sia combattuto proattivamente.

Tutti i contributi sono raccolti negli atti del convegno, disponibili online. I lettori sono invitati a utilizzare i suggerimenti e le conclusioni del rapporto come leva per promuovere il cambiamento all'interno delle proprie comunità.

LINK

www.ekr.admin.ch > Attualità > Manifestazioni > Convegni

Analisi del lavoro di consulenza

La Rete di consulenza per le vittime del razzismo, coordinata da humanrights.ch e dalla CFR, ha pubblicato nel 2023 il suo sedicesimo rapporto di analisi sovra-regionale dei casi di discriminazione razziale censiti in Svizzera dai centri di consulenza.

Il rapporto rileva una prevalenza generalizzata del fenomeno sia nelle interazioni individuali che nelle strutture istituzionali. Il numero di casi segnalati è in aumento, passando da 708 nel 2022 a 876 nel 2023 (+168). Questa crescita riflette una maggiore disponibilità a denunciare atti di razzismo, ma anche l'impatto di eventi sociopolitici come la guerra in Medio Oriente, che rafforzano le dinamiche razziste e antisemite nel nostro Paese.

A essere maggiormente toccati sono gli ambiti della formazione e del lavoro e lo spazio pubblico. Nella maggior parte dei casi si tratta di episodi di xenofobia, razzismo anti-Nero, ostilità verso le persone provenienti dal mondo arabo e razzismo antimusulmano. Ciò evidenzia l'urgenza di cambiamenti strutturali e istituzionali negli ambiti della formazione, della politica, dell'impiego e dell'alloggio.

I centri di consulenza svolgono un ruolo cruciale nell'offrire sostegno alle vittime e ai testimoni, nello sviluppare strategie d'intervento e nel sensibilizzare le autorità e l'opinione pubblica. Tuttavia, il rapporto sottolinea che i casi denunciati rappresentano soltanto una frazione degli episodi effettivi e che è necessaria una ricerca approfondita in vari ambiti, come la sanità, la formazione, l'amministrazione pubblica e la polizia, per ottenere un quadro più completo della portata del problema. Infine, il rapporto sottolinea

l'importanza di tenere maggiormente conto della prospettiva delle vittime per comprendere le dimensioni strutturali e istituzionali del razzismo.

LINK

www.ekr.admin.ch > Pubblicazioni > Monitoraggio nazionale

italiano

Post su Facebook di critica al conflitto in Medio Oriente

Nel maggio del 2021, l'imputato ha condiviso pubblicamente tramite il suo profilo Facebook dei contenuti critici relativi alla politica d'Israele nel contesto del conflitto in Medio Oriente e alla politica di «chiusura degli occhi» adottata da altri Paesi. In particolare, si trattava di una prima immagine in cui veniva mostrato un bambino con il cosiddetto gesto «tauhid» – ovvero alzare il dito indice della mano destra – che nell'Islam indica l'unità e unicità di Allah. Nell'immagine era inoltre visibile la bandiera palestinese e il testo «Free Palestine». Il secondo contenuto in questione mostrava un video di soldati israeliani che aprono il fuoco su un bambino presumibilmente palestinese, dopo che questi è riuscito a sottrarsi all'arresto. In aggiunta, l'imputato ha commentato «Guardate, si spara ai bambini, dove sono i diritti umani di Ginevra, dove??? Qui siete tutti bugiardi e chiudete gli occhi, ma quando un musulmano non praticante fa terrorismo, allora i vostri occhi sono aperti. Che Allah vi possa annientare».

Il Ministero pubblico ha esaminato se i contenuti pubblicati dall'imputato fossero diretti contro una persona o un gruppo di persone sulla base della loro razza, etnia o religione. Nell'insieme dei suoi argomenti, l'imputato avrebbe citato la politica internazionale a Ginevra, lo Stato di Israele e i Paesi arabi. Appare evidente che gruppi politici e Stati non rientrano tra gli oggetti che godono della protezione dell'articolo 261^{bis} CP.

Sebbene il gesto del dito indice alzato «tauhid» sia stato ripreso negli ultimi anni da gruppi fondamentalisti, tra cui

lo «Stato Islamico», si tratterebbe di un segno consolidato nella tradizione islamica, eseguito dai credenti praticanti musulmani durante la preghiera. Pertanto, per il Ministero pubblico non è riconoscibile che il gesto fosse volto a incitare idee terroristiche.

Durante l'interrogatorio di polizia, l'imputato ha dichiarato che intendeva attirare l'attenzione sulle condizioni in Palestina criticando Israele come Stato e non gli ebrei come popolo.

In conclusione, è da ritenere che le critiche nei confronti degli Stati e delle loro politiche, per quanto possano essere dure, sono permesse e non violano la norma penale contro la discriminazione e l'incitamento all'odio, purché non siano dirette contro una persona o un gruppo di persone sulla base della loro «razza», etnia o religione. Inoltre il Ministero pubblico ha dato rilievo anche all'elemento soggettivo, ovvero all'intenzione dell'imputato nella condivisione dei contenuti in questione. Per questi motivi il Ministero pubblico ha abbandonato l'indagine penale contro l'imputato.

Giornale gratuito settimanale con contenuti razzisti e antisemiti

X è un settimanale gratuito finanziato dalla pubblicità, distribuito a tutte le economie domestiche in quattro regioni del Cantone dei Grigioni. La sua tiratura è di circa 15 000 copie, di cui circa 1000 destinate agli abbonati. Il giornale è pubblicato dall'imputato, che ricopre il ruolo di editore, direttore unico e responsabile delle questioni amministrative. Comprende una pagina dedicata a barzellette, satira, proverbi, aneddoti e fumetti.

In un'edizione del novembre del 2022, l'imputato ha pubblicato due immagini sotto questa rubrica. La prima mostra un uomo e una donna neri, ciascuno con in mano un passaporto tedesco, accompagnata dalla scritta: «*Siamo tedeschi*». L'immagine accanto mostra una coppia di leoni, con la didascalia: «*E noi siamo vegetariani*».

In un'edizione dell'agosto del 2023, l'imputato ha pubblicato una foto in prima pagina che mostra presumibilmente feci e carta igienica su un pavimento in pietra, con il titolo: «*Davos: uno "stronzo" sulla terrazza*». Segue un breve testo che afferma che il proprietario di una casa di vacanza ha scoperto «*questo scempio*» sulla terrazza dopo che i suoi ospiti avevano fatto il check-out, aggiungendo che «*senza dubbio proviene da un essere umano di origine ebraica*». Il resoconto conclude che il proprietario dell'appartamento di vacanza «*non affitterà più appartamenti a queste persone*» e spera che «*l'industria del turismo di Davos e le autorità prendano finalmente provvedimenti*».

In entrambi i casi, l'oggetto di protezione è palesemente definito e dato. Con la prima pubblicazione, l'imputato discredita pubblicamente e collettivamente le persone nere in modo lesivo della dignità umana. Il Ministero pubblico ha ravvisato la violazione dell'articolo 261^{bis} CP e tracciato così un chiaro limite tra la libertà di stampa umoristica e la perseguibilità penale. L'articolo relativo alla situazione di Davos discreditava anch'esso pubblicamente e collettivamente un gruppo di persone sulla base della loro religione, ossia gli ebrei, ledendo la dignità umana. Anche qui il Ministero pubblico ha ravvisato la violazione della norma penale in questione.

L'imputato è già stato condannato due volte per aver pubblicato sullo stesso giornale contenuti di satira razzista che violano la norma penale contro la discriminazione e l'incitamento all'odio. Il fatto che sia recidivo dimostra la mancanza di volontà nel rispettare il sistema giuridico applicabile. In queste circostanze, il giudice ha formulato una prognosi sfavorevole per la sua futura buona condotta. Per questi motivi, il Ministero pubblico ha condannato l'imputato a una pena pecuniaria pronunciata senza condizionale.

E-mail con contenuti razzisti e antireligiosi

L'imputato ha ripetutamente inviato e-mail in lingua inglese alle parti lese e a un gran numero di altre persone, organizzazioni e associazioni con contenuti estremamente offensivi e carichi di odio. In queste e-mail, l'imputato esprimeva desideri di morte verso i musulmani e gli arabi omosessuali, insultava il Corano e l'Islam, affermando che Maometto fosse omosessuale. Continuava poi con insulti blasfemi contro Gesù e Buddha, definendo quest'ultimo un tossicodipendente di sangue mongoloide e omosessuale. Inoltre, faceva affermazioni oltraggiose sugli indù, dicendo che «*amavano mangiare escrementi colorati dei loro elefanti sacri*». Le e-mail contenevano anche minacce di morte contro le persone nere e gruppi etnici, come i nativi americani, eschimesi, indios e isolani del Pacifico. L'imputato continuava a insultare il Corano e l'Iran, e ribadiva ripetutamente il desiderio di morte per tutti i musulmani e gli arabi.

Così facendo, l'imputato ha più volte insultato e profanato pubblicamente e volgarmente le convinzioni altrui in materia di fede, disonorando personalità oggetto di venerazione religiosa, oltre a insultare ripetutamente e pubblicamente una persona o un gruppo di persone a causa della loro razza, etnia, religione

o orientamento sessuale. Il Ministero pubblico ha dichiarato l'imputato colpevole di reati multipli di perturbamento della libertà di credenza e di culto ai sensi dell'articolo 261 capoverso 1 CP, e di molteplici accuse di discriminazione e incitamento all'odio ai sensi dell'articolo 261^{bis} CP.

Per essere penalmente perseguibile secondo le norme penali (art. 261 e 261^{bis} CP), è necessario che l'espressione in causa venga fatta in una sfera pubblica. Il confine tra «pubblico» e «privato» è talvolta delicato e difficile da tracciare. Secondo la dottrina e la giurisprudenza prevalenti, si considera pubblico non soltanto ciò che può essere percepito direttamente da tutti, ma anche tutto ciò che è diretto a una cerchia più ampia di persone che non sono legate da rapporti personali. Un commento fatto nella cerchia familiare o un'e-mail inviata ad alcune persone con cui si ha un legame stretto non ricade infatti sotto la punibilità secondo le norme penali in questione. In questo caso è però evidente che l'imputato ha mandato questa e-mail a un gran numero di persone, organizzazioni e associazioni con cui non aveva alcun legame personale. La condizione della pubblicità è così soddisfatta.

Inoltre, questo caso tematizza sia la norma penale contro il perturbamento della libertà di culto (art. 261 CP) sia la norma contro la discriminazione e l'incitamento all'odio (art. 261^{bis} CP). La distinzione tra le due norme sta nell'oggetto di protezione: bisogna prestare attenzione se il comportamento in questione mira alla credenza altrui, disturbando le attività religiose o profanando luoghi od oggetti sacri, oppure se mira a una persona o un gruppo di persone in ragione della loro appartenenza religiosa. La norma penale contro il perturbamento della libertà di culto punta a garantire che le pratiche religiose possano essere svolte senza interferenze, mentre la norma penale contro la discriminazione e

l'incitamento all'odio intende proteggere la dignità umana e promuovere la convivenza pacifica e rispettosa.

Rubina Lanfranchi, giurista, ha lavorato come stagista giuridica alla Commissione federale contro il razzismo tra il 2023 e il 2024.

Facebook-Post mit Kritik am Nahostkonflikt

Im Mai 2021 teilte der Beschuldigte über sein Facebook-Profil öffentlich Inhalte, die die Politik Israels im Zusammenhang mit dem Nahostkonflikt und die Politik des Wegschauens anderer Länder anprangerten. Insbesondere ging es um ein erstes Bild, das ein Kind mit der sogenannten Tauhid-Geste zeigt, das Ausstrecken des Zeigefingers der rechten Hand, was im Islam die Einheit und das Einssein Allahs symbolisiert. Das Bild war mit der palästinensischen Flagge und dem Text «Free Palestine» unterlegt. Der zweite Beitrag zeigte ein Video, in dem israelische Soldaten das Feuer auf ein mutmasslich palästinensisches Kind eröffnen, nachdem es sich der Festnahme hat entziehen können. Dazu kommentierte der Beschuldigte: «*Schaut schiessen auf kinder wo sind die menschenrechte genf wo??? Hier seit alles leugner und schlisst eure augen, aber wenn ein nicht praktizierender muslim terror macht dan sind eure augen offen. Möge allah euch vernichten*».

Die Staatsanwaltschaft untersuchte, ob sich die vom Beschuldigten veröffentlichten Inhalte gegen eine Person oder eine Gruppe von Personen wegen ihrer Rasse, Ethnie oder Religion richteten. In seiner Argumentation führte der Beschuldigte aus, er habe die internationale Politik in Genf, den Staat Israel und die arabischen Länder angesprochen. Es ist offensichtlich, dass politische Gruppierungen und Staaten nicht zu den durch Artikel 261^{bis} StGB geschützten Angriffsobjekten zählen.

Auch wenn die Geste des ausgestreckten «Tauhid»-Fingers in den letzten Jahren unter anderem vom «Islamischen Staat» aufgegriffen wurde, stelle sie doch im Islam ein seit Langem etabliertes Zeichen dar, das von praktizierenden muslimischen Gläubigen beim Gebet ausgeführt wird. Für die Staatsanwaltschaft war folglich nicht erkennbar, dass

die Geste zu terroristischem Gedanken-gut aufrufen wollte.

Bei der polizeilichen Einvernahme führte der Beschuldigte aus, er wolle auf die Zustände in Palästina aufmerksam machen und kritisiere Israel als Staat und nicht die Juden als Volk.

Abschliessend ist festzuhalten, dass Kritik an Staaten und an ihrer Politik, so hart sie auch sein mag, zulässig ist und nicht gegen die Strafnorm gegen Diskriminierung und Aufruf zum Hass verstösst, solange sie sich nicht gegen eine Person oder eine Gruppe von Menschen aufgrund ihrer «Rasse», ethnischen Zugehörigkeit oder Religion richtet. Darüber hinaus betonte die Staatsanwaltschaft das subjektive Element, d. h. die (fehlende) Absicht des Beschuldigten, die betreffenden Inhalte weiterzugeben. Aus diesen Gründen stellte sie das Strafverfahren gegen den Beschuldigten ein.

Gratiswochenzeitung mit rassistischen und antisemitischen Inhalten

X ist eine werbefinanzierte Gratiswochenzeitung, die in vier Regionen des Kantons Graubünden an alle Haushalte zugestellt wird. Ihre Auflage beträgt rund 15 000 Exemplare, wovon ca. 1000 Exemplare an Abonnenten gehen. Herausgegeben wird die Zeitung vom Beschuldigten, der gleichzeitig Verleger, alleiniger Redaktor und auch für administrative Belange zuständig ist. Die Zeitung enthält jeweils eine Seite mit Witzen, Satire, Sprüchen, Anekdoten und Comics.

In einer Ausgabe vom November 2022 veröffentlichte der Beschuldigte unter dieser Rubrik zwei zusammengehörende Bilder. Auf einem Bild sind ein Schwarzer Mann und eine Schwarze Frau abgebildet, die je einen deutschen Pass halten. Daneben steht: «*Wir sind Deutsche.*» Das nebenstehende Bild zeigt ein

Löwenpaar mit der Bildunterschrift: «*Und wir sind Vegetarier.*»

In einer Ausgabe vom August 2023 veröffentlichte der Beschuldigte auf der Titelseite ein Foto, das mutmasslich Fäkalien und Toilettenpapier auf einem Steinboden zeigte, mit der Schlagzeile: «*Davos: Ein <Scheissdreck> auf der Terrasse.*» Es folgt ein kurzer Text, in dem es darum geht, dass ein Ferienwohnungsbesitzer «*diese Schweinerei*» auf der Terrasse entdeckte, nachdem seine Gäste ausgecheckt hatten, «*die unzweifelhaft von einem Menschen mit jüdischer Abstammung stammt*». Der Beitrag schliesst mit der Anmerkung, dass der Ferienwohnungsbesitzer «*keine Wohnungen an diese Menschen mehr vermieten*» werde und dass er hoffe, «*dass endlich auch die Touristiker von Davos und die Behörden Massnahmen ergreifen*».

In beiden Fällen ist das Angriffsobjekt klar definiert und gegeben. Mit der ersten Veröffentlichung setzte der Beschuldigte Schwarze Personen öffentlich und kollektiv in einer gegen die Menschenwürde verstossenden Weise herab. Die Staatsanwaltschaft stellte einen Verstoß gegen Artikel 261^{bis} StGB fest und zog damit eine klare Grenze zwischen Schutz von Satire im Rahmen der Meinungsfreiheit und strafrechtlich verfolgbarem Verhalten. Auch der Artikel über die Situation in Davos hat eine Gruppe von Menschen aufgrund ihrer Religion, hier Jüdinnen und Juden, öffentlich und kollektiv herabgesetzt und ihre Menschenwürde verletzt. Auch hier hat die Staatsanwaltschaft eine Verletzung der entsprechenden Strafrechtsbestimmung festgestellt.

Der Beschuldigte ist bereits zweimal wegen der Veröffentlichung rassistischer Inhalte in derselben Zeitung verurteilt worden, Inhalte, die gegen das Strafgesetz gegen Diskriminierung und Aufruf zu Hass verstießen. Sein erneutes widerrechtliches Handeln zeigt, dass

er nicht gewillt ist, sich an die geltende Rechtsordnung zu halten. Unter diesen Umständen wurde eine ungünstige Prognose für künftiges Wohlverhalten gestellt. Aus diesen Gründen verurteilte die Staatsanwaltschaft den Beschuldigten zu einer unbedingten Geldstrafe.

E-Mails mit rassistischem und religionsfeindlichem Inhalt

Der Beschuldigte verschickte wiederholt E-Mails in englischer Sprache mit äußerst beleidigendem und hasserfülltem Inhalt an die Geschädigten und eine Vielzahl weiterer Personen, Organisationen und Vereine. In diesen E-Mails wünschte der Beschuldigte homosexuellen Muslimen und Arabern den Tod, verunehrte den Koran und den Islam und behauptete, Mohammed sei homosexuell gewesen. Er äusserte blasphemische Beleidigungen gegen Jesus und Buddha und nannte letzteren einen mongoloiden Drogensüchtigen und Homosexuellen. Darüber hinaus machte er beleidigende Aussagen über Hindu und behauptete, dass sie *«love to eat colorful excrements from their holy elephants les liebten, bunte Exkremete ihrer heiligen Elefanten zu essen)»*. Die E-Mails enthielten auch Morddrohungen gegenüber Schwarzen Menschen und ethnischen Gruppen wie Angehörigen von First Nations oder Pazifischen Insulanerinnen und Insulanern. Der Beschuldigte äusserte sich wiederholt abschätzig über den Koran und den Iran und wünschte mehrfach den Tod aller Muslime und Araber.

Damit hat der Beschuldigte mehrfach öffentlich und in gemeiner Weise die Überzeugung anderer in Glaubenssachen beschimpft und entehrt, Persönlichkeiten religiöser Verehrung verspottet sowie mehrfach öffentlich gegen einzelne Personen oder eine Gruppe von Personen wegen ihrer Rasse, Ethie, Religion oder sexuellen Orientierung zu

Hass oder zu Diskriminierung aufgerufen. Die Staatsanwaltschaft befand den Beschuldigten der mehrfachen Störung der Glaubens- und Kultusfreiheit im Sinne von Artikel 261 Absatz 1 StGB und der mehrfachen Diskriminierung und Aufruf zu Hass im Sinne von Artikel 261^{bis} StGB für schuldig.

Damit eine Äusserung nach Artikel 261 und 261^{bis} StGB strafbar ist, muss die sie öffentlich erfolgen. Manchmal ist es heikel und schwierig, die Grenze zwischen «öffentlich» und «privat» zu ziehen.

Nach herrschender Lehre und Rechtsprechung gilt als öffentlich nicht nur das, was für alle unmittelbar wahrnehmbar ist, sondern auch alles, was sich an einen grösseren Personenkreis richtet, der nicht an persönliche Beziehungen gebunden ist. Eine Bemerkung im Familienkreis oder ein E-Mail an einige wenige Personen, zu denen man eine enge Beziehung hat, fällt demnach nicht unter die strafrechtliche Bestimmung.

Im vorliegenden Fall steht jedoch fest, dass der Beschuldigte das E-Mail an eine Vielzahl von Personen, Organisationen und Vereinigungen geschickt hat, zu denen er keine persönliche Beziehung unterhielt. Die Voraussetzung der Öffentlichkeit ist damit erfüllt.

Darüber hinaus thematisiert dieser Fall sowohl die Strafnorm gegen die Störung der Glaubens- und Kultusfreiheit (Art. 261 StGB) als auch die Bestimmung betreffend Diskriminierung und Aufruf zu Hass (Art. 261^{bis} StGB). Der Unterschied zwischen den beiden Normen liegt im Angriffsobjekt: Es gilt festzustellen, ob das fragliche Verhalten auf den Glauben anderer abzielt, indem religiöse Handlungen gestört oder heilige Orte oder Gegenstände entweiht werden, oder ob es sich gegen eine Person oder eine Gruppe von Personen wegen ihrer Religionszugehörigkeit richtet. Die Strafnorm gegen die Störung der Glaubens- und Kultusfreiheit soll sicherstellen, dass

religiöse Praktiken ungestört ausgeübt werden können, während die Strafnorm gegen Diskriminierung und Aufruf zu Hass darauf abzielt, die Menschenwürde zu schützen und ein friedliches und respektvolles Zusammenleben zu fördern.

Rubina Lanfranchi, Juristin, arbeitete 2023 und 2024 als Rechtspraktikantin bei der EKR.

Posts Facebook sur le conflit au Proche-Orient

En mai 2021, le prévenu publie sur son profil Facebook des contenus critiques à l'égard de la politique israélienne au Proche-Orient et de la réaction de plusieurs autres pays, qu'il accuse de pratiquer la politique de l'autruche. Le premier contenu incriminé est une image qui montre un enfant faisant le geste du tawhid, soit l'index de la main droite levé pour représenter l'unité et l'unicité d'Allah. À côté de lui, un drapeau palestinien et le texte « Free Palestine ». Le deuxième contenu incriminé est une vidéo qui montre des soldats israéliens ouvrant le feu sur un enfant – vraisemblablement palestinien – qui a réussi à échapper à leur contrôle. Sous la vidéo, on peut lire le commentaire suivant : « Regardez, on tire sur des enfants, où sont les droits de l'homme de Genève, où ??? Là, vous ne voulez rien savoir et vous fermez les yeux, mais quand un musulman non pratiquant commet un acte de terrorisme, vous voyez très bien. Puisse Allah vous anéantir ».

Dans cette affaire, le Ministère public a examiné si les contenus publiés représentaient une discrimination envers une personne ou un groupe de personnes en raison de leur appartenance raciale, ethnique ou religieuse au sens de l'art. 261^{bis} CP. Dans ses publications, le prévenu s'en prend aux organisations internationales de Genève, à l'État d'Israël et aux pays arabes. Or il est évident que des organismes politiques ou des États ne peuvent pas bénéficier de la protection de l'art. 261^{bis} CP.

Par ailleurs, même si des groupes fondamentalistes comme l'État islamique ont repris à leur compte le geste du tawhid ces dernières années, il s'agit d'un signe de la tradition islamique, exécuté par les croyants pendant la prière. Par conséquent, le Ministère public a estimé qu'il n'était pas possible de considérer ce geste comme une instigation au terrorisme.

Lors de son interrogatoire, le prévenu a déclaré à la police que son but était d'attirer l'attention sur la situation en Palestine et que ses critiques portaient sur l'État d'Israël et non sur le peuple juif.

En définitive, rien n'interdit d'exprimer des critiques – même dures – envers un État ou sa politique. Tant que ces critiques ne visent pas une personne ou un groupe de personnes en raison de leur appartenance raciale, ethnique ou religieuse, elles ne constituent pas une violation de la norme pénale contre la discrimination et l'incitation à la haine. En l'espèce, le Ministère public a également tenu compte de l'aspect subjectif, c'est-à-dire de l'intention du prévenu. Pour toutes ces raisons, il a abandonné toutes les charges contre lui.

Hebdomadaire gratuit à contenu raciste et antisémite

Cette affaire concerne un hebdomadaire financé par la publicité et publié dans quatre régions des Grisons. Tiré à près de 15 000 exemplaires, il est distribué gratuitement à tous les ménages des régions concernées et compte en outre un millier d'abonnés. Le prévenu est l'éditeur, le rédacteur en chef et le responsable administratif du magazine, dont une rubrique est consacrée à la publication de blagues, d'écrits satiriques, de dictons, d'anecdotes ou de bandes dessinées.

C'est dans cette rubrique que sont parus les contenus incriminés. Le premier contenu problématique est constitué par deux images publiées dans un numéro de novembre 2022. La première montre un homme et une femme noirs exhibant un passeport allemand. À côté d'eux, l'inscription : « Nous sommes Allemands ». En vis-à-vis, une autre image montre un couple de lions, avec la légende suivante : « Et nous, nous sommes végétariens ».

Le deuxième contenu problématique consiste en une photo publiée à la Une d'un numéro d'août 2023. On y devine des excréments et du papier hygienique sur un sol en pierre. La photo est titrée : « Davos : une merde sur la terrasse ». S'ensuit une brève explication relatant que le propriétaire d'une maison de vacances aurait découvert « cette cochonnerie » sur la terrasse après le départ de ses clients, ajoutant que c'était « sans aucun doute l'œuvre d'un être humain d'origine juive ». Le commentaire conclut que le propriétaire de l'appartement de vacances « ne louera plus d'appartements à ces personnes » et espère que « les acteurs touristiques de Davos et les autorités prendront enfin des mesures elles aussi ».

Dans ces deux cas, les groupes visés par les attaques sont clairement identifiables. Dans la première publication, le prévenu rabaisse publiquement et collectivement les personnes noires d'une façon qui porte atteinte à la dignité humaine. Le Ministère public l'a donc condamné pour violation de l'art. 261^{bis} CP, établissant ainsi une limite claire entre liberté de la presse humoristique et actes pénalement répréhensibles. Quant à l'article à propos de Davos, il rabaisait lui aussi publiquement et collectivement un groupe de personnes sur la base de leur appartenance religieuse – en l'occurrence les Juifs – d'une façon qui porte atteinte à la dignité humaine. Là aussi, le Ministère public a conclu à la violation de la norme pénale contre la discrimination. À noter que le prévenu avait déjà subi deux autres condamnations pour violation de la norme pénale contre la discrimination après avoir publié des contenus satiriques à caractère raciste dans le même magazine. Le fait qu'il récidive démontre qu'il n'a pas l'intention de se conformer à l'ordre juridique établi. Le juge a donc formulé un pronostic défavorable quant à son comportement futur et l'a condamné à une peine pécuniaire sans sursis.

Courriels à contenus racistes et antireligieux

Plusieurs personnes ont porté plainte auprès du Ministère public pour avoir reçu des courriels extrêmement offensants et haineux en anglais. Le prévenu a envoyé ces courriels à un grand nombre de personnes, d'organisations et d'associations. Dans ces messages, il appelle à éliminer les musulmans et les Arabes homosexuels, profère des insultes contre le Coran et l'islam et prétend que Mahomet est homosexuel. Il tient également des propos blasphématoires à l'encontre de Jésus et de Bouddha, qualifiant ce dernier d'homosexuel et de toxicomane avec du sang mongoloïde. Il s'en prend en outre aux hindous, affirmant qu'ils « *aiment manger les excréments colorés de leurs éléphants sacrés* ». Les courriels contiennent également des menaces de mort à l'encontre des Noirs et de plusieurs groupes ethniques, comme les Amérindiens, les Esquimaux, les Indiens et les habitants des îles du Pacifique. Enfin, le prévenu tient aussi des propos insultants envers l'Iran.

Il ressort de cet exposé que le prévenu a insulté et rabaisé publiquement et à plusieurs reprises les croyances religieuses d'autres personnes, notamment en dénigrant des figures vénérées par des communautés religieuses. Il a également offensé publiquement et à plusieurs reprises des personnes ou un groupe de personnes sur la base de leur appartenance raciale, ethnique ou religieuse ou de leur orientation sexuelle. Compte tenu de ces circonstances, le Ministère public l'a inculpé de plusieurs chefs d'accusation relevant de l'art. 261, al. 1, CP (atteinte à la liberté de croyance et des cultes) et de l'art. 261^{bis} CP (discrimination et incitation à la haine).

Pour qu'ils soient punissables en vertu des deux articles susmentionnés, les propos doivent avoir été tenus dans la sphère publique. Parfois ténue, la fron-

tière entre « public » et « privé » est difficile à tracer.

La doctrine et la jurisprudence dominantes considèrent que des propos ou des actes sont publics non seulement s'ils sont directement perceptibles par tout un chacun, mais aussi s'ils sont adressés à un cercle relativement large de personnes sans liens personnels entre elles. Ainsi, un propos tenu dans le cercle familial ou un courriel envoyé à quelques personnes proches ne tombe pas sous le coup des dispositions pénales évoquées.

En l'espèce, le prévenu a envoyé les courriels incriminés à un grand nombre de personnes, d'organisations et d'associations avec lesquelles il n'avait aucun lien personnel. Le critère de publicité est donc rempli.

Comme indiqué, le prévenu a dû répondre de deux types d'inculpations, basées respectivement sur les art. 261 et 261^{bis} CP. La distinction entre les deux normes réside dans l'objet qu'elles visent à protéger. Pour savoir laquelle des deux s'applique, il faut déterminer si l'auteur présumé porte atteinte aux croyances d'autrui – en perturbant des activités religieuses ou en profanant des lieux ou des objets sacrés – ou s'il discrimine une personne ou un groupe de personnes en raison de leur appartenance religieuse. Autrement dit, la norme pénale contre l'atteinte à la liberté de croyance vise à garantir le bon déroulement des pratiques religieuses, tandis que la norme pénale contre la discrimination vise à protéger la dignité humaine et à promouvoir une coexistence pacifique et respectueuse.

Juriste de formation, Rubina Lanfranchi a travaillé comme stagiaire juridique à la Commission fédérale contre le racisme de 2023 à 2024.

Casistica del servizio di consulenza

Fälle aus der Beratung

Cas tirés de la pratique

italiano

Discriminazione nella struttura dell'APMA

Nel contesto di un accertamento da parte dell'Autorità di protezione dei minori e degli adulti (APMA), la signora A., madre di B., è stata interrogata sulle condizioni di vita della figlia da un'addetta all'indagine dell'autorità in questione.

La signora A., cittadina svizzera, è dottoranda presso l'università e giurista in uno studio legale. L'anno scorso si è battuta per il diritto all'istruzione di sua figlia. A causa di questa disputa, è intervenuta l'APMA poiché A. è stata rappresentata come una «cattiva madre straniera» che non comprende la lingua e non conosce il sistema scolastico svizzero.

Nonostante le perfette conoscenze dello svizzero-tedesco di A., durante il colloquio l'addetta all'indagine dell'APMA ha parlato molto lentamente, come se A. fosse confusa o avesse problemi di comprensione della lingua. Inoltre ha messo in discussione la cittadinanza svizzera di A. basandosi soltanto sul suono del suo cognome.

Ridurre A. e le sue capacità di comprensione alla sua origine e tematizzare la sua provenienza è del tutto inappropriato e ha lasciato A. in preda a un senso di impotenza, svalutazione e discriminazione.

A. e suo marito hanno contattato telefonicamente la CFR spiegando la situazione. Su consiglio della CFR, hanno formalizzato la vicenda in un'e-mail indirizzata alla CFR, mettendo in copia l'addetta all'indagine e l'APMA. Così facendo, l'APMA è stata informata che la CFR era a conoscenza del comportamento xenofobo della loro dipendente. In seguito a uno scambio telefonico tra la CFR e la superiore dell'addetta all'indagine,

la superiore ha comunicato che, per il bene della figlia B., l'addetta all'indagine avrebbe ceduto la competenza del caso a un collega.

Grazie alla mediazione della CFR è stato possibile sollevare tempestivamente il problema della discriminazione, portando a un cambiamento nella gestione del caso. Questo ha non soltanto evitato ulteriori pressioni illegittime, ma anche assicurato che il caso venisse trattato con l'imparzialità e la professionalità dovute a una struttura statale.

E-mail razzista indirizzata al Comune

Il Comune X ha ricevuto un'e-mail dal contenuto estremamente razzista con l'oggetto «*Mania generale dei n*****». Il messaggio, carico di odio, esprimeva l'opinione dell'autore secondo cui la cosiddetta «*mania generale dei n*****» nei Paesi bianchi era insopportabile. L'autore affermava che non esisteva alcun terreno magico che potesse trasformare «*questi selvaggi*» in europei e sosteneva che fossero estremamente primitivi e violenti. Inoltre, riteneva che gli asiatici avessero tratto grandi benefici dalla colonizzazione, attribuendo loro una maggiore intelligenza rispetto alle persone nere. La cosiddetta «*mania generale dei n*****» doveva finire e queste persone dovevano andarsene. L'autore si era firmato con nome e cognome.

Il testo era accompagnato da due immagini di città moderne con grattacieli, commentate con «*Colonizzato dai bianchi*». A titolo di confronto sono state aggiunte due immagini di baraccopoli piene di rifiuti, che secondo l'autore rappresentavano località in Etiopia e Haiti, con il commento «*E se i neri non fossero mai stati colonizzati?*».

Il Comune X ha prontamente segnalato l'accaduto alla CFR, che ha esaminato la rilevanza del messaggio alla luce della norma penale contro la discriminazione e l'incitazione all'odio. In particolare si è concentrata sull'elemento della sfera pubblica, fondamentale per la perseguibilità penale.

Nel caso in questione, secondo la CFR il criterio della pubblicità è soddisfatto poiché il messaggio è stato inviato alla casella di posta elettronica generale del Comune X, accessibile a un numero indefinito di dipendenti. È inoltre evidente che il mittente non ha alcun rapporto personale con queste persone. In conclusione, risulta chiaro che l'autore dell'e-mail discredita e discrimina le persone nere e asiatiche in modo lesivo della dignità umana (art. 261^{bis} cpv. 4 CP).

Basandosi sull'analisi giuridica fornita dalla CFR, il sindaco del Comune X ha sporto denuncia contro l'autore dell'e-mail presso il Ministero pubblico di riferimento.

Incidente razzista in una classe di scuola elementare

Un insegnante di una classe di ragazzi di 13 anni ha contattato la CFR in merito a un incidente razzista avvenuto nella sua classe. Una ragazza ha lanciato le sue pantofole in faccia a un compagno, ferendolo gravemente. L'allieva ha affermato di averlo fatto perché il compagno l'aveva insultata con la parola «n****». I ragazzi presenti hanno riferito che lei aveva usato la parola «mega» e il compagno ha poi chiesto se avesse detto la parola «n****» poiché non aveva capito bene.

Siccome la reazione della ragazza è stata violenta, l'insegnante le ha chiesto di scusarsi con il compagno. L'allieva ha deciso di creare un poster che ha portato a scuola due giorni dopo, con il seguente testo scritto a grandi lettere da sua madre: «*La parola n**** (scritta per intero) è una parolaccia e non ha posto nella scuola o nella nostra società*». Sotto, la ragazza ha scritto delle scuse al compagno.

Durante un dialogo con l'insegnante, l'allieva ha spiegato che l'utilizzo di questa parola la sconvolge molto e che non dovrebbe essere utilizzata in nessun contesto.

La madre non ha condiviso la reazione della scuola riguardo al fatto che sua figlia abbia dovuto porgere delle scuse, quindi è stato organizzato un incontro tra lei, sua figlia, la direzione della scuola e il team di assistenza sociale della scuola. L'insegnante ha chiesto consiglio alla CFR su come affrontare al meglio il colloquio.

La CFR ha raccomandato di prendere sul serio le esperienze e i sentimenti della ragazza e della madre. Tuttavia, è importante spiegare che la violenza non può essere la risposta. Si può invece concordare con la ragazza una persona di riferimento cui rivolgersi in caso di ulteriori episodi di questo tipo, come l'assistente sociale della scuola.

Inoltre, la CFR ha indicato delle associazioni che offrono ulteriori formazioni sulle reazioni a situazioni di razzismo.

L'insegnante ha informato la CFR che l'incontro è stato un successo, caratterizzato dalla comprensione reciproca. La ragazza e sua madre hanno potuto parlare apertamente delle loro esperienze di razzismo. Grazie a questo scambio, gli insegnanti sono ancora più sensibilizzati al tema e gli assistenti sociali della scuola discuteranno con la direzione scolastica di possibili conseguenze per eventuali commenti razzisti.

Durante il dialogo è emerso che il compagno aveva apostrofato direttamente la ragazza con l'insulto in questione e in risposta l'aveva persino derisa. La scuola si è poi scusata per il fatto che la ragazza abbia dovuto porgere le sue scuse al compagno. Gli insegnanti l'hanno incoraggiata a rivolgersi sempre a loro in caso di problemi, sottolineando l'importanza di difendersi senza ricorrere alla violenza.

Al termine della conversazione, la madre si è dichiarata soddisfatta che la scuola abbia affrontato il tema del razzismo nel quadro dell'incontro e ha apprezzato la volontà dell'istituto scolastico di cambiare davvero le cose.

Rubina Lanfranchi, giurista, ha lavorato come stagista giuridica alla Commissione federale contro il razzismo tra il 2023 e il 2024.

Diskriminierung in KESB-Struktur

Im Rahmen einer Untersuchung der Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (KESB) wurde Frau A., die Mutter von B., von einer KESB-Mitarbeiterin zu den Lebensumständen ihrer Tochter befragt.

Die Schweizerin A. ist Doktorandin und arbeitet als Juristin in einer Kanzlei. Im vergangenen Jahr hatte sie sich für das Recht ihrer Tochter auf Bildung eingesetzt. Wegen dieses Konflikts intervenierte die KESB, weil A. als «schlechte ausländische Mutter» dargestellt wurde, die die Sprache nicht verstehe und das Schweizer Schulsystem nicht kenne.

Obwohl A. perfekt Schweizerdeutsch beherrscht, sprach die KESB-Mitarbeiterin während der Abklärung sehr langsam, als ob A. verwirrt wäre oder Probleme hätte, die Sprache zu verstehen. Sie stellte auch die Schweizer Staatsbürgerschaft von A. allein aufgrund deren Nachnamens in Frage.

A. und ihre Auffassungsgabe auf ihre Herkunft zu reduzieren und ihren Hintergrund zu thematisieren war völlig unangemessen und hat dazu geführt, dass sich A. machtlos, abgewertet und diskriminiert fühlte.

A. und ihr Ehemann setzten sich telefonisch mit der EKR in Verbindung und schilderten die Situation. Auf Anraten des EKR legten sie das Vorgefallene in einem an die EKR gerichteten E-Mail mit Kopie an die KESB-Mitarbeiterin und die Behörde dar. Dadurch wurde die KESB darüber informiert, dass die EKR vom fremdenfeindlichen Verhalten ihrer Mitarbeiterin wusste. Nach einem Telefongespräch zwischen der EKR und der Vorgesetzten der KESB-Mitarbeiterin, die die Untersuchung durchgeführt hatte, teilte die Vorgesetzte mit, dass die fragliche Mitarbeiterin die Verantwortung

für den Fall zum Wohle der Tochter B. an einen Kollegen abgeben werde.

Dank der Vermittlung der EKR konnte das diskriminierende Verhalten in einem frühen Stadium angesprochen werden, was zu einer Änderung in der Bearbeitung des Falles führte. Dadurch wurde nicht nur weiterer unangebrachter Druck vermieden, sondern auch sichergestellt, dass der Fall mit der Unparteilichkeit und Professionalität behandelt wird, die einer staatlichen Struktur gebühren.

Rassistisches E-Mail an Gemeindeverwaltung

Die Gemeinde X erhielt ein E-Mail mit extrem rassistischem Inhalt und dem Betreff «*Allgemeiner N****wahn*». In der hasserfüllten Nachricht bringt der Autor seine Meinung zum Ausdruck, derzufolge der «*allgemeine N****wahn (...) in weissen Ländern (...) unerträglich*» sei. Der Autor erklärt, dass es keinen magischen Boden gebe, der «*diese Wilden in Europa*» verwandeln könne, und unterstellt, sie seien «*äusserst primitiv und gewalttätig*». Auch glaube er, dass die Asiaten in hohem Masse von der Kolonialisierung profitiert hätten, und schreibt ihnen eine höhere Intelligenz zu als Schwarzen Menschen. Der vermeintliche «*allgemeine N****wahn*» müsse ein Ende haben, diese Menschen müssten gehen. Der Autor hat das Mail mit seinem vollen Namen unterschrieben.

Der Text war von zwei Bildern moderner Städte mit Wolkenkratzern mit dem Kommentar «*von Weissen kolonisiert*» begleitet. Zwei Bilder von vermüllten Elendsvierteln, die nach Angaben des Autors Orte in Äthiopien und Haiti darstellten, wurden zum Vergleich hinzugefügt, mit dem Kommentar «*Was wäre, wenn Schwarze nie kolonisiert worden wären?*».

Die Gemeinde X meldete den Vorfall umgehend der EKR, die die strafrechtliche Relevanz der Nachricht hinsicht-

lich Diskriminierung und Aufruf zu Hass prüfte. Sie konzentrierte sich insbesondere auf das Element der Öffentlichkeit, das für die Strafverfolgung grundlegend ist.

Im vorliegenden Fall ist nach Ansicht der EKR das Kriterium der Öffentlichkeit erfüllt, da die Nachricht an die allgemeine Mailadresse der Gemeinde X gesendet wurde, zu der eine unbestimmte Anzahl von Mitarbeitenden Zugang hat. Offenkundig unterhält der Absender auch keinerlei persönliche Beziehungen zu diesen Personen. Zusammenfassend ist festzustellen, dass der Verfasser des E-Mails Schwarze und asiatische Menschen in einer gegen die Menschenwürde verstossenden Weise herabsetzt und diskriminiert hat (Art. 261^{bis} Abs. 4 StGB).

Auf der Grundlage der von der EKR vorgelegten rechtlichen Analyse erhob der Gemeindepräsident von X bei der zuständigen Staatsanwaltschaft Anzeige gegen den Verfasser des E-Mails.

Rassistischer Vorfall in einem Primarschulklasse

Ein Lehrer einer Klasse von 13-Jährigen wandte sich an die EKR wegen eines rassistischen Vorfalles in seiner Klasse. Ein Mädchen hatte einem Mitschüler ihre Hausschuhe ins Gesicht geworfen und ihn dabei schwer verletzt. Die Schülerin sagte, sie habe das getan, weil ihr Mitschüler sie mit dem «N****-Wort» beleidigt habe. Die anwesenden Jugendlichen berichteten, dass die Mitschülerin das Wort «mega» gesagt habe, woraufhin der Mitschüler nachgefragt habe, ob sie das «N****-Wort» benutzt habe, da er sie nicht richtig verstanden hätte.

Da das Mädchen sehr heftig reagiert hatte, bat der Lehrer sie, sich bei ihrem Mitschüler zu entschuldigen. Die Schü-

lerin hat daraufhin ein Plakat entworfen, das sie zwei Tage später in die Schule mitbrachte und auf dem ihre Mutter in grossen Buchstaben geschrieben hatte: «Das Wort N**** (ausgeschrieben) ist ein Schimpfwort, das in der Schule und in unserer Gesellschaft nichts zu suchen hat.» Darunter hatte das Mädchen eine Entschuldigung an ihren Mitschüler verfasst.

Im Gespräch mit dem Lehrer erklärte die Schülerin, dass die Verwendung dieses Wortes sie sehr irritiere und dass es in keinem Zusammenhang je verwendet werden sollte.

Die Mutter der Schülerin war mit der Forderung der Schule, ihre Tochter müsse sich entschuldigen, nicht einverstanden, weshalb ein Treffen zwischen ihr, ihrer Tochter, der Schulleitung und dem Schulsozialarbeiterteam vereinbart wurde. Der Lehrer bat die EKR um Rat, wie er das Gespräch am besten angehen sollte.

Die EKR empfahl, die Erfahrungen und Gefühle des Mädchens und seiner Mutter ernst zu nehmen. Es sei jedoch wichtig zu erklären, dass Gewalt nicht die Lösung sein kann. Stattdessen kann mit dem Mädchen eine Kontaktperson bestimmt werden, an die sie sich bei Vorfällen dieser Art wenden kann, z. B. ein Mitglied aus dem Sozialarbeiterteam der Schule.

Darüber hinaus informierte die EKR über Vereine, die Fortbildungen zu Reaktionen auf rassistische Situationen anbieten.

Der Lehrer teilte der EKR mit, dass das Treffen erfolgreich und von gegenseitigem Verständnis geprägt gewesen sei. Die Schülerin und ihre Mutter hätten offen über ihre Erfahrungen mit Rassismus sprechen können. Dank dieses Austauschs seien die Lehrkräfte nun noch stärker für das Thema sensibilisiert, und die Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter würden mit der Schulleitung mögliche Konsequenzen für rassistische Äusserungen besprechen.

Im Laufe des Gesprächs hätte sich herausgestellt, dass der Mitschüler das Mädchen direkt mit der Beleidigung angesprochen und sie daraufhin sogar noch verhöhnt habe. Die Schule entschuldigte sich dafür, dass das Mädchen sich bei ihrem Mitschüler hatte entschuldigen müssen. Die Lehrkräfte ermutigten die Schülerin, sich bei Problemen immer an sie zu wenden, und betonten, wie wichtig es sei, sich zu wehren, ohne Gewalt anzuwenden.

Am Ende des Gesprächs brachte die Mutter ihre Zufriedenheit darüber zum Ausdruck, dass die Schule das Thema Rassismus im Rahmen des Treffens angesprochen hatte, und würdigte die Bereitschaft der Schule, wirklich etwas zu ändern.

Rubina Lanfranchi, Juristin, arbeitete 2023 und 2024 als Rechtspraktikantin bei der EKR.

Discrimination par l'APEA

Dans le cadre d'une enquête, une collaboratrice de l'Autorité de protection de l'enfant et de l'adulte (APEA) interroge Mme A., mère de B., sur les conditions de vie de sa fille.

Citoyenne suisse, Mme A. est doctorante à l'université et juriste dans un cabinet d'avocats. L'année précédant l'entretien avec l'APEA, elle s'est battue pour le droit à l'éducation de sa fille, ce qui lui a valu un litige. C'est dans ce cadre que l'APEA intervient, Mme A. ayant été présentée comme une « *mauvaise mère étrangère* » qui ne maîtrise pas la langue locale ni le système scolaire suisse.

Bien que Mme A. maîtrise parfaitement le suisse-allemand, la collaboratrice de l'APEA s'adresse à elle très lentement pendant l'entretien, comme si Mme A. était confuse ou avait des problèmes de compréhension. Elle met également en doute sa citoyenneté suisse en invoquant la consonance étrangère de son nom de famille.

Le fait d'évoquer l'origine de Mme A. dans cet entretien et d'en tirer des conclusions sur sa personne et sur ses compétences linguistiques est totalement inapproprié : Mme A. se sent impuissante, dévalorisée et discriminée.

Avec son mari, elle décide alors de contacter la CFR. Celle-ci conseille au couple de lui adresser un courriel exposant la situation, et de l'envoyer en copie à l'APEA et à la collaboratrice chargée de l'enquête. Cette stratégie permet de faire savoir à l'APEA que la CFR est au courant du comportement xénophobe de sa collaboratrice. Ce courriel débouche sur un échange téléphonique entre la CFR et la supérieure de la collaboratrice. Sur ces entrefaites, la supérieure informe les parties que la responsable de l'enquête cédera l'affaire à un collègue, dans l'intérêt de la fille de Mme A.

La médiation de la CFR a ainsi permis d'aborder rapidement le problème,

entraînant un changement décisif dans la gestion du cas. Au final, cette intervention a permis non seulement d'éviter d'autres pressions indues, mais aussi de garantir un traitement impartial et professionnel du cas, comme il se doit pour une structure étatique.

Courriel raciste adressé aux autorités communales

Une commune reçoit un courriel aux relents particulièrement racistes. En objet, l'auteur évoque une prétendue « *obsession collective pour les nègres* ». Sur un ton haineux, il dénonce dans le corps du message l'existence d'une « *insupportable obsession collective pour les nègres* » dans les « *pays blancs* ». Il traite aussi les Noirs d'êtres primitifs et particulièrement violents. Selon lui, les pays occidentaux ne sont pas des endroits magiques qui peuvent transformer ces « *sauvages* » en Européens. Enfin, l'auteur prétend que les Asiatiques, plus intelligents que les Noirs, ont grandement profité de la colonisation, avant de conclure que cette « *obsession* » doit cesser et que ces personnes doivent s'en aller. L'auteur a signé son courriel de ses nom et prénom.

Le message est accompagné de deux images de villes modernes avec des gratte-ciel, flanquées du commentaire suivant : « *Colonisé par les Blancs* ». Deux autres images représentent des bidonvilles, situés selon l'auteur en Éthiopie et en Haïti. Elles sont accompagnées du commentaire suivant : « *Et si les Noirs n'avaient jamais été colonisés ?* »

La commune signale rapidement le cas à la CFR, qui l'analyse au regard de la norme pénale contre la discrimination et l'incitation à la haine. La CFR se concentre notamment sur le critère de publicité, fondamental pour déterminer le caractère pénal d'un acte.

En l'espèce, elle arrive à la conclusion que le critère de publicité est rempli puisque l'auteur a envoyé son courriel à la boîte commune de l'administration communale, accessible à un nombre indéterminé d'employés. De toute évidence, l'expéditeur n'avait par ailleurs aucune relation personnelle avec les employés en question. La CFR estime en outre que le courriel tombe sous le coup de l'art. 261^{bis}, al. 4, CP, puisqu'il vise clairement à rabaisser et à discriminer les personnes noires et asiatiques d'une façon qui porte atteinte à la dignité humaine.

Sur la base de cet avis de droit, le maire de la commune a déposé une plainte pénale contre l'auteur du courriel auprès du Ministère public compétent.

Incident raciste dans une classe d'école primaire

Un enseignant d'une classe de jeunes de 13 ans contacte la CFR au sujet d'un incident raciste survenu dans sa classe. Une jeune fille a lancé ses pantoufles au visage d'un camarade de classe, le blessant grièvement. Elle aurait agi ainsi parce que son camarade l'aurait traitée de négresse. Selon les autres élèves présents, elle aurait prononcé le mot « *mega* ». Sur quoi son camarade, pas sûr d'avoir bien compris, lui aurait demandé si elle avait bien dit « *negra* » (*négresse*).

Vu la réaction violente de la jeune fille, l'enseignant lui demande de s'excuser. Deux jours plus tard, celle-ci arrive en classe avec une affiche où sa mère a écrit en lettres capitales : « *LE MOT NÈGRE EST UN GROS MOT ET N'A PAS SA PLACE À L'ÉCOLE NI DANS NOTRE SOCIÉTÉ* ». En dessous, la jeune fille a rédigé un message d'excuse à l'intention de son camarade.

Lors d'un échange avec son enseignant, elle lui explique que ce mot la met particulièrement mal à l'aise et que personne ne devrait l'utiliser.

De son côté, la mère n'admet pas que sa fille ait dû présenter des excuses. Pour apaiser les tensions, elle est conviée avec sa fille à un échange avec la direction et l'équipe de travailleurs sociaux de l'établissement. Pour préparer au mieux cette rencontre, l'enseignant de la jeune fille contacte la CFR.

La CFR lui recommande de prendre au sérieux le ressenti de la jeune fille et de sa mère, tout en leur expliquant que la violence ne résout rien. Elle lui conseille aussi de désigner une personne de référence à laquelle la jeune fille peut s'adresser si ce type d'incident se répète, par exemple l'assistant social de l'école. En outre, la CFR lui transmet les coordonnées d'associations qui proposent des formations continues sur l'attitude à adopter face à des comportements racistes.

Après l'entretien, l'enseignant recontacte la CFR pour l'informer du succès de la rencontre, qui s'est déroulée dans un climat de compréhension mutuelle. La jeune fille et sa mère ont pu parler ouvertement des situations de racisme qu'elles ont déjà subies. L'échange a aussi permis de sensibiliser davantage les enseignants à cette problématique. Quant aux travailleurs sociaux et à la direction, ils entendent déterminer ensemble les éventuelles mesures à prévoir si de nouveaux cas de racisme se présentent dans l'établissement.

Lors de la réunion, il est également apparu que le camarade avait bel et bien traité la jeune fille de négresse et qu'il s'était même moqué d'elle. L'école a alors exprimé ses regrets pour avoir demandé à la jeune fille de s'excuser. Les enseignants l'ont encouragée à se tourner vers eux en cas de problème, tout en soulignant l'importance de se défendre sans violence.

À la fin de l'échange, la mère s'est dite satisfaite de la disponibilité de l'école à aborder la question du racisme et à prendre des mesures concrètes pour faire changer les choses.

Juriste de formation, Rubina Lanfranchi a travaillé comme stagiaire juridique à la Commission fédérale contre le racisme de 2023 à 2024.

TANGRAM bestellen

Commander TANGRAM

Ordinare TANGRAM

www.ekr.admin.ch

47 (Nummer / nombre / numero)

Koloniales Erbe der Schweiz
La Suisse et ses héritages coloniaux
La Svizzera e i suoi retaggi coloniali

46

Struktureller Rassismus
Le racisme structurel
Razzismo strutturale

45

Verschwörungstheorien, Fake News und Rassismus
Théories du complot, *fake news* et racisme
Teorie del complotto, fake news e razzismo

44

Rassismus im Jahr 2020
Le racisme en 2020
Il razzismo nel 2020

43

Meinungsäusserungsfreiheit und Kampf gegen Rassismus
Liberté d'expression et lutte contre le racisme
Libertà di espressione e lotta al razzismo

42

Integrationsarbeit und Kampf gegen Rassismus
Travail d'intégration et lutte contre le racisme
Lavoro d'integrazione e lotta al razzismo

41

Sport und Rassismus
Sport et racisme
Sport e razzismo

40

Muslimfeindlichkeit
Hostilité envers les musulmans
Ostilità verso i musulmani

39

Antisemitismus
L'antisémitisme
L'antisemitismo

38

Rassendiskriminierung und Zugang zur Justiz
Discrimination raciale et accès à la justice
Discriminazione razziale e accesso alla giustizia

37

Schule
L'école
La scuola

36

Welche bunte Schweiz?
Quelles couleurs pour la Suisse?
Quale Svizzera variopinta?

35

20 Jahre
20 ans
20 anni

34

Humor, Satire und Ironie
Humour, satire et ironie
Umorismo, satira e ironia

33

Anti-Schwarzer Rassismus
Racisme anti-Noirs
Il razzismo contro i Neri

32

Extremismus
Extrémisme
Estremismo

31

Die Anderen
L'Autre
L'Altro

30

Jenische, Sinti, Manouches und Roma in der Schweiz
Yéniches, Manouches, Sintés et Roms en Suisse
Jenisch, Sinti, Manouches e Rom in Svizzera

29

Berufswelt
Le domaine de l'emploi
Il settore dell'impiego

28

Stadt – Land
Ville – Campagne
Città – Campagna

27*

Politischer Diskurs
Le discours politique
Il dibattito politico

26

Sicherheit – Sicherheiten
Sécurité – Sûreté
Sicurezza – Sicurezze

25

Muslimfeindlichkeit
Hostilité envers les musulmans
Ostilità verso i musulmani

24

Strukturelle Diskriminierung
Discrimination structurelle
Discriminazione strutturale

23

Mehrfachdiskriminierung
Discrimination multiple
Discriminazione multipla

22

Multikulturelle Gesellschaft
Société multiculturelle
Società multiculturale

21

Internet

20

Monitoring
Monitoring
Monitoraggio

19

Jugend
Jeunesse
Gioventù

18

Öffentlicher Raum
Espace public
Spazio pubblico

17

10 Jahre gegen Rassismus
10 ans de lutte contre le racisme
10 anni di lotta contro il razzismo

16

Gesundheit
Santé
Sanità

15

Sport

14

Religion in der Schule
La religion à l'école
La religione a scuola

13

Medien
Les médias
I media

12

Rassismusbekämpfung international
La lutte contre le racisme sur le plan international
Lotta al razzismo sul piano internazionale

11*

Arbeitswelt
Le monde du travail
Il mondo del lavoro

10*

Rassismus und Geschlecht
Femmes et hommes face au racisme
Donne e uomini di fronte al razzismo

9

Gemeinsam gegen Rassismus
Ensemble contre le racisme
Insieme contro il razzismo

8*

Farbige Schweiz
La Suisse de couleur
La Svizzera a colori

7*

Muslime in der Schweiz
Les musulmans en Suisse
I musulmani in Svizzera

6

Religion und Esoterik
Religion et ésotérisme
Religione ed esoterismo

5

Kinder- und Jugendbücher
Livres pour les enfants et les jeunes
Libri per bambini e per giovani

4*

Lässt sich Rassismus beobachten?
(Forschung)
Est-ce qu'on peut observer le racisme?
(recherche)
È possibile osservare il razzismo? (ricerca)

3*

Zigeuner
Tsiganes
Zingari

2*

Medien und Rassismus
Médias et racisme
Mass media e razzismo

1*

Antirassismus-Strafnorm
L'article sur la discrimination raciale
La norma penale contro il razzismo

* vergriffen / épuisé / esaurito

Für weitere kostenlose Exemplare von TANGRAM wenden Sie sich an:

Pour obtenir gratuitement d'autres exemplaires de TANGRAM, s'adresser à:

Per ottenere gratuitamente copie supplementari di TANGRAM rivolgersi a:

ekr-cfr@gs-edi.admin.ch

Impressum

TANGRAM – Zeitschrift der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus
TANGRAM – Revue de la Commission fédérale contre le racisme
TANGRAM – Rivista della Commissione federale contro il razzismo

Nummer / Numéro / Numero 48

Oktober / Octobre / Ottobre 2024

Herausgeber / Éditeur / Editore

Eidg. Kommission gegen Rassismus
Commission fédérale contre le racisme
Commissione federale contro il razzismo

Inselgasse 1. CH - 3003 Bern

058 464 12 93

ekr-cfr@gs-edi.admin.ch

www.ekr.admin.ch

www.facebook.com/ekrcfr

www.twitter.com/ekrcfr

www.instagram.com/ekr_cfr/

Chefredakteurin / Responsable de rédaction / Responsabile della redazione

Sylvie Jacquat.

sylvie.jacquat@gs-edi.admin.ch

Redaktion dieser Nummer / Rédaction de ce numéro / Redazione per questo numero

Sylvie Jacquat, Samuel Jordan, Theodora
Peter (www.sprachkraft.ch)

Übersetzungen und Korrektorat

Traduction et révision des textes

Traduzione e revisione testi

Deutscher Sprachdienst GS-EDI

Service linguistique francophone SG-DFI

Servizio linguistico italiano SG-DFI

Illustrationen / Illustrations / Illustrazioni

Zoé Aubry, www.z-aubry.ch

Grafische Gestaltung / Graphisme /

Concezione grafica

Dominik Kaboré, www.dominikabore.site

Druck / Impression / Stampa

Brunner AG, Druck und Medien, Kriens,
www.bag.ch

Auflage / Tirage / Tiratura

3 850

Vertrieb / Distribution / Distribuzione

BBL, Verkauf Bundespublikationen,

CH-3003 Bern

www.bundespublikationen.admin.ch

Art.-Nr.: 301.300.48/24

Abonnement / Abbonamento

ekr-cfr@gs-edi.admin.ch

Preis / Prix / Prezzo

Gratis / Gratuit / Gratuito

Internet-Bestellungen von TANGRAM und
anderen Publikationen der EKR:

Pour commander TANGRAM et d'autres
publications de la CFR par Internet :

Per ordinare TANGRAM e altre pubblicazioni
della CFR online:

www.ekr.admin.ch

© EKR/CFR

Nachdruck von Beiträgen mit Quellenan-
gabe erwünscht: Belegexemplar an die EKR.

Reproduction autorisée avec mention de
la source; copie à la CFR.

Riproduzione autorizzata con menzione
della fonte; copia alla CFR.

Art. Nr. 301.300.48/24dfi / 10.2024 / 3 850

Die Meinung, die in den Beiträgen vertreten wird, muss nicht jener der EKR entsprechen.

L'opinion émise dans les textes ne reflète pas forcément celle de la CFR.

L'opinione espressa negli articoli non riflette necessariamente quella della CFR.

Illustrationen in dieser Ausgabe

Illustrations de ce numéro

Illustrazioni di questo numero

Die für diese Ausgabe gestalteten Bilder untersuchen das Konzept der Polarisierung durch Lichtbrechung und Lichtspiegelung, welche die Spannungsfelder dieses Phänomens symbolisieren. Die Illustrationen stehen im Dialog mit dem Medium der Fotografie und dem aktuellen gesellschaftspolitischen Diskurs und zeigen eine kritische Interpretation des Prozesses der Polarisierung.

Anhand ausgewählter Ausschnitte thematisiert die Serie die Herausforderungen der Polarisierung im Kontext des Kampfs gegen Rassismus und Diskriminierung. Sie durchleuchtet ihre Erscheinungsformen, wie beispielsweise den strukturellen Rassismus, und regt eine vertiefte Reflexion über die Einflussfaktoren der Polarisierung in der öffentlichen Debatte an: Desinformation, Machtdynamiken, Unsichtbarmachung der systemischen Unterdrückung.

In der Physik bezeichnet Polarisation die Eigenschaft von Vektorwellen, in eine bestimmte Richtung zu schwingen. Fällt ein Lichtstrahl von einem Bildschirm durch einen Polifilter, werden nur die Komponenten durchgelassen, die mit der Ausrichtung des Filters schwingen. Beim Verfahren der Künstlerin werden diese Fotografien analog und ohne Nachbearbeitung realisiert. Die Installation polarisiert das Licht eines Bildschirms, auf dem verschiedene Materialschichten aufgetragen werden.

Zoé Aubry
www.z-aubry.com

Les images réalisées pour ce numéro explorent le concept de polarisation à travers le prisme et le miroir des lumières, symbolisant les champs de tensions inhérents à ce phénomène. Faisant dialoguer le médium photographique et le contexte politique et social actuel, ces illustrations proposent une interprétation critique du processus de polarisation.

Cette série, enrichie d'extraits choisis, examine les enjeux de la polarisation dans le contexte de la lutte contre le racisme et les discriminations. Elle met en lumière ses manifestations, telles que le racisme structurel, tout en proposant une réflexion approfondie sur les facteurs qui nourrissent la polarisation dans le débat public: désinformation, dynamiques de pouvoir ou encore invisibilisation des oppressions systémiques.

En physique, la polarisation désigne la capacité des ondes vectorielles à présenter une orientation privilégiée de leurs vibrations. Lorsqu'un faisceau de lumière d'un écran passe à travers un filtre polarisant, seules les composantes alignées avec l'orientation du filtre sont transmises. Selon la méthodologie propre à l'artiste, ces photographies sont réalisées de manière analogique et sans retouche. L'installation mise en place polarise la lumière d'un écran, sur lequel interviennent diverses couches de matériaux.

Zoé Aubry
www.z-aubry.com

Le immagini realizzate per questo numero esplorano il concetto di polarizzazione attraverso un gioco di rifrazione e riflessione della luce e simbolizzano i campi di tensione insiti in questo fenomeno. Mettendo in dialogo il medium fotografico con il contesto politico e sociale attuale, le illustrazioni propongono un'interpretazione critica del processo di polarizzazione.

La serie, arricchita da una selezione di estratti, esamina le sfide della polarizzazione nel contesto della lotta contro il razzismo e la discriminazione mettendone in luce le manifestazioni, quali il razzismo strutturale, e proponendo una riflessione approfondita sui fattori che alimentano la polarizzazione nel dibattito pubblico: disinformazione, dinamiche di potere o, ancora, l'invisibilizzazione delle oppressioni sistemiche.

In fisica, la polarizzazione designa la proprietà delle onde vettoriali di oscillare sempre lungo la stessa direzione. Quando il fascio di luce di uno schermo passa attraverso un filtro polarizzatore, vengono trasmesse soltanto le componenti allineate con l'orientamento del filtro. Secondo la metodologia propria dell'artista, le fotografie sono state realizzate in modo analogico e senza ritocchi. L'installazione usata polarizza la luce di uno schermo ricoperto di vari strati di materiale.

Zoé Aubry
www.z-aubry.com